

St. King, 1116 (1)



AE
11

Geom. T. 309

3 Pages

2441/3

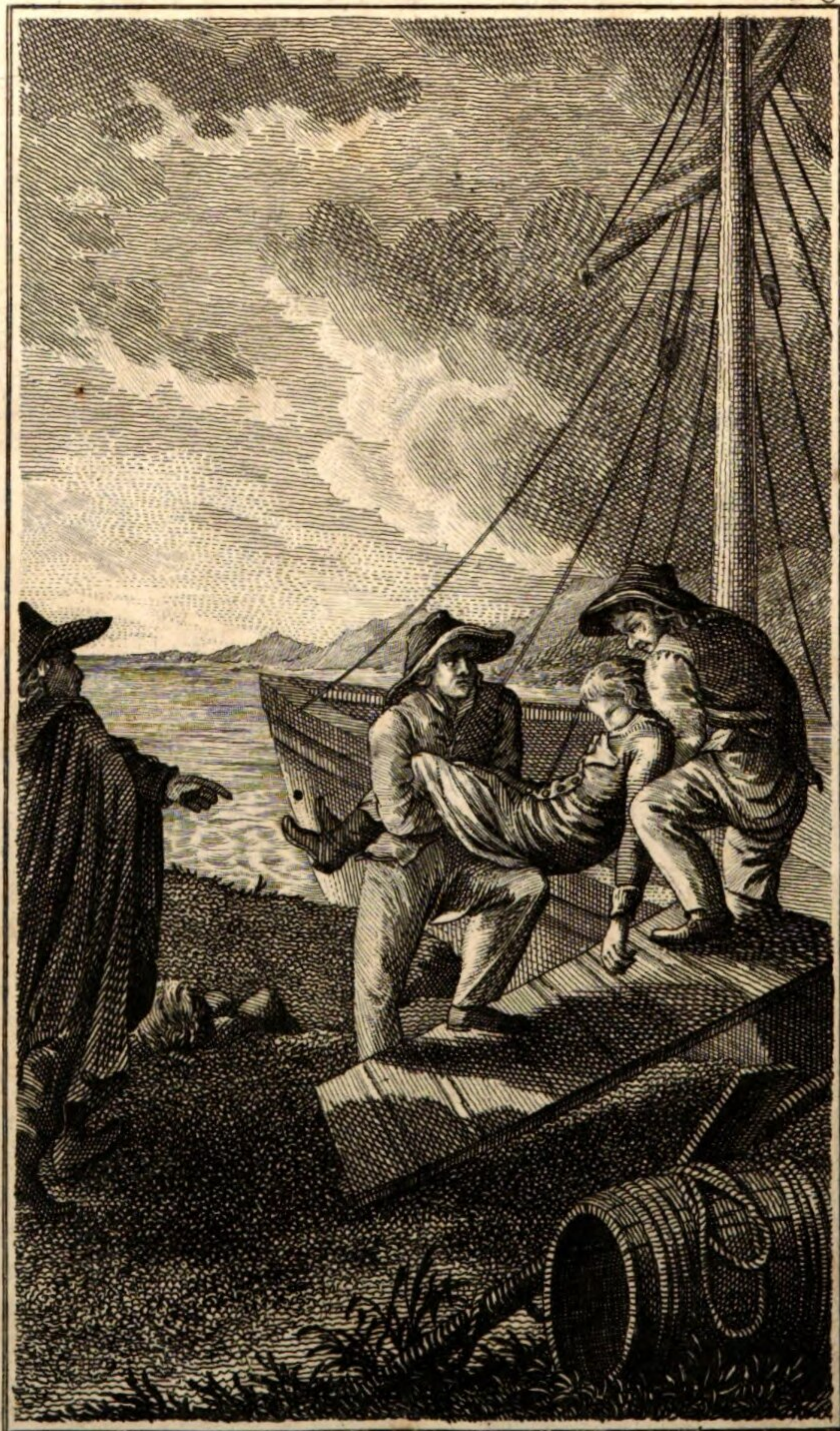


8117858

<36638469660016

<36638469660016

Bayer. Staatsbibliothek



H e i n r i c h V o g e l s

Beschreibung

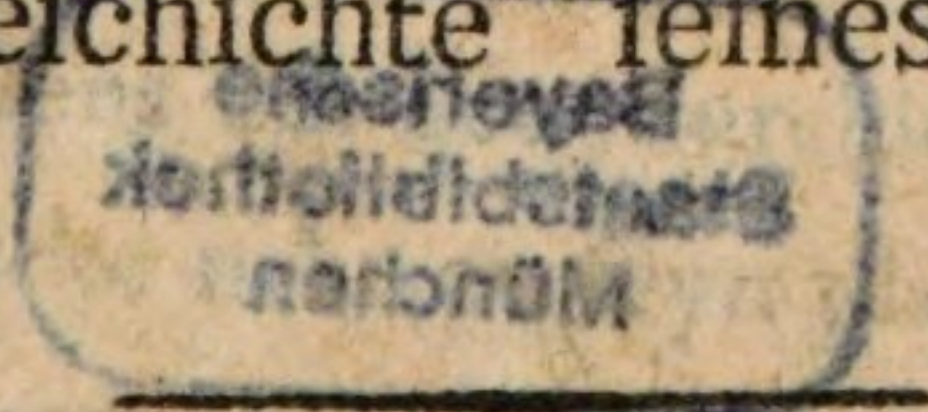
seiner dreyßsigjährigen, zum Theil glücklichen,

zum Theil unglücklichen

S e e r e i s e n ,

n e b s t

der Geschichte seines Lebens.



E r s t e r T h e i l .

Mit einem Kupfer.

Leipzig 1797,

bey Heinrich Gräff.

Heinrich Vogel

Beitrag

Leinwand, dreyfärbig, zum Theil glücklichen,

zum Theil unglücklichen

Seierfen,

neben

der Gedächtnis des Lebens.

**Bayerische
Staatsbibliothek
München**

Leinwand, dreyfärbig, zum Theil glücklichen,

zum Theil unglücklichen

Beitrag

Heinrich Vogel

Vorerinnerung.

Erst seit dem Monat März 1794. bin ich so glücklich, dasjenige wieder erlangt zu haben, was ich mir in dreyßig Jahren so oft vergeblich wünschte, nämlich: meine Tage im Vaterlande, bey den Meinigen zubringen zu können. Nach dieser Freude habe ich oft geseufzet; sie wurde mir aber immer durch neue Unglücksfälle versaget. Dreyßig Jahre mußte ich in fremden Ländern meistens zur See durchleben; wenn ich dem Augenblicke nahe zu seyn glaubte, ins Vaterland zu kommen, so wurde ich immer von demselben wieder desto weiter entfernnet!

Ich reiste den 26sten April 1764 in der Absicht von der Universität Jena ab, um ein brauchbarer Erzieher und Gelehrter zu werden, und fiel wider mein Verschulden den 23sten Juny, bey Hamburg einem Seelenverkäufer in die Hände,

wodurch ich eine andere, weit beschwerlichere und gefährlichere Laufbahn antreten mußte. Freunde, Verwandte, alle, die mich kannten, hielten mich eine Zeitlang für verlohren; sie wußten nicht, wo ich geblieben war. Jedermann erstaunte nach erhaltener Nachricht über mein gehabtes Schicksal. Man denke sich meine und meiner Geschwister Freude, als wir uns nach einer so langen Trennung endlich wieder umarmen konnten, und wie sehr sie sich mit mir gefreuet haben, mich, nach so vielen überstandenen Gefahren, wieder gesund zu sehen!

Da ich nicht zweifle, daß die Geschichte meines Lebens auch Andern Unterhaltung gewähren wird, so habe ich mich entschlossen, sie durch den Druck bekannt zu machen. Ich hielt es für nöthig, von meiner Jugend und Erziehung anzufangen und einzelne Züge, Pinselftriche und Umrisse, woraus man das Ganze und den Character zusammensetzen kann, anzuführen, die man gewiss gern auf seiner Stube lieft, wobey man sich über doch oft Glück wünschen wird, nicht Mitgesellschafter gewesen zu seyn.

Vieles

Vieles habe ich mir aus den Briefen, die ich von Zeit zu Zeit, so wie ich die Gelegenheit dazu fand, an meine Geschwister geschrieben, und die sie zu meinem Andenken aufbewahret hatten, wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Menschenkenntniß, Naturgeschichte, Sitten, Länder- und Völkerkunde war von dem Tage an, als ich die Universität verließ, der Plan, den ich mir zu meiner Reise entwarf, und wo es mir möglich war, blieb ich demselben treu. Bey meinen Seereisen suchte ich mir die Zeit durch Lesen, Schreiben oder Beobachten zu verfließen.

Manches, was ich von diesem und jenem Lande sage, wird freylich seit meiner Entfernung von Deutschland auch von Andern gesagt worden seyn; denn mit Erstaunen habe ich die Fortschritte bemerkt, die wir Deutschen in diesen drey Decennis fast in allen Arten der Wissenschaften gemacht haben; indessen werden meine Leser doch auch Manches finden, was ihnen Andere noch nicht gesagt haben; ich hoffe wenigstens, sie werden das, was ich von Ostindien gesagt habe, jetzt, da ganz Europa seine Blicke darauf heftet, gerne lesen, gesetzt

gesetzt auch, sie hätten schon andere Nachrichten davon in Händen gehabt. Die hie und da eingeschalteten Geschichten habe ich darum aus meinem Tagebuche mit eingerücket, weil ich glaubte, sie dienten zur Unterhaltung beym Lesen; sie sind auch alle von der Art, daß sie, so wie das ganze Buch, nichts enthalten, was wider die guten Sitten und wider die Moral wäre.

Mit Fleiß habe ich von denjenigen Personen, von welchen ich zugleich Nachrichten mitgetheilt habe, keine Namen genannt. Ich mußte sie auf eine nähere oder entferntere Art anführen; da aber einige von ihnen noch leben, von andern ihre Kinder, so würde es keinem Theil angenehm gewesen seyn, wenn ich sie dem Publicum bekannt gemacht hätte. Aus eben dieser Ursache habe ich auch, obgleich mein ganzes Tagebuch jetzt zu meinem Andenken im Besitz meiner Obrigkeit ist, meinem Geburtsorte aus Behutsamkeit einen andern Namen gegeben.

Der Verfasser.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Eltern, Jugend und Erziehung.

Ehe ich die Leser meiner Geschichte und meines Lebens, mit den Ursachen meiner dreyszigjährigen Entfernung vom Vaterlande, und mit der Veranlassung dazu, bekannt mache, halte ichs für nöthig, ihnen zuvor einige Nachrichten von meinen Eltern, von meiner Kindheit, Jugend und genossenen Erziehung zu geben, um sie dadurch selbst in den Stand zu setzen, sich manches in der nachfolgenden Geschichte besser zu erklären.

Pockelsloh war der Ort, wo ich 1740 das Licht der Welt erblickte. Meine Eltern hatten daselbst adliche Güter gepachtet, und sich durch Fleiss und Sparsamkeit nach und nach in recht gute glückliche Umstände versetzt: da sie nun zugleich sehr rechtschaffene Seelen waren, so genossen sie auch das Glück, von den Einwohnern des Orts geliebt und geschätzt zu werden; ja ihre Ehe wurde von allen, die sie kannten, als ein

Muster eines glücklichen Ehestandes gepriesen, und wenn das eine glückliche Ehe ist, wo jeder Gatte sein höchstes Vergnügen darinn sucht, dem andern alle Tage und Stunden, die er mit ihm lebt, immer mehr Freude zu machen, und zwar solche, die vor Gott und Menschen recht und edel ist, so war sie es auch in der That.

Meine Mutter war zwar, so viel ich mich noch davon erinnere, nicht schön von Person und Ansehen, aber sie war desto angenehmer in ihrem Umgange. Sie besaß Einsicht und Geschmack, ohne dabey witzig und gelehrt zu scheinen, ihr Gemüth war sanft, ihr Betragen fein, und ihr Herz voller Güte. Mit diesen Vorzügen suchte sie nicht nur die Zuneigung meines Vaters zu erhalten, sondern noch immer zu vermehren, und überhaupt alle Pflichten ihres Lebens nach ihren erlangten Einsichten zu erfüllen. Musste mein Vater in seinen Geschäften ausreisen, oder war er zu einem Freund außer dem Ort in Gesellschaft gebeten, so nahm sie die Gelegenheit wahr, diese oder jene ihrer Freundinnen oder Verwandtin, mit uns Kindern zu besuchen, nie aber that sie es, wenn er zu Hause war, damit sie nichts von seinem Umgange verlöhre.

Uns Kindern flöste sie die größte Verehrung und den strengsten Gehorsam gegen unsern Vater ein, und nie wünschte sie sich einen Vorzug vor ihm in unserer Liebe. Ihr Hauswesen regierte sie nach sehr wenigen Gesetzen, nämlich durch Ordnung, Wohlstand und gehörige Pflichtausübung. Hausklatscher und sogenannte Zeitungsträger duldete sie nie, schlechte Dienst-

Dienstboten ermahnte sie oder jagte sie weg, gute aber wurden von ihr geschätzt und belohnt. Bemerkte sie von Jemand im Hause eine üble Aufführung, so gab sie sehr genau darauf Acht, und hatte sie eigne überzeugende Beweise davon, so machte sie es meinem Vater bekannt. Auf diese Art machte meine Mutter ihren Haushalt zu einem der angenehmsten, und ihren Umgang zu einem auferst lehrreichen und nützlichen.

Mein Vater hingegen besafs einen feinen und durch eine vernünftige Erziehung gebildeten Verstand, richtige Grundsätze und Festigkeit in seinen Entschlüssen, zugleich aber auch eine sehr übereilte Empfindlichkeit, die aus dem heftigen Temperamente entstand, das mit seinem guten Herzen verbunden war. Er war aufrichtig und ohne Verstellung edelmüthig, konnte leicht durch Beleidigungen aufgebracht werden, und vergab eben so leicht, wenn sich seine Hitze geleeget hatte.

Seine Zuneigung zu meiner Mutter war auferordentlich feurig, seine Liebe aufrichtig, seine Haushaltung vernünftig und seine Freygebigkeit und Dankbarkeit hatten keine Gränzen. Die Pflichten im gemeinen, gesellschaftlichen und häuslichen Leben verursachten ihm manche Mühe und Sorgen, aber die verschiedenen Eindrücke, welche diese nachliessen, wufste die Gefälligkeit und Zärtlichkeit meiner Mutter immer zu verwischen; und so wie das Sanfte und Starke mit einander vermengt, die schönste Harmonie der Töne verursacht, so gaben auch die Stärke des Geistes

Geistes und die Güte des Herzens meines Vaters und die sanfte Zärtlichkeit des Charakters meiner Mutter, einander die Vollkommenheiten, woraus diese ihre beyderseitige Glückseligkeit entstand, die von allen ihren Freunden anerkannt wurde.

Von solchen Eltern hatte ich also, nebst zwey Schwestern und einem Bruder, das Glück gebohren und erzogen zu werden. Unfre Erziehung war zwar keinesweges nach den neuern Grundsätzen, die während meiner langen Entfernung von Deutschland eingeführt worden sind, eingerichtet: allein da meine Eltern beyde Verstand und gute Sitten hatten, so war sie doch für jene Zeiten sehr vernünftig, und sie boten sich einander bey diesem Geschäfte die Hände so gut, daß sie den glücklichen Fortgang ihrer Bemühungen von Zeit zu Zeit mit Vergnügen sehen konnten.

Unfre Gemüther zu erforschen, war eine von ihren Haupt Sorgen; nach unsern verschiedenen Characteren bestrebten sie sich uns zu einer demselben angemessenen Lebensart zu bestimmen, und nach dieser Bestimmung frühzeitig zu bilden. Auch gewöhnten sie uns von Jugend auf zur Unerfrockenheit, weil sie immer sagten, Schrecken und Furcht vergrößerten nur die Gefahr, und wo keine da wäre, würde das Gemüth oft durch eine falsche Einbildung so verwirret, daß dann der Klügste manchmal wie ein Thor handelte. Von der zartesten Kindheit an, sorgten sie dafür, daß sie uns zu gesunden Kindern, sowohl am Geist, als am Körper erzögen, und damit wir nicht,
gleich

gleich so vielen andern Kindern, beständig mit Husten, Schnupfen oder Flußsiebern geplagt würden, mußten wir, so viel wie möglich, stets in freyer, aber doch immer gemäßigter und reiner Luft seyn. Wir wurden täglich, die Witterung mochte seyn, wie sie wollte, gewaschen. In der warmen Jahreszeit geschah es in einem vor unserer Wohnung vorbeystießenden Bach, bey rauherer Witterung aber wurden wir in einen Wassereimer, der sehr groß war, eingetaucht. Bier, Wein und Brandtwein wurde uns gar nicht gegeben. Unser Getränk war frisches Quellwasser, und zwischen und gleich nach dem Essen durften wir gar nicht trinken. Bey großer Sommerhitze wurde uns entweder saure Milch gegeben; oder das Gelbe von einem Ey ins Wasser gequert, und damit es uns nie an gehöriger Bewegung fehlen möchte, so hatten wir bis in unser achttes Jahr, nie mehr als täglich drey Stunden Unterricht. Dieser vernünftigen Erziehung habe ich ohnstreitig die nachherige Festigkeit meines Körpers mit zu verdanken gehabt, ohne welche ich sicher nicht die Hälfte von dem, was ich erfahren, gelitten und ausgestanden, würde haben aushalten können: und eben darum hielt ich es für gut, denselben kürzlich zu erwähnen.

Da meine Eltern stets bemühet waren, unsere Anlagen und Kräfte zu entwickeln; da sie stets dafür sorgten, daß uns diese Entwicklung nicht schädlich würde, sondern zu einer solchen Thätigkeit gewöhnte, die für uns in der Zukunft nützlich und heilsam wäre, so entschlossen sie sich, da wir mehr heranwuch-

fen, einen eignen Hauslehrer anzunehmen, der ihre angefangene Erziehung fortsetzen und uns unter seiner Aufsicht haben sollte. Sie dachten, dieser würde unser andrer Vater, unser Lehrer der Tugend, und ihr eigner Freund seyn, der unsre jungen Herzen zu allem Guten zu bilden suchte.

Sie glaubten am sichersten zu gehen, wenn sie sich an einen Professor auf einer Universität wendeten; und da ein naher Anverwandter von uns in Greifswalde Professor war, so schrieb mein Vater an ihn, und machte ihm seine Forderungen und Bedingungen, so wie auch die Einrichtung seines Hauswesens nebst der bisherigen Art, uns zu erziehen, bekannt. Wir erhielten bald Antwort, daß Er so glücklich gewesen wäre, einen jungen Mann zu finden, der allen Forderungen und Wünschen entsprechen würde.

Nach einigen Wochen kam Herr Reimann, so hieß sein werther Name, bey uns an. Da er anfangs sehr viel versprach, wovon er jedoch in der Folge nichts hielt, so wurde er auch von meinen Eltern, als der beste Freund ihrer Kinder und als unser größter Wohlthäter, empfangen und behandelt. Er hatte ein gutes äußeres Ansehen und ein sehr einnehmendes Wesen. Vermuthlich mochte beydes dem Herrn Professor verführet haben, uns diesen Mann, den er wahrscheinlich nur dem Aeußern nach gekannt hatte, zu empfehlen; denn die von unsern Eltern so vernünftig und zweckmäßig angefangene Erziehung war er gar nicht fähig fortzusetzen.

Was

Was Ordnung, Reinlichkeit, körperliche und moralische Erziehung sey, war ihm völlig unbekannt. Er hielt seine sieben Stunden Schule, täglich mechanisch fort, unbekümmert, ob sein Unterricht uns faßlich, unsrer Bestimmung angemessen und uns nützlich wäre. Die Neugierde, die uns, wie allen jungen Beschauern der Welt, natürlich war, das *Wie* und *Warum* einer jeden Sache zu wissen, forderte ihn niemals auf, unsre unentwickelten Seelen, auf einen Weg zu leiten, wo wir durch eignes Nachsinnen auf Wahrheiten gestoßen wären, welche Licht über unsere Kenntnisse verbreitet hätten.

Der größte Theil des Tages wurde mit Latein verschwendet. Ich sage mit Fleiß verschwendet, denn der ganze Unterricht bestand in Vokabeln lernen und dergleichen. Wäre sein Unterricht zweckmäßig gewesen, so würde ich nichts davon erwähnen, da ich fest überzeugt bin, daß das Griechische und Lateinische Sprachen sind, die kein wahrer Gelehrter entbehren kann, und die der Weltweise und der Theolog so nöthig hat, als der Arzt und Rechtsgelehrte. Die lateinische Sprache ist und bleibt gewiss noch lange Zeit diejenige Thür, durch welche man unumgänglich zu jeder Gattung von ausgebreiteten Kenntnissen eindringen muß. Latein muß also der Knabe lernen, wenn er sich gelehrten Beschäftigungen widmen will. Nur muß ein Lehrer nicht den größten Theil des Tages, wie es der Unfrige machte, damit zubringen.

An Naturgeschichte, die für Kinder so viel Reiz hat, an Weltgeschichte und Erdbeschreibung, an Brief-

schreiben und an richtige Erlernung der Muttersprache, wurde gar nicht gedacht, und damit ich es nur kurz sage, sein trockner Vortrag und Unterricht schreckte uns mehr vom Lernen ab, als daß er uns dazu ermunterte. Das geringste Versehen wurde mit dem Stock oder mit Ohrfeigen bestraft, und so gieng ein halbes Jahr hin, ehe meine Eltern nur ahndeten, daß ihre gute Absicht mit uns nicht erreicht würde: und wer weis, wie lange sie diesem Miethlinge ihr Zutrauen noch geschenkt hätten, wenn sie nicht, theils durch seine eigne ausschweifende Lebensart, theils durch die Warnung unsers neuen Predigers waren aufmerksam gemacht worden.

Gleich nach Reimanns Ankunft bey uns, wurde nämlich unser Prediger Diedrich, ein junger, geschickter und angenehmer Mann, ein wahrer Vater seiner Gemeinde, an einem Sonnabend des Abends von drey Dieben, die sich in seine Wohnung geschlichen und eine Zeitlang darinnen verstecket hatten, in Furcht und Schrecken versetzt. Er war etwa 34 Jahre alt und unverheurathet. Da er selbst einiges Vermögen hatte und das Studiren der Landwirthschaft vorzog, so hatte er alles verpachtet, und niemand als eine alte Haushälterin bey sich, die noch dazu sehr schwer hörte. Da er sich im Hause in dieser misslichen Lage auf Niemand verlassen konnte, und die Diebe schon in der andern Stube bey den Kirchengeräthen hörte, so schloß er sich in die seinige ein; da sie ihn aber endlich auch überfallen und die Stubenthür aufbrochen wollten, so schrie er um Hülfe aus dem Fenster.

ster. Hätte er nicht Feuer, sondern Diebe gerufen, so würden die herzu-eilenden Menschen die Böfewichter bekommen haben, so aber entkamen sie, denn Niemand suchte Diebe, sondern Feuer.

Dieser traurige Vorfall hatte für den guten Diedrich üble Folgen, und die Gemeinde verlor dadurch zugleich einen Mann, den sie in jeder Rücksicht zu schätzen Ursach hatte; besonders mußten ihn die Armen und Hülfbedürftigen bedauern, denn er hatte die Religion der Liebe eben so nachdrücklich durch seine Handlungen, als durch seine Vorträge gelehrt. Folgendes, was ich mir noch erinnern kann, wird es bestätigen. Einst hatte er, wie er oft zu thun pflegte, einen Kranken besucht, und fand ihn auf einem harten Lager; er fragte mitleidig, wo denn das Bette hin wäre, welches er das vorigemal bey ihm angetroffen hätte? Ach! seufzte der Elende, ich habe es aus Noth verkaufen müssen, um meine Frau von dem Gelde begraben zu lassen! Er fragte weiter, woher denn der so widrige Geruch in seiner Wohnung entstünde? Der bekümmerte Kranke entdeckte ihm, daß die Leiche seiner Frau, deren Tod er, des Geldmangels wegen, mehrere Tage heimlich gehalten, denselben verursache. Diedrich, vom Mitleiden gerührt kaufte ihm nicht nur gleich sein Bette wieder, sondern machte auch Anstalt, daß die Todte begraben wurde, ja er schickte ihm, bis zu seiner Wiederherstellung, täglich Erquickung und Nahrung. Der Gemeinde hatte er 600 Thaler zum Bau der Kirche vorgeschossen; weil das Schiff und der Thurm einstürzen wollten,

aber er schrieb alle Jahre am Tage, wo ihm die versprochenen Zinsen hätten sollen bezahlet werden, eine Quittung, daß er sie derselben erlassen wollte, weil er ohnedieß im verflossenen Jahre von ihr auf mancherley Art wäre beschenkt worden. Diese und ähnliche Beyspiele von der Großmuth und Wohlthätigkeit dieses Mannes, hörte ich oft erzählen, und es war daher kein Wunder, daß es der Gemeinde sehr zu Herzen gieng, als sie merkte, daß ihr lieber Pfarrer nun ein ganz anderer Mann wurde.

Kurz nach diesem Vorfalle fieng er an, tiefsinnig und schwermüthig zu werden; den nächsten Sonntag predigte er noch, die folgenden aber kehrte er gemeinlich, wenn er an, oder höchstens auf die Kanzel gekommen war, wieder in seinen Beichtstuhl zurück, und ließ die Gemeinde ohne Predigt nach Hause gehen. Endlich wagte er es gar nicht mehr, aus seiner Stube zu gehen. Er verlor den Schlaf, wurde ganz Menschenfurcht und aß und trank nichts, als was ihm mit Gewalt eingenöthiget wurde. Ganze Tage und Nächte gieng er in seiner Stube auf und nieder, rang die Hände, schloß sich ein, und schrie so laut, „Diebe, Mörder!“ daß man es weit von der Pfarre hören konnte. Anstatt zu arbeiten und zu studieren, wie er sonst gemacht hatte, nahm er nun eine abgestumpfte Feder oder einen Kohlstrunk, befestigte solchen in den Tisch, und schlug darauf oder hieb den obern Theil mit einem Streich herunter; um dieß zu thun, hatte er beständig ein großes Messer bey sich. So wird mirs auch gehen, setzte er hinzu. Es flossen darauf

Thra-

Thränen aus seinen Augen, er betete, und schrie: Mörder, Diebe!

In einem solchen Zeitpunkte antwortete er auf keine Fragen. Er sah starr und still auf Jeden, der ihn anredete; selbst seine besten Freunde erhielten entweder gar keine, oder nur abgebrochene Antworten, ohne Sinn von ihm. Bey dem allen kehrten stets seine Thränen zurück, und diess schien ihm Erleichterung zu verschaffen, auch ruhige Zwischenstunden zu geben: es dauerte aber nicht lange, so sahe er wieder starr vor sich hin und bekümmerte sich um keine Gegenstände, die um ihn waren. Man schonte ihn noch immer, man suchte ihn durch Zureden und freundschaftliche Behandlung wieder zu beruhigen, aber er blieb sich stets gleich, und antwortete höchstens; ihm fehle nichts!

Endlich wurde die ganze Sache an das Konsistorium berichtet. Dieses schickte der Gemeinde einen guten und geschickten Kandidaten, der so lange, bis Diedrich wieder hergestellt seyn würde, dessen Amt versehen sollte. Dieser biedere, offene und redliche Mann öffnete meinen Eltern die Augen, und sagte es ihnen gerade zu, sie wären mit ihrem Hauslehrer sehr schlecht versehen.

Er mochte etwa zwey Monate im Orte seyn, so kam er einmal unter dem Vorwande, meine Eltern zu besuchen, des Morgens zu uns, lenkte die Unterhaltung unvermerkt auf unsern Informator, und sagte es ihnen zuletzt gerade zu, daß er sie bedauerte, einen solchen Mann zum Führer ihrer Kinder bekommen

zu haben; er hatte ihn in der kurzen Zeit, daß er in Pockelsloh wäre, so wohl von Seiten des Herzens, als des Kopfes genau beobachtet, und nach allem, was er von ihm gehört und selbst bemerkt, mußte er sie beklagen.

Bey mehrerm Nachfragen und Erkundigungen fand sich leider auch alles wirklich so! Reimann hatte beynahe alles Gefinde und einen grossen Theil der Einwohner, gegen meine Eltern aufgehetzet, uns Kindern die hässlichsten Grundsätze gelehrt, es uns zur Pflicht gemacht, unsere Eltern zu behorchen, und ihm alles, was in seiner Abwesenheit gesprochen worden war, wieder zu erzählen. Unser Essen und Trinken, unfre ganze innere Hauseinrichtung, war von ihm bey andern getadelt und auf das schlechteste beschrieben worden. Bey Tische genoß er nur wenig; kaum war er aber wieder auf seiner Stube, so aß er Gebäcknes, Zuckerwerk und dergleichen. Des Abends kam er entweder selten oder gar nicht zu Tische; dagegen liefs er sich im Orte bey einem hübschen Bauermädchen, unter dem Vorwande, etwas kochen, daß er bey uns nicht genug zu essen bekäme! Diese und ähnliche Dinge waren vorgefallen, ohne daß meine Eltern etwas davon wußten, und nun, nachdem sie bey näherer Erkundigung alles erfuhren, blieb ihnen nichts übrig, als einen solchen Menschen, so geschwind als möglich, aus ihrer friedlichen Wohnung zu schaffen.

Aber nun fahen sie sich wegen unsrer Erziehung auch in einer neuen Verlegenheit. Sie fühlten es zu sehr,

sehr, daß häusliche elterliche Bildung diejenige wäre, welche die Natur verordnet, eingeleitet und auf alle mögliche Art erleichtert hatte. Diese Bildung wollten sie uns daher auch noch nicht entbehren lassen. Es würde auch gewiß für meinen Bruder und für mich zum größten Schaden gewesen seyn, wenn sie uns schon auf eine öffentliche Schule geschicket hätten, weil wir uns da zu früh selbst überlassen gewesen wären. Dazu kam auch noch dieses, daß die uns zunächst gelegenen Gymnasia damals alle Eigenschaften hatten, den Kopf des Schülers zu verschrauben und sein Herz zu verschlimmern.

Der neue Prediger lehnte den Antrag, uns zu erziehen, unter dem Vorwande ab, daß ihm die Unbekanntschaft mit seinen Amtsarbeiten, zu wenig Zeit übrig ließe, als daß er versprechen könnte, das wichtige Amt eines Jugendlehrers gewissenhaft zu verwalten. Meine Mutter sahe sich daher genöthiget, uns wieder unter ihre Aufsicht zu nehmen, und uns so gut, als es ihre Hausgeschäfte erlaubten, zu erziehen. Noch denke ich mit Vergnügen an die mit ihr gemachten Spaziergänge, wo sie uns gewöhnlich Geschichten von weisen und guten Menschen mittheilte, und wenn wir diese unserm Vater bey Tische wieder richtig und gut zu erzählen wußten, so schenkte er uns gemeiniglich das Bild des Urhebers der guten That. Daraus entstand denn endlich ein kleines Cabinet des Nützlichen, Guten, Edeln und Großen in unserer Kinderstube, welches für das, wegen seiner Bos-

Bosheit so verschrieene Menschengeschlecht, nicht klein war.

Ohngefähr nach einem Jahre, bekam mein Vater von seinem Gutsherrn einen Brief, daß er die von ihm gepachteten Güter und Ländereyen verkauft, und daß der Käufer gesonnen sey, das Gut selbst zu bestellen. Einen unangenehmern Brief hätte mein Vater nicht bekommen können. Er schrieb an den neuen Besitzer, that Vorstellungen, erbot sich mehr Pacht zu geben, aber es war vergebens; er mußte, da seine Pachtjahre zu Ende waren, Pockelsloh verlassen, wo er so manches glückliche Jahr durchlebte, und sich stets von seinem Gutsherrn geachtet gesehen hatte. Dieser war Hauptmann in kaiserlichen Diensten, und kam nur zuweilen auf Urlaub nach seinen Gütern. Da er meinen Vater bey verschiedenen Gelegenheiten durch thätige Hülffleistungen hatte kennen lernen, vorzüglich in den Zeiten, wo er als Fändrich seine Glücksumstände sehr verschlimmert hatte, so setzte er auch beständig ein großes Vertrauen in ihn.

In seinen jüngern Jahren hatte ihn nämlich die Spielfucht so sehr eingenommen, daß ihm jede Pflicht und jede Sache, die seiner Neigung zu der begünstigten Leidenschaft widersprach, unerträglich war. Er wandte kaum Zeit genug auf die Ruhe, oder wenn er schlief, so sahe er im Traume Kartenhaufen und hörte das Geprassel der Würfel. Seine Mahlzeiten versaumte er, oder wenn er sie abwartete, so sah er es als einen solchen Zeitverlust an, daß er die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschluckte, und wieder

zum Spieltische eilte. Kurz, er war damals ein Spieler vom Handwerke. Einige Zeit hatte er das Glück zum Freunde, und er war so glücklich, daß er seinen Gewinn oft kaum übersehen konnte.

Nachdem er sein Leben so eine geraume Zeit zugebracht hatte, so änderte sich sein Glück; er verlor nicht nur alles Gewonnene, sondern auch bald sein ganzes Vermögen. In dieser Lage erhielt er Befehl, neue Truppen zu werben, und er brachte auch wohl hundert und funfzig Mann zusammen, oder vielmehr sein Feldwebel, welchem er diese Arbeit überlassen hatte, um seinen Lieblingsgeschäfte desto ungestörter nachgehen zu können. Nach einigen Abwechselungen von Glück und Unglück, erklärte sich letzteres endlich so offenbar wider ihn, daß er in einem Abend gänzlich von allem Gelde entblößet wurde.

In dieser Noth wandte er sich an den Hauptmann desselben Regiments, wobey er stand, und bat ihn, ihm hundert Thaler zu leihen; allein dieser schlug es ihm mit diesen Worten ab: Wie? ich sollte mein Geld einem Spieler vom Handwerke leihen? Nein, mein Herr, sie werden mich entschuldigen. Denn nothwendig muß ich entweder meinen Freund oder mein Geld verlieren. Ich möchte aber lieber mein Geld behalten.

Mit dieser spöttischen abschläglichen Antwort begab er sich verzweifeln in sein Quartier, wo er sich aufs Bette warf, um seine Gedanken und seine Sorgen während der Tageshitze in eine augenblickliche Ruhe

zu versenken. Von ohngefahr stach ihm eine Mücke, oder ein anderes Ungeziefer, er erwachte davon, und sein melancholischer Zustand stellte sich sogleich auch in weit stärkern Farben vor ihm dar. Ohne Geld und ohne Aussicht, wo er etwas bekommen könnte, um sich selbst und seine Rekruten zu unterhalten, bis sie zum Regiment kämen, welches noch in einiger Entfernung von ihnen lag! Waren sie aus Mangel der Bezahlung durchgegangen, so hatte er die Verantwortung davon gehabt, und die Kassirung würde gewiss darauf erfolgt seyn, weil er seinen Kaiser in Dienste betrogen. Einen Freund hatte er nicht! Denn der, den er dafür hielt, hatte ihm seine Hülfe nicht nur abgeschlagen, sondern noch gar spöttische Reden hinzugefüget. Bekanntschaft hatte er nicht, und Fremde, welche er kannte, würden ihm eine so große Summe, als zu seinem Bedürfniss nothwendig war, nicht geliehen haben!

Natürlicher Weise führte ihn dies dahin, daß er ernstlich über das, was ihm zum Spiel gebracht hatte, nachdachte, und dies war, wie er gleich merkte, Müßiggang. Die Ursache hatte er jetzt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer. Wie ward diese mit Verhütung eines neuen Falles ins Werk gerichtet? — Etwas mußte geschehen, er mußte eine Lebensart anfangen, wo er seine Zeit so anwandte, daß er keine übrig behielt, sie auf das Spiel zu verschleudern.

In diesem Zustande fiel es ihm ein, daß die Adjutantenstelle bey dem Regiment offen sey; er entschloß sich,

sich, um dieselbe anzuhalten, weil es eine Stelle wäre, wo er vermuthlich eine hinreichende und löbliche Art des Zeitvertreibes finden würde. Er hatte noch Wechselbriefe, wovon er zu seiner Beförderung bey der Armee, so viel als ihm beliebte, aufnehmen konnte, nicht aber um das Geld müßig zu verschleudern, oder seine Ausschweifungen damit zu befriedigen. In so weit hatte alles seine Richtigkeit. Aber die größte Schwierigkeit blieb noch, er mußte eher zum Regiment gehen, ehe es mit der Adjutantenstelle entschieden werden konnte. Da er sich nun so bemühte, irgend ein Hülfsmittel zu ersinnen, um sich aus diesem Dilemma zu wickeln, so kam sein Freund der Hauptmann, der ihm des Morgens die Bitte abgeschlagen hatte, um ihm einen Besuch abzustatten.

Nach einer sehr kaltblütigen Aufnahme von Seiten des Fahndrichs, fragte der Hauptmann, wie er sich von der Verlegenheit, worinn er sich offenbar befände, loszumachen gedächte? Der Fahndrich erzählte ihm hierauf seine ganze Meynung von der Sache, und entdeckte ihm sein Vorhaben, sich um die Adjutantenstelle zu bewerben, so bald er zu dem Regimente würde gekommen seyn.

Sogleich stund sein Freund auf, umarmte ihn und sagte: Theuerster Freund, ich schlug ihnen diesen Morgen ihre Bitte mit so kurzen Worten ab, in der Absicht, sie zu einer Empfindung des gefährlichen Zustandes zu bringen, worinn sie sich befinden, um Sie zu einer ernstlichen Betrachtung über die thörichte Lebensart, der sie sich ergeben haben, zu führen. Ich

freue mich von Herzen, daß es die erwünschte Wirkung thut. Fahren Sie in diesem löblichen Vornehmen fort. Glauben Sie mir es, Müßiggang und Spiel sind der Untergang eines jungen Mannes. Mein Ansehen, mein Rath, mein Vermögen, alles steht zu Ihrem Befehl, wenn Sie ordentlich leben. Da nehmen Sie dieß, und bedienen sich dessen, was zu ihrem eignen und der Rekruten Unterhalt nothwendig ist, nach ihrem Belieben.

Dieß brachte den Fahndrich sogleich vom Bette, und das Betragen am Nachmittage ließ ihm das Unangenehme der des Morgens erhaltenen Weigerung völlig vergessen. Er sah den Hauptmann jetzt in der angenehmsten Gestalt eines aufrichtigen Freundes, und stets hielt er ihn künftig für einen solchen, und fand ihn auch jederzeit so. Kurz, der Fahndrich begab sich mit seinen Rekruten zum Regiment, wo er seines glücklichen Fortgangs wegen großen Beyfall erhielt, dessen er eben sowohl als seiner Stelle, durch die an einem Morgen begangene Thorheit, beynahe wäre verlustig worden. Er bemühte sich sogleich um die Adjutantenstelle, und war so glücklich sie zu erhalten.

Von dem Tage an, rührten ihn weder Karten noch Würfel mehr; er bediente sich derselben nur noch in guten Gesellschaften zur Aufmunterung und zur Erquickung seines Gemüths nach ernsthaften Geschäften, spielte stets kleine und niedrige Spiele, und wurde von nun an nicht nur ein sehr thätiger, sondern auch edel und gütigender Officier. In dieser Pe-
riode

riode seines Lebens leistete ihm mein Vater sehr wesentliche Dienste mit Geldanleihen, wodurch er in Stand gesetzt wurde, alle seine Jugendschulden zu tilgen; und daher schrieb er auch stets als Freund an ihn; kam er einmal auf Urlaub zu uns, so hatten wir die fröhlichsten und vergnügtesten Tage, und beyde Theile trennten sich immer sehr ungern. Desto schmerzlicher war es ihnen nun, diesen Gutsherrn auf einmal so unerwartet zu verlihren.

Die Ursache, warum er sein Gut verkaufte, war diese: er hatte in Verbindung mehrerer Verwandten ein weit größeres geerbet, und war von den Erben der Einzige, der Vermögen genug hatte, die Andern auszubezahlen. Um es aber ganz Schuldenfrey anzutreten, verkaufte er das, welches mein Vater so lange Jahre gepachtet hatte, an einen gewesenen preussischen Officier. Allein dieser war dem ersten Herrn in allen Stücken unähnlich. Er war einer von den Charaktern, dergleichen es zur Ehre der Menschheit nur sehr wenige giebt! ein träger, gefühlloser Mann, stolz auf sein Geld und Adel, niedrig und unedel in allen seinen Gesinnungen, mißtrauisch und bis zur Betrügerey interessirt.

Da er der Liebling eines gewissen Grafen gewesen, so hatte er durch ihn die Tochter eines sehr reichen Edelmannes zur Gemahlin bekommen, von welcher der Graf den Fräuleinnamen geraubet hatte. Er selbst war arm und dürftig gewesen, und hatte vor seiner erhaltenen Dimission nichts als seinen Adel gehabt. An seinem Hochzeitstage war er in den Besitz

des ansehnlichen Vermögens seiner Frau gekommen, und wenige Tage darauf ward er zum Vater gemacht.

Kaum war dieser Herr mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in Pockelsloh angekommen und etwas bekannt worden, so merkte auch ein jeder bald, daß wir an dieser Familie keine wichtige Eroberung gemacht hätten. Auch meine Eltern fühlten das. Es wurde ihnen mit Verachtung begegnet, eine Stube um die andere genommen, und mancher Schade zugefüget. Sie hatten in der kurzen Zeit, daß sie noch da wohnten, mehr Unannehmlichkeiten, als sie zuvor während ihres ganzen Aufenthaltes daselbst nicht gehabt hatten. Nicht besser gieng es mit den andern Einwohnern. Schon in den ersten sechs Monaten wurde die Freundschaft und der bisherige aufrichtige Umgang durch diese Familie gestöret; denn nie gieng eine Gesellschaft, wo sie war, mehr aus einander, wo nicht gezanket oder wenigstens Eins beleidiget worden wäre.

Die gnädige Frau war unter den Lustbarkeiten und Zerstreuungen, im Schoosse des Ueberflusses, des beständigen Wohllebens und der Eitelkeit erzogen. Von wahrer Noth und Elend wufste sie sich gar keine Vorstellung zu machen; daß es Menschen gäbe, die oft nicht einmal Geld zum Brod hätten, wollte sie nicht glauben. Gewohnt in der Stadt von einer Gesellschaft zur andern, von einem Spieltisch zum andern und von einem Kanapee auf das andere geschleudert zu werden und Menschen zusammen zu hetzen, fand sie das Landleben unertraglich. Sie taugte nicht einmal

mal zum Müßiggang; denn sie verschwendete ihre Zeit, ohne dieselbe auch nur nach der Armuth ihres Geistes zu genießen, sie war allenthalben übel, auch sogar bey Tische, allenthalben war ihr der Othem schwer und der Kopf dick, überall hatte sie Lange- weile und allenthalben machte sie welche. Sie schien beschäftigt zu seyn, und verrichtete nichts. Im Sommer wünschte sie den Winter, im Herbst den Früh- ling, am Morgen den Abend, am Abend den Morgen, und wenn eins davon herannahete, war sie unzu- frieden.

Bis jetzt hatte sich Pockelsloh durch seine Gröfse, Menge der Einwohner und ihren Wohlstand in der ganzen Gegend ausgezeichnet. Dieses hatte es weder seiner Lage, noch der Gröfse und Fruchtbarkeit seiner Feldflur, sondern einzig und allein dem Fleisse und der haushälterischen Ordnung der Einwohner, zu verdanken. Funfzig Jahre zuvor standen die Pockels- loher in dem schlimmen Rufe der Ungezogenheit und Völlerey, aber seitdem war Arbeitsamkeit und Sparsamkeit bey ihnen Mode geworden. Dadurch nahm der Ort an Gröfse und Einwohnern so zu, dafs die Zahl der Schulkinder seit jener Zeit von 80 auf 130 gestiegen war. So wie diese heranwuchsen und ihren Eltern mit an die Hand giengen, so wurden die- se auch reicher.

Aber jetzt litte der gute Ort durch diese Familie auch hierinn eine Veränderung, die traurig war. Tu- gend und Reinigkeit der Sitten und mit ihnen auch häuslicher Fleifs, wurden auf das gefährlichste ange-

griffen, und dadurch vieles Unheil in manchen Familien gestiftet. Was man vorher in langen Jahren nicht gehört hatte, daß nemlich eine Frau ihrem Manne untreu gewesen, oder eine Jungfrau ohne vorhergegangene Hochzeit ins Kindbette gekommen wäre, wurde nun auch gewöhnlich. Der adliche Herr und seine Diener waren so ausgelassen, daß nicht leicht ein Mädchen ihren Nachstellungen entgehen konnte. Darüber erlebten wir noch während unserm Daseyn manche traurige Auftritte, und einer der Einwohner kam darüber sogar um sein Leben. Er schöpfte einigen Verdacht gegen die Treue seiner Frau, und wußte es sehr gut, daß es auch unter den Adlichen, Herren giebt, die es ihrer Ehre nicht zuwider halten, mit geringen Personen Schandthaten zu treiben, wenn sie sich gleich schämen würden, mit ihnen zu essen, oder im Gotteshause in einer Reihe zu sitzen. Da er nun seine Frau deshalb zur Rede setzte, suchte sie ihre Unschuld nicht durch Bitten, Thränen und Blicke zu beweisen, womit das Weib sonst den hartherzigsten Mann entwaschen kann; sondern sie griff voller Wuth nach einer großen Scheere und wollte sich damit umbringen. Der Mann kam ihr zwar zuvor, zum Unglück lag aber auch ein Messer auf dem Tische. Dieß faßte sie, und da er es ihr mit Gewalt nehmen wollte, fuhr ihm das Messer im Handgemenge tief in die Brust und verletzte eine Pulsader. An dieser Wunde lag er sechs Tage krank und schien Hofnung zum Aufkommen zu haben; aber am siebenten starb er. Das Weib vertheidigte sich nun im Verhör damit, daß sein Tod blos dem

dem

dem Umstande zuzuschreiben sey, daß er kaum sechs Stunden vor seinem Ende, bey der Ausföhnung mit ihr, die Zärtlichkeit so weit getrieben, daß die heftige Rührung einen frischen Blutsturz in der Brust und dadurch seinen Tod veranlaßt habe. Da nun auch der gute Mann, ehe er starb, sein Weib von der Absicht, ihn zu tödten, ganz frey gesprochen hatte, so wußte es auch der Edelmann dahin zu bringen, daß sie unschuldig erklärt wurde.

Ein anderes Unglück wurde durch die adlichen Kinder veranlaßt, das andern guten Eltern viele Thränen auspresste. Vor dem Dorfe war ein sehr hoher Berg, an und auf welchem die Dorfjugend zuweilen spielte. An einem Tage giengen auch etliche dahin, sich zu belustigen. Die Söhne des Edelmanns waren auf dem Berge, warfen große Steine herunter und tödteten damit einen hoffnungsvollen Knaben. Der älteste dieser bösen Jungen lief sogar noch ins Dorf und brachte den Eltern die betrübte Nachricht, daß sein Bruder ihren Sohn tod geschlagen hätte. Der Schmerz der Eltern war außerordentlich; auch bedauerten alle Einwohner des Dorfes den unglücklichen Verlust des Knaben, zumal da er ein frommer, guter Knabe gewesen war.

Solche und ähnliche Begebenheiten waren vorher in unserm Dorfe etwas unbekanntes gewesen, und daher war es nicht zu verwundern, daß Jedermann wünschte, diese Familie möchte nie nach Pockelsloh gekommen seyn. Auch unser Gericht, das vorher immer Recht und Gerechtigkeit mit Menschen-

liebe ausgeübet hatte, wurde auf einmal ganz anders; es fielen Ungerechtigkeiten vor, die wohl werth gewesen wären, höheren Ortes bekannt zu werden. Ich will deren nur etliche anführen, die während unsers Daseyns noch vorfielen.

Einem Bauer wurden zur Erndtezeit aus seiner Stube ein halb Dutzend zinnerne Teller und etwas anderes Hausgeräthe gestohlen, dessen Betrag ohngefahr auf sechs Thaler sich belaufen mochte. Zu seinem Glück, wie der Bauer wähnte, wurde der Diebstahl entdeckt, da er selbst zugegen war, und er verbot also seiner Frau und seinem Gesinde auf das schärfste, sich etwas von dem erlittenen Verlust merken zu lassen, weil sonst der adliche Herr, bey der geringsten Nachricht davon, mit den Seinigen ausfallen, und vielleicht einen Kostenaufwand von noch mehr als noch einmal so viel verursachen würde, den der Bestohlene am Ende hätte bezahlen müssen, um seine Sachen wieder zu bekommen: auch alsdann wenn die Diebe nicht zu finden gewesen wären. Was geschah? Ein Vierteljahr hernach wurden die Diebe in einem andern Amte ergriffen und sie gestanden, daß sie vor einiger Zeit, einem Bauer in Pockelsloh ein halb Dutzend Teller und andere Geräthschaften gestohlen hätten. Dieß wurde dem Herrn des Dorfes berichtet, der Bauer ward vorbeschieden und unter dem Titel eines verheelten Diebstahls um 28 Thaler gestraft!

Eine andere Geschichte, die sich zutrug, wird meine Leser noch trauriger machen. Im Winter kamen

kamen bey heftiger Kälte zwey Handwerksbursche auf ihrer Wanderschaft in unsern Ort. Als Fremde wußten sie entweder nicht, daß der hochadliche Herr das Betteln verboten hatte, oder sie dachten, Noth hat kein Gesetz. Der Edelmann aber bekam Nachricht davon und liefs sie sogleich beystecken, als ob sie eine Schandthat begangen hätten. Nun mochte das Gefängniß wohl gegen die Kälte nicht sonderlich verwahrt gewesen seyn, und der Mann war so grausam, oder wenigstens so vergessen und sorglos, daß er die armen Bursche vor Einbruch der Nacht nicht wieder in Freyheit setzte. Erst den Morgen darauf fiel es ihm ein, daß er zwey Menschen sitzen habe, und er schickte hin, sie herauszulassen. Aber sein Gerichtsdienner fand die beyden Menschen erfroren und tod liegen. Sie hatten die Arme fest um einander gewunden, und die letzte Todesangst, wie vorher den erbetnen Bissen, der ihnen so vergällt wurde, brüderlich getheilt. —

In eben diesem Winter erlebten wir auch noch folgende lieblose Begebenheit. Es kam nemlich in einem Hause Feuer aus. Der Schulze oder Richter eilte sogleich nach der Stelle, und machte Anstalt zum Löschen. Er selbst arbeitete tüchtig, wagte sich in die Flammen und ermunterte die Bauern, so daß dem Unglücke bald Einhalt geschahe. Unterdessen kam der Edelmann mit seinem vier und zwanzigjährigen Jäger auch zum Feuer, rief den Richter zu sich, faßte ihn bei den Haaren und schlug ihn mit seinem Stocke dermassen auf den Kopf, daß der arme Mann vom Schmerz niedersank. Der Jäger unterstützte seinen

Herrn freulich bey dieser Unternehmung. Die Veranlassung dazu war, daß der Richter den Respectpunct übergangen, und dem Herrn nicht erst gemeldet, daß Feuer im Dorfe sey, und Verhaltungsbefehle eingeholt hatte, ehe er hineilte, es zu löschen. — Ein solcher Mann mußte nothwendig, seines Standes ungeachtet, die Achtung verlieren, die man ihm sonst würde bewiesen haben.

Da sich also alle Umstände hier so veränderten, so entschlossen sich meine Eltern, Pockelsloh, wo sie so lange glücklich gelebt hatten, zu verlassen, und sich einen solchen Aufenthalt zu wählen, wo sie wieder mit etlichen guten Menschen vergnügten Umgang haben könnten. Nach ihrer Neigung wären sie gerne auf dem Lande geblieben; da sich ihnen aber keine recht passliche Gelegenheit zeigte, mein Vater auch weder die gehörigen Wissenschaften, noch Zeit und Muße hatte, uns selbst zu unterrichten, und die Mutter es auch einsahe, daß sie uns künftig nicht weiter die Bildung geben konnte, die wir als Knaben haben mußten, so entschlossen sie sich, um keinen Informator zu nehmen, in die nächste Stadt zu ziehen.

Sie kauften sich da ein Haus, fiengen einen Handel an, schickten uns zu den berühmtesten Lehrern, und sorgten, so viel wie möglich war, für unsre gute Erziehung und Bildung. Wir mochten etwa drey Wochen hier gewohnt haben, als ich das Unglück hatte, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, und ich erhielt sieben Wunden. Man denke sich den Kummer, den meine Eltern darüber hatten! Sie schick-

ten

ten gleich nach dem Arzt und Wundarzt, wuschen mir unterdessen, ehe sie ankamen, meine Wunden mit warmem Weinessig aus, und suchten sie zu reinigen, so gut sie konnten. Wie glücklich war ich, daß ich einem geschickten Arzt in die Hände fiel; ohne diesen würde ich gewiß in wenig Stunden der unglücklichste Mensch geworden seyn, denn alle Thiere, die dieser Hund biß, sogar ein Ochse, wurden toll!

Dieser Arzt zerquetschte Knoblauch und rieb die Wunden, so gut und so lange damit, als möglich war. Darauf zerstiess er Klettenwurzel, warf etwas gemeines Küchensalz dazu, machte eine Art Pflaster daraus und legte es auf die Wunden. Durch dieses Mittel wurde ich bald wieder hergestellt; ich habe auch nie, selbst da ich in den heißesten Ländern leben mußte, den geringsten Nachtheil in meiner Empfindung oder Verstand gespüret. Dieser Arzt hatte mit diesem Mittel und mit einigen innern Arzneyen, schon Manchen geheilet. Auch Schaaf und anderes Vieh, die von wüthenden Hunden waren gebissen worden, machte er mit diesem Mittel, wenn es bey Zeiten gebraucht und täglich einige Wochen, ein neues Pflaster aufgelegt wurde, wieder gesund. Ich habe selbst auf meinen weiten Reisen verschiedene damit geheilet.

Noch wohnten meine Eltern kein volles Jahr in der Stadt, so erweiterte sich ihre Handlung so sehr, daß sie schon einen Komtoirbedienten annehmen mußten, und da sich zugleich auch ihre Vermögensumstände sehr vergrößerten, so sorgten sie nun noch eifriger

eifriger dafür, uns alles lernen zu lassen, was uns, ausser unserm Erbtheile, glücklich machen könnte. Sehr erkenntlich bewies sich mein Vater gegen unsre Lehrer, und da der Eine, bei einer sehr schlechten Einnahme, eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, so gab er ihm nicht nur sehr ansehnliches Schulgeld, sondern er versprach ihm auch, wenn er das Leben behielt, seinen dritten Sohn, der mit mir von gleichem Alter war, auf der Universität zu unterstützen.

Eine so seltnen Erkenntlichkeit eines Vaters gegen die Lehrer seines Sohnes, konnte keine andere, als gute Folgen für mich haben, und wären die Schulen damals schon so gut eingerichtet gewesen, als es jetzt die meisten sind, so würde ich noch mehrern Nutzen davon gehabt haben. Nach der damaligen fast durchgängig grünnenden Observanz, waren wöchentlich einige dreyszig Stunden zum öffentlichen und Privatunterricht ausgesetzt, genug wenn sie gut, zu viel, da sie schlecht angewendet wurden. Die allgemeine Grundregel wurde hier ganz aus den Augen gelassen: Man wende so viel Zeit auf die Wissenschaften, als man den Sprachen ohne ihre Verfaümung entziehen kann; man wende einen gleichen Fleiß auf beyde, und verbinde sie dergestalt mit einander, daß beydes mit einander zur glücklichen Bildung des gelehrten Bürgers wachse und Frucht bringe.

Diesen Grundsatz schienen die Lehrer oder vielmehr die Aufseher unsrer Schule nicht zu kennen. Sie ließen nicht beydes mit einander vereinigen; sie
forg-

forgten auch nicht davor, daß die Wissenschaften bey den Sprachen und die Sprachen bey den Wissenschaften wechselsweise gewönnen. Der größte Theil des Tages wurde zum Latein und zum Griechischen verwendet, die *Autores* wurden mechanisch gelesen, ohne uns die darin enthaltenen Schönheiten zu zeigen. Zwey Stunden waren dem Französischen, zwey der Theologie, eben so viele der Geographie und Historie, eine der Philosophie, etliche dem Hebraischen und eine der Dichtkunst gewidmet.

Ein Glück war es für uns Schüler, daß unsre Lehrer bey dieser verdorbenen Schuleinrichtung Männer, mit den nöthigen Kenntnissen, mit einem rechtschaffenen Herzen, mit Fleiß und didaktischem Talent versehen waren. Wir machten dadurch doch mancherley gute Fortschritte und hatten wenigstens nicht den Schaden, daß uns, da wir akademische Bürger wurden, erst ein volles halbes Jahr verlohren gieng, ehe wir die Schranken unsrer Laufbahn kennen und uns in derselben gehörig bewegen lernten.

Da ich weder durch die Natur, noch durch die Erziehung war verwahrloset worden, so regte sich auch sehr bald ein Trieb in mir, meine Kenntnisse zu erweitern; die bisher ganz planlose, kindische Geschäftigkeit fieng sich an auf wesentlichere Gegenstände zu lenken, und erhob sich bald bis zur Thätigkeit. Ich brachte stets frischen Muth, Gesundheit, Kraft, Wissbegierde und ein williges Gedächtniß mit in die Schule. Bey den öffentlichen Prüfungen, die jährlich zu Michaelis und Ostern gehalten wurden, erndete ich
stets

stets grosses Lob ein. In meinem siebenzehnten Jahre hielt ich, bey einer öffentlichen Redeübung, meine erste Rede, von der Glückseligkeit der Tugendhaften in diesem Leben. Sie wurde von meinem Vater mit Vergnügen gehört, aber es war leider auch seine letzte Freude, die ich ihm machen konnte!

Meine Eltern hatten bis jetzt wieder so glücklich gelebt, als Menschen es auf der Erde seyn konnten. Mein Vater verrichtete seine Geschäfte mit Freuden und von uns Kindern konnte er sich die schönsten Hoffnungen machen. An einem schönen Morgen entschloß er sich, mit unsrer Mutter und uns Kindern zu einem guten Freund zu fahren, der eine gute Stunde von uns wohnte, um sich da zu vergnügen: aber durch einen kleinen Umstand wurden wir in den gröfsten Jammer versetzt. Wir mußten einen hohen Berg hinunter fahren, der Wagen neigte sich, vermöge der Beschaffenheit des Weges, auf die abschüssige Seite des Berges. Die Pferde machten eine einzige kleine Biegung auf diese Seite, und der Wagen schlug um. Mein Vater, welcher selbst fuhr, wurde den Felsen hinab geschleudert und blieb in seinem Blute ohnmächtig liegen; dem Knechte widerfuhr eben dieses. Durch den Fall wurden die Pferde scheu und rissen den Wagen vollends den Berg hinab. Doch hielt sich meine Mutter mit uns Kindern, noch einige Augenblicke in demselben fest, bis sie durch einen gewaltigen Stofs zugleich mit uns herausgeworfen wurde. Mein Bruder kam zuerst wieder zu sich selbst und fand uns alle in dem schrecklichsten Zustande. Mein Vater konnte

nur

nur noch die Worte mit Mühe sagen: ruf meine Frau, ich lebe keine Viertelstunde mehr. Mein Bruder eilte zur Mutter. Diese ermannte sich, als sie das Schicksal ihres Mannes vernahm, flog zu ihm und jammerte, daß ihr Gott nur diesmal ihren Mann nicht entreißen möchte, ohne welchen sie nicht leben könne. Nur wir Kinder waren unverfehrt gefallen und hatten keinen beträchtlichen Schaden genommen. Einen Bauer, der das Schreyen von uns Unglücklichen gehört hatte, aber nicht zu Hülfe eilte, um sein Pferd nicht zu verlassen, hohlte mein Bruder ein, und ließ durch ihn Bauern aus dem nahen Dorfe rufen, welche meinen sterbenden Vater dahin brachten! Hier wandte man alle Mühe an, ihn zu retten; aber vergebens, er verschied. Der Schmerz, den dieser Vorfall meiner Mutter und uns Kindern verursachte läßt sich nicht beschreiben. Meine Mutter zog sich diesen Verlust so sehr zu Gemüthe, daß sie in eine auszehrende Krankheit verfiel, die ebenfalls nach neun Monaten ihrem edlen Leben ein Ende machte! —

Auf eine so traurige Art wurden wir in kurzer Zeit nach einander der besten Eltern beraubt, und wir kamen nun unter die Hände von Vormündern. Hätten diese ehrlich mit uns verfahren, so würde unser Vermögen nicht nur hinreichend gewesen seyn, etwas Nützliches davon zu lernen, sondern wir würden auch genug übrig behalten haben, dereinst unsern Hausstand damit einzurichten. Aber mir wurde dieses Glück nicht zu Theil! Ich erhielt einen Vormund, der sehr gewissenlos mit dem Meinigen umgieng.

Er

Er hieß Kirchhof und stammte aus einer Familie, die sich seit der fünften Generation nicht von den Heiligthümern der Hygaea entfernt hatte. Sein Vater, dessen Praxis keine goldene, sondern nur eine bleyerne war, hatte ihn blos für den Unterstab des Aesculaps bestimmt, damit er doch einigermaßen in den Gerechtsamen seines Geschlechts bleiben möchte. Aber das Barbierbecken, welches er einige Jahre getragen hatte, wollte ihm nicht länger mehr anstehen. Er bestand darauf, eben sowohl ein Doctor Kirchhof zu werden, als es seine Vorfahren gewesen waren.

Was kann der Fleiß des Menschen nicht, wenn es ihm ein rechter Ernst ist? Mit Hülfe dessen, was er erschoren hatte, und mit Pfuschern bey denen noch dazu verdiente, die der hämische Amor mit vergifteten Pfeilen angeschossen, brachte er sich glücklich durch, ohne seinem Vater viel mehr, als die Promotionskosten, abzapressen. Die Kollegia hatten ihm nicht viel gekostet, denn er hatte wenige besucht. Die Theorie half nach seiner Meynung sehr wenig, die Praxis hingegen machte den Mann aus. Er disputirte trotz dem Besten, und ob er gleich kein Wort Latein verstand, so machte ihm doch seine lange, bis an die Knie reichende, seidene Weste alle Ehre. Die fünf Hauptstücke des medicinischen Katechismus, Purganz, Klystier, Aderlassen, Vomitiv und Blasenpflaster, hatte er sehr wohl inne, und dem übrigen suchte er durch die Recepte, welche in seiner Familie vom Vater auf den Sohn vererbt und in Tonnen verwahrlich aufbehalten wurden,

wurden, gar füglich abzuhelpen. Dadurch wurde er ein namhafter Practikus in der Stadt, der mit den Geistlichen und mit den Todtengräbern im besten Vernehmen stand.

Einem von diesen Geistlichen hatte ich es auch zu verdanken, daß ich einen solchen Mann zu meinem Vormund bekam; denn er hatte ihn meiner Mutter auf dem Todtenbette empfohlen, und sie hatte ihn daher auch selbst gebeten, sich meiner nach ihrem Tode vorzüglich anzunehmen. Vermuthlich hatte Kirchhof dieses unrecht verstanden; denn er bekümmerte sich um mich außerst wenig, aber desto mehr um mein Vermögen, womit er sich manche sorgenfreye Stunde schuf. Ware mir der eine von meinen Lehrern, der auch nach dem Tode meiner Eltern, als die reichlichen Geschenke aufhörten, derselbe gutgesinnte Mann gegen mich war, nicht Freund und Rathgeber geblieben, so würde ich sicher, mir so ganz selbst überlassen, unglücklich geworden seyn, wozu mir das viele Taschengeld, das ich jetzt schon erhielt, leicht hatte den Weg zeigen können.

Nachdem ich so, nahe an die fünf Jahre, mir auf der Schule Kenntnisse eingesammelt hatte, um einen festen Grund zu künftiger Geschicklichkeit, Thätigkeit und Glückseligkeit zu legen, so verwechselte ich, auf Rath meines Lehrers, die Schule mit der Universität. Da Er in Jena studieret hatte und diesen schönen Musensitz noch sehr liebte, so empfahl er mir denselben vor allen andern, versprach mir auch, er wolle mich dahin begleiten und mir nebst seinem

Sohne die Einrichtung unsers künftigen Hauswesens machen. Sobald das Osterfest 1760. geendigt war, so traten wir unsre Reise an, und nach fünf Tagen legten wir sie glücklich zurück. Unterwegens gab uns unser Mentor sehr viele gute Lehren und Ermahnungen; er schilderte uns die Gefahren des Universitätslebens so, wie wir es wirklich in der Folge fanden.

Ohngefähr auf der Hälfte des Weges von Gotha nach Erfurt, sahen wir eine Weibsperson zu Füsse gehen, die bey jedem Schritte ächzte und nicht von der Stelle kommen konnte. Sie bat um Gottes willen, sie nur bis in das nächste Dorf mit zu nehmen; sie habe das Fieber gehabt und heute sey ihr das eine Bein ganz steif worden, daß sie vor Schmerz nicht auftreten könne. Der Postillion erinnerte sich, diese Person, als er des Vormittags nach Gotha gefahren, unter einem Birnbaum liegend gesehen zu haben, und weil er ein gutherziger Bursche war, der nicht erst durch ein Trinkgeld zum Mitleid bewegt zu werden brauchte, so hielt er still und hob die Kranke auf den Wagen. Sie weinte vor Erkenntlichkeit.

Es war eine von den unbefangenen, nach unsern hölzernen Muttergottesbildern (so nennen die gemeinen Leute in katholischen Ländern die Statuen, welche die Mutter Jesu vorstellen sollen) geformten Gesichtsbildungen, die man so häufig auf dem Lande antrifft. Die Augen sind gewöhnlich abwärts gerichtet, aber wenn sie aufgehoben werden, so freundlich und rein, daß man darinnen bis auf den Grund eines Herzens zu sehen glaubt, in welches sich die irdische
und

und himmlische Liebe getheilt zu haben scheinen. Luft und Sonne hatten sie aus einer Brünette fast zu einer Mohrin gemacht; doch sahe man leicht, daß sie nicht über zwanzig Jahre alt seyn konnte. Die Offenherzigkeit, welche dieser Klasse von Geschöpfen eigen ist, zeigte sich, so bald sie nur fest faß. Sie zeigte ungefordert ihren Paß vor, und erzählte ihre Geschichte, wie es in den Postkutschen gewöhnlich ist, so einfach und natürlich, daß ihr der hartnäckigste Zweifler hätte glauben müssen.

Ein Bursch, der bey ihrem Vater, einem Fleischer zu Bayreuth, sechs Jahre lang gedient hatte, verführte das Mädchen in ihrem sechzehnten Jahre und verleitete sie, mit ihm ihre Eltern heimlich zu verlassen. Nahe bey Hof, wurden sie von zwey Preussischen Werb-bern in einen Wagen gesetzt und fortgeschafft, bis nach Neisse in Schlesien. Der Bursch hatte 10 Zoll und war sehr gut gewachsen; die Werber hielten es daher für billig, ihn durch die Hoffnung, seine Geliebte zu besitzen, erst zum Betrüger seines Meisters, und dann zum Soldaten zu machen. Er verlangte bey der Flucht sogar von dem Mädchen, sie sollte ihres Vaters Geldkasten plündern; worein sie aber nicht willigte. Die arme Betrogene kam nun aus dem väterlichen Hause, wo es ihr wohlgegangen war, nach einer beschwerlichen Reise in eine Kaferne zu wohnen, wo sich ihrer acht mit einer Kammer behelfen mußten: der gewesene Fleischer konnte nicht, wie andre seiner Kameraden, auf seine Profession etwas verdienen. Das Handgeld war bald verthan, der Taumel der Leidenschaft

schaft verschwand, und nun sollte er mit seiner Frau von seiner Löhnung leben, und alle Aussicht zu einem bessern Auskommen war ihm verschlossen.

Er fühlte diese schreckliche Lage, in die er durch seine Unbesonnenheit gerathen war, so sehr, daß ihn die hohen Wälle, die tiefen Graben und selbst die alle zwanzig Schritte mit geladenem Gewehr auflauern- den Schildwachen nicht abschreckten, seine Freyheit zu suchen und zu den kaiserlichen Truppen überzu- gehen, weil bey diesen die Kapitulation auf sechs Jah- re gesetzt und gehalten wird. Er entwich, wurde ein- gehohlt und mußte zwey Tage durch, die Spiessru- then laufen. Er gieng mit vier andern noch einmal durch und wurde wieder zurückgebracht. Nun muß- te er vier Tage nach einander die Spiessgerten verfu- chen; der Rücken wurde ihn bis auf die Knochen zer- hauen, daß das Fleisch in Stücken herunter hieng.

Er versprach nun seinen Officiern und seiner Frau, nie wieder zu desertiren: aber an dem nämli- chen Tage, da er mit seinen Kameraden, welche ein gleiches Schicksal gehabt hatten, aus dem Spital ent- lassen wurde, machten sie wieder ein Komplot und kamen glücklich durch. Sie hatten sogar die Ver- messenheit, am außern Ufer des Wallgrabens, durch den sie nackend gewadet, und die Kleider auf dem Kopfe getragen hatten, einen Schmähbrief voller Dro- hungen an ihre Obern zurückzulassen.

Die arme Frau des Entwichenen wurde nun ins Stockhaus gesetzt, kreuzweis geschlossen und von Mi- chaelis bis Ostern; meistens bey Wasser und Brod im Gefäng-

Gefangniß behalten, um sie zu dem Gestandniß zu bringen, daß sie um die Flucht ihres Mannes gewußt habe; sie gestand aber nichts und versicherte uns noch damals, daß sie zwar beyde erstemale, aber nicht das letztemal etwas davon gewußt habe. Endlich wurde sie losgelassen und erhielt einen Reisepaß, aber kein Reisegeld.

Das unglückliche Weib, welches sich ihrem Verführer in der Hoffnung ergeben hatte, ein glückliches Leben mit ihm zu führen, hatte also alle diese Mühseligkeiten wegen ihres Fehltrittes ausgestanden, und mußte so weit ohne Mann wieder nach Hause wandern. Sie hatte unterwegs das Fieber gehabt, und hatte die vorige kalte Nacht unter freyem Himmel zubringen müssen, wenn sich nicht der brave Postillion ihrer erbarmt hätte. Doch hatte sie auf dem langen Wege von Neisse bis Gotha mehrere gut-herzige Postillions angetroffen, die ihr fortgeholfen, auch zwey Kaufherren, die sie acht Meilen weit mitgenommen. Die vornehmsten Gastwirthe in den Städten wollte sie nicht loben, aber in manchen Dorfschenken hatte sie so viel Menschenliebe gefunden, daß sie mit Thränen bezeugte, es gäbe doch noch viel gute Leute in der Welt, und sie wollte, wenn sie wieder zu Hause wäre, auch keinen Armen mehr ohne Hülfe gehen lassen. So war die Unglückliche unter guten und bösen Schicksalen bis an den Birnbaum gekommen, wo sie der Postillion liegen sah. Ein heftiges Erbrechen und Kopfschmerz nöthigte sie, sich da selbst niederzulegen, und vermuthlich war es von der

Erkaltung, daß ihr der Fuß wie gelähmt war. Wir nahmen sie auf unsere Kosten bis Jena mit, und gaben ihr noch ein gutes Reisegeld, zur fernern Fortsetzung ihres Weges. Das ganze Wesen dieser Frau bewies übrigens die Wahrheit ihrer Erzählung. Sie sprach von ihrem Fehltritte so offenherzig als reuig; hatte das Vertrauen zu ihren Eltern, daß sie vielleicht noch mehr weinen würden, als sie selbst, wenn sie in ihrem jetzigen Zustande vor sie käme, bewies in ihren Antworten auf die Fragen, die an sie gethan wurden, dieselbe Einfalt, die in ihrem Gesicht ausgedrückt war, und schämte sich des Bettelns so sehr, daß sie lieber hungerte.

Als wir uns Jena näherten, so sagte unser guter Lehrer: „Ich bin nicht ohne alle Furcht, daß ich euch in wenigen Tagen so ganz allein und fern von meiner Aufsicht lassen soll! Wohnte ich nur etliche Meilen von hier, so würde ich euch wöchentlich einmal besuchen; denn kein Mensch hat mehr den Rath guter Freunde nöthig, als der Jüngling auf der Universität. Sein ganzes Schicksal wird, ich möchte fast sagen, hier allein gebildet, und er mag seine künftige Lebenszeit, im Glück oder Unglück zurücklegen, so hat er den Grund davon in seiner Aufführung auf der Universität zu suchen. Gleichwohl ist der Jugend eine gewisse Hitze eigen, die sie oft zu den gefährlichsten Ausschweifungen verführt; auf der Hohen Schule siehet sie sich in Freyheit, und wenige haben es gelernt, sich derselben recht zu bedienen.“

„Auf

„Auf Universitäten, und zumal auf einer so zahlreichen, wie die Jenaische ist, finden sich unter so vielen Studierenden oftmals solche, die der wilden Freyheit den Zügel schießen lassen, und nicht nur Stöhrer ihrer eignen Wohlfahrt, sondern auch außerdem, durch ihr Exempel vielleicht denen gefährlich werden, die eine gute Erziehung von aller Unordnung in etwas zurückhält. Wenn ich dieses und so manches andere genau überlege, so kann ich nicht läugnen, ich stehe wegen des Ausgangs in Sorgen, euch, meine Lieblinge, dem Unterrichte der Universitätslehrer unter so bedenklichen Umständen anzuvertrauen; recht sehr würdet ihr mir mein Herz erleichtern, wenn ihr mir jetzt, da wir nur noch wenige Augenblicke von der Stadt entfernt sind, versprechen wolltet, nie ohne Noth eure Collegia zu veräumen, nie in Saufgelage oder Hurenhäuser zu gehen, euch nie zu duelliren und nie mehr auszugeben, als was ihr jährlich, ohne in Schulden zu fallen, ausgeben könnt.“

Indem er so mit uns sprach, wurde unser Fuhrmann von der am Thore stehenden Schildwache gefragt, wer wir wären? und unsre Unterhaltung und Belehrung wurde unterbrochen. Wir fuhren durch die Johannisstrasse über den Markt und traten in der Sonne ab. Welch eine Welt! schrieen wir unserm Lehrer zu, als wir auf einmal etliche hundert Studenten auf dem schönen Marktplatz versammelt sahen, die zum Theil sehr ordentlich und anständig, zum Theil wild und betrunken waren, auch mitunter ge-

waltig schrieen. Wir konnten uns nicht satt sehen, so viele Studenten auf einmal zu erblicken.

Den andern Tag mietheten wir uns eine Stube, ließen uns unter die Zahl der Studenten aufnehmen, machten mit den Professoren Bekanntschaft, bey welchen wir Collegia hören wollten, und wurden von allen sehr freundschaftlich aufgenommen: wir bekamen einen freyen Zutritt zu ihnen und die Versicherung, daß sie uns in allen Stücken mit ihrem Rathe unterstützen wollten. Der selige Walch bewies dieses gleich durch die That. Mein Schulfreund und nunmehriger Stubenbursch, der nur wenig zu verzehren hatte, erhielt nicht nur alle Collegia bey ihm frey, sondern er versprach ihm auch eine ganz freye Stelle am Amthorischen Tische im Convictorio. Dieses schöne Vermächtniß war erst wenige Jahre zuvor, nämlich 1747. von dem Brandenburg-Kulmbachischen Kammerkommissair, Jacob Friedrich Amthor gestiftet; einige, die dasselbe genießen, haben den Mittags- und Abendtisch ganz frey, andere bezahlen für gutes nahrhaftes Essen wöchentlich sechs gute Groschen. Ausserdem sind den Mitgliedern dieses Tisches, welche ganz frey beköstiget werden, noch die Interessen von einem besondern Capital ausgesetzt, die sie zur Bestreitung allerhand kleiner Ausgaben anwenden können; diese werden am Jakobitage, als dem Namenstage des Stifters, unter dieselben, aber ungleich vertheilt, weil nach der Verordnung, von einem dieser Tischgenossen, zum Andenken dieses Legats, in dem Hörsaal ihres Herrn Aufsehers, eine lateini-

teinische Rede gehalten werden muß, die vorher dem Professor überreicht wird, damit derselbe des Verfassers Stärke in den Wissenschaften erfährt, und der, dem diese Arbeit zufällt, erhält ein Ansehnliches mehr, als die Uebrigen.

Ueber dieses Glück freuete sich mein armer Lehrer nebst seinem Sohne nicht wenig; er erhielt dadurch eine frohe Aussicht, ihn auf der Universität mit wenigem erhalten zu können. Stube, Feuerung und Licht, hatte er von mir frey, für die Collegia hatte er nichts zu bezahlen nöthig, der Mittags- und Abendtisch kostete ihm auch wenig oder nichts, folglich hatte er nun nur noch für Bücher, Wasche, Kleidung und andere Kleinigkeiten zu sorgen. Er brauchte daher das erste Jahr, so unglaublich es scheinen mag, auch nicht mehr als funfzig Thaler, und hatte nicht nöthig, sich ein unschuldiges Vergnügen zu versagen.

Auf den Knien dankte der würdige Vater dem Allgütigen; er beschwor seinen Sohn, diese Fürsorge Gottes ja nie zu vergessen, sondern seine Dankbarkeit durch steten Fleiß und gute Aufführung dafür zu erkennen zu geben. Nachdem er uns endlich Beyde nochmals nachdrücklich ermahnet hatte, uns, so wie es Christen geziemet, aufzuführen, unsere Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen uns selbst treu zu erfüllen, uns der Frömmigkeit zu befleißigen, gegen den Prorector und akademischen Senat, so wie gegen jeden Andern ein rechtschaffenes Wesen zu beweisen und Alles zu vermeiden, was der Ehrbarkeit zuwider, und der Gesundheit und dem guten Namen nach-

theilig seyn könnte, so schied der alte würdige Freund und Vater, mit weinenden Augen und unter tausend guten Wünschen, von uns; er überliefs es uns nun selbst, ob wir redlich genug seyn würden, seine guten Ermahnungen zu befolgen.

Möchten doch alle Jünglinge so glücklich seyn, zuvor, so wie wir, mit den Gefahren des Universitätslebens bekannt gemacht zu werden, wie viele würden hernach stets mit Vergnügen, und ohne Reue und Schaam, auf diese Periode ihres Lebens zurückschauen können!

Froh und vergnügt verflossen meinem Freunde und mir diese glücklichen Tage des Universitätslebens; wir hatten auch nie einen Verdrufs oder eine Unannehmlichkeit in dem, damals wegen seiner Schlägereyen so verrufenen, Jena; wenige, aber gute Jünglinge, waren unsre Freunde; mit diesen hielten wir Umgang, wir studierten fleissig und besuchten nur solche Häuser, wo wenige Studenten hinkamen.

Nachdem ich so zwey Jahre glücklich und vergnügt in Jena zugebracht hatte, auch bis jetzt mit meinen vierhundert Thalern, die mir zum jährlichen Studieren gegeben wurden, stets den Rath meines Lehrers befolget hatte, und dadurch nicht nur schuldenfrey geblieben, sondern noch sechszehn Karoline Ueberschufs hatte, so entschlofs ich mich, in den Feyer-
tagen, wo keine Collegia gelesen wurden, mit meinem Stubenburschen eine Reise auf einige andere benachbarte Universitäten vorzunehmen: und hiervon mus ich meinen Lesern einen Auftritt erzählen, der ihnen
eben

eben so lächerlich seyn wird, als er mir es damals war, der aber doch gewissermassen in meine nachherigen Schicksale auf eine entfernte Art Einfluss gehabt hat; wenigstens wurde die hier geschlossene Freundschaft mit einigen Hamburgern die unschuldige Ursache, daß ich mich, als ich hernach durch diese große Stadt reisen wollte, dieser hier gemachten Bekanntschaften wegen, länger in Hamburg aufhielt, als ich gesollt hätte, und dadurch den Grund zu meinen dreyszig-jährigen Seereisen legte.

Ich kam nämlich auf einer von diesen Universitäten gerade zu der Zeit an, als eine große Magister-promotion mit öffentlichen Feyerlichkeiten gehalten wurde. Unter diesen neuen Magistern war einer eine besondere Seltenheit. Da es insgemein junge unbeeidete Theologen sind, die diese Würde annehmen, so wird ihnen deswegen auch der Magistertitel gewöhnlich sehr wohlfeil ertheilet. Aber diesesmal war unter den jungen Magistern Einer, der ein wahres Wunder der damaligen Zeit war. Er war ein reicher Kaufmannssohn aus Hamburg, aber zu schwach am Geiste, das große Gewerbe fortzusetzen, das seinen Vater so wohlhabend gemacht hatte. Die Rechenkunst war ihm zu verworren, und wenn er einen Brief schreiben sollte, so konnte er keine Gedanken finden. Der Vater liefs ihn daher, weil er zu nichts anders taugte, Theologie studieren!

Man schreibt jetzt so viele Lehrbücher, junge Leute spielend gelehrt zu machen. Dieser wurde es nach einer noch leichtern Methode, die aber Geld erforderte.

derte. Jene spielenden Anweisungen, die man in Methodenbüchern findet, sind auch nicht für Arme, sondern für Reiche. Dieser junge Geistliche erhielt von Hause Schinken aus Bilbao, geraucherte Zungen von fetten Jütlandischen Ochsen, Austern, Hummer, Kabliau, Kieler Muscheln, Berger Bücklinge, geraucherten Elblachs und die vortrefflichsten Weine, sogar Kapweine.

Dieses und dergleichen mehr wurde in der Gesellschaft der gelehrtesten Männer verzehrt, die beständig Gelehrsamkeit aushauchten. Mit jedem Bissen verschluckte der Herr Magister etwas davon, und mit jedem Glase Wein flößte sie sich ihm sanft ein. So wurde er ein Mann nach dem neuesten und besten Geschmack, und bekam daher mit Recht die oberste Stelle unter den zu schaffenden neuen Magistern.

Aus Erkenntlichkeit gab er nun den vortrefflichsten Schmaus dafür, wozu nicht nur die sammtlichen jungen Magister, sondern auch andere angesehene Gelehrte eingeladen wurden. Dieses herrliche Gastmahl wurde in dem Wirthshause gegeben, wo ich abgetreten war. Das wenige Gold, welches den Rand meiner Weste umgab, und die eingezogene Nachricht, daß ich ein Jenaischer Student wäre, brachte die Gesellschaft auf den Gedanken, mich nebst meinem Reisegefährten dazu einzuladen, und wir trugen kein Bedenken, diese Einladung anzunehmen. Wir fanden da die unterhaltendste Gesellschaft, die niedrigsten Speisen, die besten Weine, so gar die Sorte, von welcher

cher U n z e r behauptet, daß sie die besten Gedanken mittheile.

Die sammtlichen Mitglieder der Gesellschaft beiferten sich, schöne Geister in schönen Leibern vorzustellen. Nachdem man den Kaffee getrunken und einige Stunden Karten gespielt hatte, setzte man sich wieder zur Tafel. Nachdem der erste Hunger gestillet, auch für die Verdauung der Speisen etwas gesorgt war, und heitere Dünfte aus dem Magen in den Kopf gestiegen waren, so zeigten sich die schönen Geister im vollen Glanze.

Man hörte jetzt von nichts, als Kritik, Literatur, alter und neuer, orientalischer und occidentalischer, von alten Gemmen, Bildsäulen, Gemälden und Urnen, auch von dunkeln Stellen alter Schriftsteller, die dadurch ihre Erläuterung erhalten. Hiermit beschäftigten sich die vom ersten Range. Diejenigen, die nicht mit einsprechen konnten, zeigten ihre Gelehrsamkeit nebst ihrem feinen Geschmack auf eine andere Art. Sie hatten Romane, Comödien, Sammlungen von Gedichten u. s. w. in ihren Taschen, die sie hervorzo gen, und bald diesen, bald jenen Vers als etwas Vorzügliches mit Affect vorlasen. Dem einen fiel von ohngefähr eine mahlerische Beschreibung der hohen Alpen in Helvetien in die Hände, wo, ich weiß nicht mehr, in welcher Verbindung, sich ein Vers schloß, wo die Berge Hörner tragen. Bey diesen Worten wurde der Vorleser lauter Gefühl; er rief, um selbiges zu zeigen: o welch ein Gemälde, welche Gedanken, welche prächtige Ausdrücke!

Einer

Einer war nicht vorsichtig genug, seine Unwissenheit zu verbergen; er fragte in der Uebereilung: was das hiesse, die Berge tragen Hörner? Man stutzte; indessen wußte es doch auch selbst der Affectvolle Leser nicht zu erklären. Die Frage gieng von Einem zum Andern, sie kam auch an gewisse Herren, die sich in sechs bis acht Grammatiken fremder Sprachen Unterricht geben ließen und sich anmaßten, in allen diesen Sprachen Exegeten oder Ausleger abzugeben.

Ein ehrwürdiger Alter sagte: die Worte sind ja ganz klar. Der Dichter stellt hohe Gegenden felsigter Berge vor, auf welchen keine Erde ist, sondern wo, anstatt der Bäume und des Grases, eine Art Hörner wächst. Man setzte ihm entgegen, daß noch Niemand dergleichen Berge entdeckt hätte. Er erwiederte: darum könnte es dergleichen doch geben, vielleicht hatte auch der Dichter selbst solche gesehen. Auf den Felsen des rothen Meeres wüchse ja etwas Aehnliches das den Hirschgeweihen gliche, nämlich die Korallenbäume; eben so könnte auch etwas Aehnliches auf den hohen Bergen der Schweiz wachsen. Da er sah, daß er keinen Beyfall fand, wendete er sich, voll von Verdruß, gegen seinen Nachbar, und führte bittere Klagen gegen den Unglauben der jetzigen Welt. Ehemals hatten die Jüngern etwas geglaubt, wenn es ihnen die Alten gesagt, jetzt wollten sie alles besser wissen, obgleich die Alten länger als sie gedacht hatten!

Nun nahmen die jungen Herren Magister das Wort. Der erste sagte: mich wundert es, daß man diese Stelle
dunkel

dunkel findet. Wie gewöhnlich ist es nicht, daß man nur einen Theil einer Sache nennet, und die Ganze darunter versteht! Wir laden Jemand auf einen Löffel Suppe ein, und meynen damit die ganze Mahlzeit. Ich habe mit Jemand unter einem Dache gewohnt, heißt so viel, als: ich habe mit ihm in eben dem Hause gewohnt. So bezeichnen in dem vorgelesenen Verse, die Hörner, Viehheerden. Ich umschreibe daher diese Worte, wo die Berge Hörner tragen, auf diese Art: wo auf hohen Alpen, Heerden Kühe, in der Ahndung, gutes Gras und Kräuter daselbst zu finden, weiden. Es erhält diese Erklärung dadurch eine ganz vorzügliche Gewissheit, daß in dem mit der deutschen Sprache so nahe verwandten englischen Dialect, Horn ebenfalls, Hornvieh bedeutet. Denn Horngeld, bedeutete da, ein Geld, das man vom Hornvieh gäbe, das auf eines Andern Weide, z. E. in des Königs Waldern, gieng.

Ein Anderer sagte: es leuchtet gar zu deutlich in die Augen, daß das Wort tragen, sich hier auf ein Gewächs bezieht, welches die Berge Helvetiens hervorbringen; der Acker trägt Korn, heißt so viel, als: es wächst, es steht auf dem Acker Korn. Die Hörner, welche man auf den schweizerischen Gebirgen findet, werden also Hörnerklee seyn; folglich wäre der Sinn dieser: wo die Berge Hörnerklee tragen. Ein Dritter widerlegte diese Meynung: er behauptete, es würden versteinerte Ammonshörner verstanden; und so machten noch Mehrere ihre verschiedenen Auslegungen. Der Letzte meynete, die Stelle wäre ganz gewiß von einem

nem Unwissenden untergeschoben, und wenn er eine neue Ausgabe der Gedichte zu besorgen hätte, so würde er die ganze Stelle weglassen.

Der Aufwärter des Hauses, ein guter ehrlicher Mensch, ein gebohrner Schweitzer, hatte diesen gelehrten Streit lange mit vieler Aufmerksamkeit angehört. Er setzte etliche Bouteillen alten Wein auf den Tisch, und sagte: „Meine Herren, hier bringe ich ihnen eine Sorte Wein, dergleichen sie schwerlich jemals getrunken haben; dagegen werden sie mir als einem ehrlichen Schweitzer erlauben, daß ich einmal ein Paar Worte mitsprechen darf. Die Worte, worüber sie sich nicht vereinigen können, verstehet bey mir ein jeder Bauer und Hirtenjunge, und wie habe ich mich gefreuet, da ich sie gehöret habe, indem sie in meinem Gemüth die Gegenden, die ich in meiner Jugend gesehen, und das Vergnügen, so ich daselbst genossen, wieder hervorgebracht. Ich war ein Hirtenjunge und führte im Sommer eine Heerde Schaafe auf die Gebirge der hohen Alpen, wo das fetteste Gras, die besten Kräuter und die schönsten Blumen sind. Da aß ich mein Brod und herrlichen Käse, und trank die fetteste Milch, mit dem crysthellen Wasser, beym Gesang meiner jugendlichen Lieder.“

„Da, da, habe ich die Hörner gesehen, die mein Landsmann besingt, und die meine Lieder wiederhallten. Hier stehen auf Bergen in langen Reihen von hunderten die Hörner, deren der Dichter erwähnt. Auf den hohen Alpen stehen steile, zugespitzte Felsen, welche bis in und über die Wolken reichen, und
mit

mit dickem Eis überzogen sind, das auch im heißen Sommer nicht ganz abschmelzt, und zwischen denselben liegen Eismeere von vielen Stunden, die nie ganz aufthauen, und von demjenigen, was von ihrem Schnee und Eise schmelzt, großen Strömen das Wasser geben.“

„Ich bin ein Schweitzer und bekomme zu Zeiten das Heimweh. Um mein trauriges Gemüth alsdenn aufzumuntern, habe ich mir einige Karten vom Schweizerlande und Vorstellungen von jenen hohen Gebirgen und ihren glänzenden Hörnern gekauft; diese befehe ich alsdenn besonders die Gegend, wo ich ehemals meine Schaafte gehütet, nämlich im Grindelwalde; da sieht man das prächtige Breithorn, das hohe Wetterhorn, das Fischerhorn und eine Menge anderer Felsen; durch diesen Anblick erneuere ich dann mein ehemaliges Vergnügen und freue mich meiner Jugend. O! wär ich noch einmal, wo Berge Hörner tragen, Wo Fels auf Fels gethürmt bis in die Wolken ragen, Wo ewges Eis und Schnee, die hohen Thäler füllt, Aus denen Ueberflufs für grofse Ströhme quillt!“

Jetzt fragte einer von den Herrn Magistern, ob es denn wirklich auf den hohen Alpen Eismeere gäbe, deren Eis und Schnee niemals ganz aufthauete, und auf gewisse Weise ewig oder immerwährend wäre? Der Schweitzer betheuerte dieses und setzte hinzu, dafs es daselbst Gegenden gäbe, wo das Eis über hundert Ellen auf einander lage.

Ein Herr Magister aus dem Thüringer Walde kam hiebey in Hitze und sagte zu dem Schweitzer: er sollte aufhören, die Gesellschaft mit so unsinnigen Erzählungen zu belästigen. Hohe Berge, die der Sonne so viel näher und doch mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind, sich zu denken, wäre ja ein wahrer Unsinn. Der dumme Kerl hat einmal gehört, daß ein Poët von einem ewigen Eise geredet, und weiß nicht, daß dieses so viel heiße, als Eis, welches bis an die heißen Sommertage dauert. Im Thüringer Walde sind auch Berge, und der Schnee liegt daselbst länger als in den Thalern; aber wo bleibt er, wenn ihm die Sonne im May und Junius auf den Kopf kommt?

Ein Anderer nahm das Wort und erzählte: er habe in Reisebeschreibungen gelesen, daß es sogar in Peru auf Gebirgen, die nicht weit von der Linie lägen, hohe Felsen, und zwischen selbigen Thäler gäbe, die mit ewigem Eis und Schnee bedeckt wären. Dieser Mann und andere, die eben dieses versicherten, und noch dazu Gelehrte wären, könnten unmöglich alle Lügner seyn.

Der Herr aus dem Thüringer Walde antwortete: es wundere ihn, daß verständige Leute sich durch ein Wort und dessen Buchstaben könnten verführen lassen, solche unverdauliche Sachen zu glauben, oder die gesunde Vernunft so wenig hören. Man möchte bedenken, wie widersprechend es wäre, immerwährend Eis auf hohen und der Sonne sich nähernden Bergen in einer Gegend, wo ihnen die Sonne gerade über den Kopf komme? Wer dieses glauben kann, sagte er mit einem

einem Hohngelächter, der muß Heu gefressen haben. Man weiß, daß Reisende eine Ehre darinnen suchen, mehr gesehen zu haben, als Andere, und daher gesehene Dinge vergrößern und mit übertriebenen und poëtischen Redensarten vorstellen.

Die gelehrten Geister fiengen an sehr lebhaft zu werden und einander, auf eine gelehrte Art, Unsiinn, Thorheit, Dummheit, Buchstäbeleyen, Pöbelglauben und dergleichen vorzuwerfen, bis ein geletzter und aufgeweckter Kopf sie auf folgende Art von ihrem Disput abzog und befanftigte. Er sagte: Meine Herren, der Schweitzer hat Sie auf das Eis geführt, wo man leicht fällt. Lassen Sie uns auf die Berge zurückkommen, die da Hörner tragen. Bey Ihren gegebenen Erklärungen haben Sie nur auf die Hörner und das Tragen derselben Rücksicht genommen und sich nicht erinnert, daß das Wort „Berge“ hier eine andere Bedeutung habe. Mir fällt so eben das Sprüchwort des Horatius ein: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus,“ das heißt: Menschen die große Dinge versprechen und große Erwartungen erregen, bringen am Ende nicht viel zu Stande. Sie sehen also, Berge bezeichnen zu Zeiten Männer, die sich ein großes Ansehen geben, besondere Vorzüge vor Andern haben wollen und viel versprechen.

Solche angesehene Leute haben je zu Zeiten Gemahlinnen, die zu leben wissen. Nun werden sie leicht erachten, was das heißt, wenn man sagt: sie tragen Hörner, sie erhalten also hiemit eine neue Erklärung von den Worten, wo die Berge Hörner tra-

gen. Als ein Gelehrter habe ich gerne das letzte Wort, und damit ich selbiges jetzt behalte, so wollen wir nicht mehr disputiren, sondern im Vergnügen ein Glas Wein trinken. Es leben Ihre künftigen Gemahlinnen, und nichts mehr von Hörnern! — Nun waren auf einmal Alle wieder besänftiget, alles lachte vor Freude, und ich, der ich bisher bloß stumme Person und Ohr gewesen war, wurde es mit. Erst bey frühem Morgen trennten wir uns; ich nahm von Allen freundschaftlichen Abschied und trat nach einigen Tagen meine Rückreise nach Jena wieder an.

Bis jetzt hatte ich alle Lehren meines alten Lehrers treu befolget, auch mit keinem Frauenzimmer eine solche Bekanntschaft gemacht, die sich auf Liebe gegründet hätte; aber jetzt, da ich durch Weimar kam, wurde mein Herz gefesselt, ich fühlte auf einmal ein gewisses Etwas gegen ein Frauenzimmer, das ich mir selbst nicht recht zu erklären wußte. Verschiedene Professores hatten mir Empfehlungsschreiben an etliche angesehene Familien mitgegeben, und eine von diesen nahm mich besonders gütig auf. Nachdem ich eine Zeitlang da gewesen war, und wieder weggehen wollte, so wurde ich zum Abendessen gebeten; diese Einladung nahm ich denn auch gleich mit Vergnügen an.

Als wir uns an den Tisch setzten, so erschien ein junges Frauenzimmer, die einzige Tochter des Hauses, und ich bekam zwischen ihr, und ihrer Mutter, meinen Platz. Charlotte, das war ihr Name, hatte einen Körper mit sehr vielen Schönheiten, und ein Herz

Herz mit den feinsten und edelsten Empfindungen geschmückt. Ihr guter Verstand würde der besten Ausbildung fähig gewesen seyn, er würde die vollkommenste Lebenswürdigkeit erhalten haben, wenn das unglückliche Vorurtheil, daß Reichthum die sicherste Quelle aller Vorzüge und Freuden des menschlichen Lebens sey, der innigsten Liebe ihrer Eltern nicht eine ganz falsche Richtung gegeben hätte, und sie mehr darauf bedacht gewesen wären, ihrer Tochter die Vortheile einer guten Erziehung, als den Besitz großer Reichthümer zu verschaffen. Durch unablässige Bestrebungen zur Erreichung dieses letzten Zwecks, und eine ängstliche Sorgfalt für ihre Gesundheit, durch veranstaltete Unterweisungen in den ersten catechetischen Grundsätzen der Religion, in häuslichen Geschäften und in einigen körperlichen Geschicklichkeiten, glaubten sie ihren Pflichten nicht nur ein völliges Genüge geleistet, sondern auch die stärksten Beweise der zärtlichsten Vorforge für das größte Kleinod ihrer Glückseligkeit gegeben zu haben.

Charlotte hatte solchergestalt der glücklichen natürlichen Anlage ihres Verstandes und Herzens, gewissen zufälligen, zu deren Entwicklung günstigen, Gelegenheiten und der Lefung einiger wenigen guten Bücher gewiss mehr, als jener Erziehung es zu verdanken, daß sie alles Wahre, Schöne und Gute so schnell und oft so richtig bemerkte, so lebhaft fühlte und so schnell zur Richtschnur ihrer Handlungen machte. Und dieses war es auch, was mir außer ihrer schönen Gesichtsbildung schon den ersten Abend etwas

bemerklich wurde, und sie mir nach und nach so angenehm, so liebenswürdig machte.

Ich hatte bey Tische viele Gelegenheit mit ihr zu sprechen, weil sie sich sehr genau nach meiner zurückgelegten Reise erkundigte, um von dem, was ich gesehen hatte, Nachricht zu erhalten. Sie bat ihre Eltern, mich den andern Tag in den herzoglichen Garten, den Stern und nach dem Belvedere zu führen und sie auch mit zu nehmen, welches denn auch sogleich bewilliget wurde. Als wir im Stern waren, giengen wir auf die schöne, mehrere Stockwerke hohe Laube, saßen eine Zeitlang da, besahen die schöne Gegend, und indem wir so saßen, liefs Charlotte ihren Handschuh zum Fenster hinausfallen. Natürlich lief ich gleich in den Garten, um ihn aufzuheben; sie kam mir bey meiner Zurückkunft einige Schritte entgegen, mir ihren Dank abzustatten; ich küßte ihr die Hand mit einem zärtlichen Druck, und von der Zeit an, empfanden wir Beyde etwas für einander, das wir uns, da wir Beyde in der Liebe unerfahren waren, nicht erklären konnten. Sie mochte mich, ich Sie gerne sehen, und wir wünschten von der Zeit an, nicht mehr von einander getrennt zu seyn.

Den Tag darauf reiste ich wieder nach Jena; aber mein Herz war von nun an mit meinen Gedanken immer in Weimar. Kaum waren die Collegia den ersten Sonnabend geendiget, so ritt ich auch wieder dahin. Ich trat im Elephanten ab, und hatte keinen sehnlichern Wunsch, als Charlotten zu sehen. Wie ich dieß anfangen sollte, war ich lange unschlüssig; denn
zu

zu ihren Eltern schon wieder zu gehen, hielt ich für unbescheiden. Der Aufwärter brachte mir Koffee, und ich bemerkte ihn kaum. Er fragte mich, ob ich auch etwas dazu essen wollte? und er bekam keine Antwort. Fehlt ihnen etwas, mein Herr! fieng er endlich an, Sie scheinen ganz in ihren Gedanken vertieft zu seyn? Wenn ich Ihnen dienen kann, so befehlen Sie nur.

Er kann mir damit dienen, das er mich jetzt allein läßt; komme er in einer Viertelstunde wieder, dann habe ich ihm vielleicht einige Aufträge zu geben. Kaum war er die Treppe hinunter, so dauerte es mich, das ich ihn so hatte ablaufen lassen; ich rief ihn wieder zurück und bat ihn mir verschiedenes einzukaufen.

Sie sind ja in diesem Augenblick ein ganz anderer Herr worden, es ist Ihnen gewiß etwas sehr Unangenehmes begegnet? Kann ich Ihnen dienen, so will ichs gerne thun, ich habe schon manchem Studenten reelle Dienste erwiesen; ich bin denselben auch so bekannt, das sie, wenn sie von Jena kommen, gleich nach mir fragen.

So gerne ich auch Jemand zu meinem Vertrauten gemacht hätte, so hielt ichs doch nicht für rathsam, mich einem solchen Menschen zu entdecken, weil ich gewiß durch ihn den guten Namen und die Ehre eines tugendhaften Frauenzimmers in übeln Ruf würde gebracht haben. Ich sagte ihm daher ganz kurz, er möchte nur meine Aufträge besorgen; wenn ich ihn weiter brauchte, würde ich ihn rufen.

So bald er mich verlassen hatte, dachte ich auch wieder daran, wie es anzufangen wäre, daß ich Charlotten spräche. Es fiel mir endlich ein, daß sie täglich etliche Stunden des Nachmittags zu einer bey der Esplanade wohnenden Mademoiselle gieng, die sie in weiblichen Handarbeiten unterrichtete. O! wie dankte ich meinem Genius, daß er mir dieses in Sinn gebracht hatte! Kaum konnte ich die Zurückkunft des Aufwärters erwarten, und als er wieder kam, kaum seine Bestellungen anhören.

Sage er mir doch, mein Freund, kann man hier wohl weiblichen Putz recht gut gemacht bekommen? Ganz vortrefflich, war seine Antwort, es sind hier verschiedene Putzmacherinnen; die eine davon wohnt hier in unsrer Nähe, und hat schon sehr viel Geld aus unserm Hause verdienet. Wo wohnen denn die Andern? Die wohnen da und da. Es soll ja auch Eine bei der Esplanade wohnen? Ja, aber diese giebt sich meistens nur mit Unterricht ab, und macht nur dann Putzsachen, wenn sie ausdrücklich bestellet werden.

Diese möchte ich gerne sprechen; hat er Zeit, so führe er mich dahin. Er that's, und nun, da ich ankam, wußte ich nicht, was ich bestellen sollte. Die Beredsamkeit dieser Person half mir jedoch bald aus meiner Verlegenheit; sie schlug mir so mancherley Kopfputz vor, daß ich sehr leicht etwas davon wählen konnte. Indem wir so mit einander sprachen, traten auf einmal sechs junge Mädchen in die Stube, unter denen sich auch Charlotte befand.

„Ey,

„Ey, Sie sind noch hier, redete sie mich an? Ich habe geglaubt, Sie wären schon nach Jena zurückgereiset!“ Das bin ich auch, aber gewisse Umstände nöthigten mich, heute nach Weimar zu reiten, und auch bis Morgen hier zu bleiben. „Wollen Sie uns denn nicht besuchen?“ Diefesmal nicht, aber ich werde bald wieder kommen, und dann nicht verfehlen, Ihnen meine Aufwartung zu machen; ich bitte daher, sagen Sie es Ihren Eltern nicht, daß Sie mich hier gesprochen haben.

Die Putzmacherin unterbrach uns darauf. „Ihre Bestellungen werde ich aufs Beste besorgen; jetzt aber muß ich Sie bitten, daß Sie mich verlassen, damit ich meinen Unterricht anfangen kann.“ Beym Weggehen sagte ich meiner Begleiterin: Ich bin im Elephanten abgetreten, Sie würden mir eine außerordentliche Gefälligkeit erweisen, wenn Sie mir heute Abend oder Morgen zu einer Zusammenkunft mit der Mademoiselle Charlotte verhalfen; auf meine ganze Erkenntlichkeit können Sie dafür rechnen.

Sie antwortete mir: „Das ist nicht gut möglich zu machen, indessen will ich sehen, ob ich Ihren Wunsch befriedigen kann: ich muß Ihnen aber dabey sagen, Sie müssen mir erlauben dabey zu seyn; denn allein laß ich Mademoiselle Charlotte nicht zu Ihnen.“ Das bitte ich mir recht sehr aus, war meine Antwort, veranstalten Sie nur eine Zusammenkunft, ich verlange gar nicht, allein bey ihr zu seyn. So gieng ich vergnügt in meinen Gasthof zurück und hoffte nun von einer Stunde zur andern auf eine angenehme Nach-

richt; aber vergebens! Mißvergnügt legte ich mich zu Bette, traurig lag ich die ganze Nacht, ohne Schlaf. Der Morgen brach an, ich stand endlich auf, der Mittag näherte sich, und ich erhielt keine Bestellung!

Endlich erhielt ich, gegen halb ein Uhr, von der Putzmacherin einen Brief, zu ihr zu kommen, und die bestellten Sachen in Augenschein zu nehmen. Schnell eilte ich dahin, und welche Freude! ich traf den Gegenstand meiner Liebe da an.

Ach! wie freue ich mich, Sie hier zu finden, liebes Kind; seitdem ich Sie kennen zu lernen das Glück gehabt, habe ich keine andern Gedanken, als an Sie! Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich Ihnen nicht gleichgültig wäre! Sie allein sind die Ursache, daß ich schon wieder in Weimar bin; der Putz ist nur darum bestellet, um eine Gelegenheit zu haben, Sie zu sehen und zu sprechen! Gleich bestellte ich allen Putz ab, und gab der Putzmacherin einige Louisd'or, als Entschädigung. Damit machte ich mir sie ganz ergeben! Sie stand Charlotten treulich bey, beantwortete mir viele Fragen, und schlug endlich vor, wir möchten den Nachmittag bey ihr bleiben. Von meiner Seite wurde es gleich angenommen; allein Charlotte konnte nur bis nach geendigter Kirche bleiben, weil sie mit ihren Eltern ausgehen mußte. Gerne hätte ichs gesehen, wenn der Prediger diesmal seine Predigt um eine Stunde verlängert hätte; im Scherzen, Lachen und Küssen, floss uns die Zeit hin, und ehe wir es uns vermutheten, mußten wir uns trennen. Ich bat mir die Erlaubniß aus, bald wieder
nach

nach Weimar kommen zu dürfen, die ich denn auch sehr bald erhielt.

Sobald Charlotte weg war, entdeckte ich mich der Putzmacherin; ich versprach ihr reichliche Geschenke, wenn sie mir alle Sonnabende oder Sonntage, jedoch allemal an einem andern Orte, zu einer Zusammenkunft verhälfe. Es schien, daß ich Charlotten auch nicht gleichgültig wäre; im Fall daß ich mich nicht irrte, so dachte ich sie zu heurathen, so bald ich nur eine Stelle bekäme, wo ich hinlängliche Einkünfte hätte. Die Putzmacherin versprach, alles, was sich thun liesse, zu versuchen; sie hielt Wort und verschaffte mir manche heimliche Zusammenkunft.

Nach und nach wurden unsre Herzen von den Empfindungen der Hochachtung und Freundschaft zu der zärtlichsten Zuneigung hingeleitet, und Charlotte überliefs sich derselben um so mehr ohne Bedenken, da ich nie die Pflichten der Hochachtung gegen sie verletzt hatte und ihre Eltern selbst meine öftern Besuche nicht ungünstig aufnahmen.

So gieng mir die letzte Zeit meines akademischen Lebens füß und angenehm hin. Ich wurde geliebt und liebte zärtlich wieder, verreiste zwar mehr als sonst, suchte aber auch auf der andern Seite jede Viertelstunde durch fleissiges Studieren ausserdem zu benutzen. Es rückte endlich die Stunde heran, wo ich Jena bald ganz verlassen sollte; ich entdeckte es meiner Charlotte, und ein Stroh von Thränen waren ihre Antwort. Ich faßte sie an der Hand und fragte, ob
 sie

sie mich heurathen wollte, wenn ich mich bemühet, bald ein Amt zu bekommen?

„Glücklich würde ich seyn, antwortete sie mir, wenn ich die Ihrige würde; allein die Beantwortung dieser Frage hängt nicht blos von mir, sondern auch von meinen Eltern ab, und diese haben mir schon oft gesagt, daß sie ihre Einwilligung in meine Verheurathung nicht eher geben würden, als bis ein Mann mit Vermögen käme, der zugleich eine anständige Bedienung hätte.“

Was das Erste anbelangt, antwortete ich, so kann ich mich freylich im Verhältniß mit ihrem Vermögen nicht reich nennen; indessen besitze ich doch so viel, daß ich mit Ihnen, auch ohne Mitgabe, auf einer Stelle leben kann; und was das Letzte betrifft, so will ich mich bemühen, so bald als möglich ein Amt zu erhalten; auch will ich gerne, wenn Sie es zufrieden sind, meine Absicht Ihren Eltern bekannt machen, und um Sie anhalten.

Sie willigte darein; ich benutzte also die Gelegenheit, als ich einmal mit den Eltern allein war, entdeckte ihnen meinen Wunsch, und ich erhielt weder eine abschlagliche noch bejahende Zusage. „Sie und meine Tochter sind noch jung, antwortete mir der Vater, übereilen Sie sich nicht, Sie können vielleicht noch eine bessere Parthie finden und zugleich einen guten Dienst dadurch bekommen. Es ist mir lieb, daß Sie meine Tochter leiden mögen, aber auf Ihre Anfrage, kann ich mich nicht eher bestimmt erklären, als bis Sie Brod haben; denket dann meine Tochter
noch

noch so wie jetzt, so werde ich Ihnen kein Hinderniß in den Weg legen.“

„Ich kenne die Verfassung Ihres Vaterlandes, ob Sie da bald oder spät zu einer Bedienung gelangen können, nicht; allein, ich stelle mir vor, daß es da eben so wie hier zu Lande geht. Gäbe ich Ihnen nun jetzt mein Jawort, so fesselte ich Sie und meine Tochter; wie leicht könnte da nicht Beyden die Zeit zu lange dauern und Ihre Liebe erkalten? Lassen Sie daher jetzt diesen Gedanken fahren, sehen Sie erst zu, ob es Ihnen glückt, bald zu einer Bedienung zu gelangen. Die Zahl der Studierenden wird in unsern Tagen immer größer und der Stellen werden nicht mehr.“

„Vor einiger Zeit war die unterste Predigerstelle, die kaum hundert und funfzig Thaler einträgt, in einer gewissen Stadt erlediget. Von allen Gegenden eilten sogleich Candidaten hin, die sich um selbige bewarben. Ich war gerade zu der Zeit etliche Tage in dieser Stadt, und hörte von einem Rathsherrn, welcher eine Stimme bey der Wahl hatte: die Musenföhne müssen jetzt in sehr bedrängten Umständen seyn, denn haben sich diesesmal sehr geschickte Männer zu unserer vacanten Predigerstelle gemeldet, da sich sonst nur solche dazu anboten, die überzeugt waren, daß sie nie eine bessere bekommen würden.“

„Und der Mann hatte Recht. Es sind wenigstens 25 (jetzt gar 37) hohe Schulen in Deutschland, und man kann annehmen, daß, eins ins andere gerechnet, auf jeder derselben Jahr aus Jahr ein 300 Studenten
sich

sich aufhalten; dieses macht schon eine Anzahl von 7500 Studierenden. Nehme ich nach diesem Satze an, daß selbige in drey Jahren, wie gewöhnlich, ihre akademischen Jahre endigen und 7500 andern Platz machen, so wundert es mich gar nicht, daß jetzt zu jeder kleinen Bedienung so viele Competenten sind. Es ist wahr, viele derselben scheitern während der Universitätsjahre, oder kurz nachher; manche werden gelehrte Brauer, Soldaten, Hufsaren, Bettler u. s. w.; allein es bleibt doch immer in den meisten Ländern eine grössere Anzahl übrig, als der Staat braucht, und die Landescollegia können auch die Geschicktern darunter, nicht so früh versorgen, wie sie wohl wollten, weil sie doch einmal ältere Männer im Lande haben, denen sie erst helfen müssen, wenn sie nicht ganz verhungern sollen.“

Ich sah dieses alles recht gut ein, und wufste auch nichts dagegen einzuwenden. Ich empfahl mich daher seiner fortdauernden Wohlgewogenheit und der Gewährung meiner Bitte, so bald es mir gelange, eine Bedienung zu bekommen. Ich verweilte noch etliche Stunden, suchte mit Charlotten noch allein zu sprechen, bat sie um fortdauernde Liebe, um Fortsetzung unsrer Zusammenkünfte, und so reiste ich halb vergnügt, halb missvergnügt nach Jena zurück.

Kaum war ich einige Tage wieder angekommen, so erlebte ich einen aufserst traurigen Auftritt, der zugleich in die fernern Schicksale meines Lebens keinen unbeträchtlichen Einfluss hatte. Ich gieng nämlich an einem Abende zu einem Bürger, der mein

ter

ter Freund war, um da einige Stunden zuzubringen. Wir mochten etwa eine halbe Stunde beyfammen gewesen feyn, fo ftürzte ein Student mit dem Degen in der Hand, Blaffe auf feinem Geficht und Verwirrung in feinen Mienen in die Stube. Voller Bestürzung über diesen angftlichen unerwarteten Anblick, fprangen wir alle auf, einige um zu fliehen, andere um sich zu vertheidigen. Allein der Student fiel uns zu Füfsen, und redete uns mit bebender Stimme also an: „Erbarmen Sie sich eines Unglücklichen! Ich komme von Lichtenhayn, und wollte eben in meine Wohnung gehen, als mir ein Student im Durchgange der Fleischbanke auflauerte, und mit der größten Brutalität auf mich losfchlug.“

„Ich verwies ihm seine Grobheit, ich versicherte ihm, daß ich der Unrechte sey, auf den er lauerte, daß ich ihn gar nicht kannte, und was ich sonst zu meiner Rechtfertigung mag gesagt haben; allein anstatt ihn zu besänftigen, mußte ich einen Stroh von neuen Schmähungen über mich ergehen lassen, und meine Schonung schien seine Wuth nur noch mehr zu reizen. Endlich konnte ich mich nicht länger halten, ich zog den Degen, so wie er den seinigen schon gezogen hatte, und er stürzte im ersten Anlaufe auf mein Schwert und hat sich wahrscheinlich tödlich verwundet! Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich ohne Urfach zum Mörder worden bin. In der äußersten Verwirrung, unentschlossen, ob ich bleiben oder fliehen sollte, stieß ich auf Ihr Haus, ich fand die Thür offen, und erkühne mich nun, Schutz und Freystätte zu suchen.

chen. O! haben Sie Mitleiden mit mir Unglücklichen! verbergen Sie mich so lange, bis die Nachsuchungen aufhören, und ich mich durch die Flucht retten kann.“

Wir alle zitterten bey dieser Erzählung, unbeschreibliche Angst überfiel uns; aber es war jetzt keine Zeit, uns derselben zu überlassen, denn ein Unglücklicher wartete auf schleunige Hülfe. Wir ergriffen ihn bey der Hand, schoben ihn in ein kleines Kabinett, und verschlossen ihn da aufs sorgfältigste.

Nun eilten wir zu dem Orte, wo der Verwundete lag. Man war gerade im Begriff, ihn zu seinem Wirth zu tragen; das Blut strömte aus seinen am Kopfe erhaltenen Wunden. Indessen hatte er doch noch so viel Kraft, den Anwesenden zu sagen: „Sehen Sie an mir ein Beyspiel der rächenden Gottheit. Spiegeln Sie sich an meinem Unglück, das ich verdient habe. Sollte ich sterben, und derjenige, der mich so verwundete, sollte in Verhaft genommen werden, so beschwöre ich Sie, seine Vertheidiger zu werden; er ist unschuldig, ich habe ihn angegriffen, ich habe seinen Vorstellungen kein Gehör gegeben.“ Kaum hatte er diese Worte gesagt, so kamen die Aerzte, ihn zu verbinden, und wer in der Stube war, mußte weggehen.

Unausprechlich groß war unterdessen die Angst des Studenten, der sich ins Kabinett verborgen hatte. Der Gedanke, einen Menschen ums Leben gebracht und die Eltern desselben dadurch in den größten Schmerz versenkt zu haben, hatte verschiedenemal den

den Entschluß bey ihm hervorgebracht, sich freywillig in die Hände der akademischen Obrigkeit zu ergeben, da ihm kein anderes Mittel mehr übrig zu seyn schien, seine Trostlosigkeit über dieses Unglück an den Tag zu legen; und doch fand der Jüngling im reinsten Gefühl seiner Unschuld ein zu starkes Gegengewicht gegen jenen Entschluß.

Bis tief in die Mitternacht, blieb er in dieser Beklemmung, da wurde alles still und die heftigsten Regungen befänftigten sich etwas. Wir hielten es für Pflicht, ihn zu retten, da wir nicht wissen konnten, ob der Verwundete würde leben bleiben oder nicht; wir machten etwas Geld zusammen, verkleideten ihn, giengen zur Gottesackerkirche, stiegen da über das Thor, wanderten durch den Philosophengang, und brachten ihn so glücklich an die Gränze nach dem sächsischen Dorfe Z w e t z e n. Hier mußte er sich einige Stunden zu Bette legen, und wir thaten dasselbige. Den andern Morgen reisten wir weiter, kamen endlich nach Naumburg, ließen uns da über die Saale setzen und lebten hier etliche Wochen incognito, bis wir endlich die Nachricht erhielten, der Verwundete wäre außer aller Gefahr, auch beynahe wieder hergestellt.

Nie hätte ichs geglaubt, daß dieser Vorfall auch für mich nachtheilige Folgen haben könnte. Die Nachricht, daß in Jena ein Student verwundet worden, war auch sehr bald nach Weimar gekommen, und zwar so vergrößert, daß der Verwundete gleich auf der Stelle tod geblieben wäre; auch waren die Na-

men aller der Studenten, die dem Thäter fortgeholfen hatten, nicht verschwiegen geblieben. In der Angst und Bestürzung hatte ich nicht daran gedacht, meiner Charlotte den ganzen Vorfall zu schreiben, ihr auch nicht benachrichtiget, daß ich eine Zeitlang außerhalb Jena seyn, folglich den nächsten Sonnabend nicht nach Weimar kommen würde.

Da ich ihr nun ausdrücklich als Theilnehmer an jenem Zweykampf war genennet worden, sie auch, was noch nie geschehen war, mich weder am Sonnabend sah, noch Briefe von mir bekam, auch den Brief, den ich ihr von Naumburg geschrieben, einige Posttage später, als es hätte geschehen sollen, empfing, so hatte sie sich endlich mit Schmerz überzeugt, ich wäre ihr untreu worden, und ich würde nie wieder öffentlich in dieser Gegend erscheinen dürfen. Sie sahe es überdem auch sehr gut ein, es sey alle Hoffnung verschwunden, daß sie die Einwilligung ihrer Eltern erhielt, mich zu heyrathen.

Dazu kam noch der unangenehme Vorfall, Charlotte wurde zu gleicher Zeit durch Heyrathsanträge mit einem Manne von gleichem Reichthum und noch höherm Range, als der ihrige war, um desto empfindlicher beunruhiget, da ihre Eltern diesen Antrag mit den dringendsten Bitten und Ermahnungen unterstützten. Sie hielten sich jetzt in Betracht ihres abwesenden und nun so übel verrufenen Jünglings, der sich blos des Herzens ihrer Tochter, aber noch nicht der ganzen lauten Einwilligung beyderseitiger Eltern, nach allen

allen wohlhergebrachten Formalitäten, versichert hatte, zu nichts verpflichtet!

Charlottens offenherzige und wiederholte Erklärung, daß eine solche Veränderung ihrer Neigung durchaus nicht in ihrer Gewalt sey, daß sie ein erlogenenes Angelöbniß ehelicher Liebe und Hochachtung unter der Larve der ehrwürdigsten Religionsgebrauche, als eine verruchte Schandthat verabscheue, und daß selbst alsdenn, wenn ihr Herz auch frey wäre, die Verbindung mit einem Manne, dessen Grundsätze und Handlungen, den ihrigen auf so vielerley Art entgegen wären, für Beyde unausbleiblich die traurigsten Folgen haben werde, schreckte nicht allein den Bewerber um sie von seinen Bemühungen nicht ab, sondern machte auch bey ihren Eltern so wenig Eindruck, daß sie vielmehr von diesen mit Vorwürfen, Befehlen und Drohungen gekränket wurde.

Es blieb also für Charlotten kein anderer Weg übrig, als ihre Einwilligung in diesen Antrag zu geben, und sich mit einem Manne zu versprechen, der ihr in jeder Rücksicht mißfällig war. Gott! wie erstaunte ich, als ich wieder nach Jena kam und den nächsten Sonnabend nach Weimar ritt, noch von Allem, was vorgefallen war, nichts ahndete, und nun in dem Hause meines Mädchens in Allem die grösste Veränderung bemerkte. Die Eltern ließen mir sagen, sie könnten mich nicht sprechen, Charlotte, sie dürfte mich nicht mehr sehen! Alles war mir ein Rathsel, ich wußte es mir nicht zu erklären.

In der Beklemmung meines Herzens gieng ich zu einigen Bekannten. Ach! da erfuhr ich Alles, was sich zugetragen, und wie sich alle meine glücklichen Ausichten auf einmal verändert hatten! Einstimmig wurde ich versichert, Charlotte sey gezwungen worden, sich mit einem Andern zu versprechen; man habe ihr die bösesten Nachrichten von mir gegeben, ich sey davon gelaufen, um der Obrigkeit zu entfliehen, und dergleichen mehr! Ich war wie ohne Sinne, unentschlossen, was ich thun sollte. Ich flehte, ich bat, mir nur noch eine Unterredung mit Charlotten zu verschaffen; aber ich konnte sie nicht erlangen!

Nur noch einen kleinen Brief erhielt ich von ihr, in welchem sie mich ersuchte, sie nicht zu hassen, ihr die Schuld dieses Verfahrens nicht zuzuschreiben, sie zu vergessen, und Gott für sie anzurufen, daß er sie, da sie durch die Schuld ihrer Eltern so sichtbar ins Unglück gestürzt würde, bald von dieser Erde wegnehmen möchte. Ich übergehe alles übrige, was zu meiner Beruhigung in diesem Schreiben enthalten war. Noch über zehn Jahre trug ich es zu ihrem Andenken bey mir, bis es mir durch einen Schiffbruch endlich auch geraubet wurde!

Wie ein zärtlicher Ehemann traurig vom Grabe weggeheth, wo er seine Gesellschafterin des Lebens hat müssen einsenken sehen, so betrübt ritt ich von Weimar nach Jena! Das schöne Saalathen, wo ich bisher so gerne lebte, und aus Neigung zu meinem geliebten Gegenstande länger geblieben war, als ich mir anfangs vorgenommen hatte, war jetzt eine Wüste,
und

und der traurigste Ort für mich. Ich wurde schwach und elend, ich konnte weder des Tages noch des Nachts ruhen, die Lust zum Essen und zum Trinken vergieng mir und meine Neigung zum fleissigen Studiren verlohr sich ganz.

Zu diesem für mich so traurigen Verlust kam nach einigen Wochen noch ein anderer nicht minder harter Schlag, der zehn Andere aus aller Verfassung gebracht haben würde, der aber für mich damals höchst wahrscheinlich ein Glück war, weil ich dadurch von meinem ersten Schmerz etwas abgezogen wurde.

Ich bekam nämlich an einem Morgen einen Brief mit der unangenehmen Nachricht, daß mein Vormund plötzlich gestorben, sehr viele Schulden hinterlassen und auch den grössten Theil meines Vermögens durchgebracht hatte! Wie mir dabey zu Muth war, werden sich diejenigen denken können, die dergleichen erfahren haben! Zwey solche harte Schläge, die mich auf einmal aus den glücklichsten Umständen in die traurigste Lage versetzten, waren in der That für einen Jüngling von meinen Jahren zu niederschlagend! Ich schrieb in meiner Traurigkeit an die Obrigkeit in meiner Vaterstadt; ich machte die kläglichsten Vorstellungen von meiner Lage; allein ich erhielt nichts als die wenig tröstliche Antwort: es hatte sich nicht mehr, als etwa acht hundert Thaler, von meinem Vermögen retten lassen.

So wie sich mein Gemüth nach und nach wieder beruhigte, mein Schmerz sich einigermaassen legte, so dachte ich auch auf Mittel, wie ich künftig durch die

Welt kommen wollte; denn von meinem Vermögen konnte ich nun nicht bis zu meiner Beförderung ins Predigtamt leben! Jetzt fühlte ich das, was Cicero sagt, in seinem ganzen Umfange: „die Wissenschaften geben im Unglück Trost;“ denn sie waren es, die meinen Muth aufrecht erhielten. Das Bewußtseyn, daß ich meine Schul- und Universitätsjahre redlich genüzzet, und der Fleiß, den ich angewendet hatte, dereinstens meinen Nebenmenschen nützlich zu werden, stärkte mich; und ich fieng an, wiederum vergnügte, heitere Augenblicke zu bekommen. Besonders beruhigte mich der Gedanke, daß ich doch vor dem Verluste meines Vermögens ausstudieret hätte, und daß so Viele mit noch weniger Geld leben könnten und müßten.

Ich faßte endlich den Entschluß, mich einigen Professoren zu entdecken, ihnen den Verlust meines Vermögens bekannt zu machen, und sie zu ersuchen, mir gelegentlich eine gute Hofmeisterstelle zu verschaffen. Walch, Schmidt, Wedel, Sukkow, Blasche, Polz und einige andere gaben mir die gewisse Versicherung, gewiß an mich zu denken, sobald sie eine annehmbare Gelegenheit für mich wüßten.

An einem Sonntag schickte der Professor Polz seinen Famulus zu mir, ich möchte gegen elf Uhr zu ihm kommen, er hatte mich zu sprechen. Ich gieng hin, er gab mir einen Brief von seinem ehemaligen guten Freunde zu lesen, der als Hauslehrer nach Hamburg gekommen war, der aber von da Gelegenheit
gefun-

gefunden hatte, die Hofmeisterstelle bey einem schwedischen Grafen zu bekommen, durch den er hernach eine ansehnliche Bedienung erhalten hat. Dieser bat seinen Freund Polz, ihm einen guten Hauslehrer für seine drey Söhne zu verschaffen. Ausser einem ansehnlichen Gehalt, waren noch manche andere schöne Versprechungen in diesem Briefe enthalten; ein Wechsel für den, der die Stelle annahm, war beygelegt, und eine Anweisung an einen Lübecker Kaufmann, den die Einschiffung besorgen sollte.

Diese Stelle nahm ich ohne alles Bedenken an, weil ich in meiner Lage nichts bessers thun zu können glaubte. Auf Kosten Anderer, dachte ich, lernst du die Welt kennen; du bekommst durch das Reisen Zerstreung, um deine Gesundheit wieder zu stärken; du kommst auch in ein Haus, wo du dich noch mehr bilden und verfeinern, vielleicht gar mit der Zeit, eine ansehnliche Bedienung erhalten kannst.

Der Professor Polz benachrichtigte seinem Freunde meine Zusage, und empfahl mich so gut, als er es konnte. Ich aber machte nach und nach Anstalten zu meiner Abreise, und so bald ich mir einige Empfehlungsschreiben von den Professoren an solche Gelehrte hatte geben lassen, die ich auf meiner Reise bis Lübeck wollte kennen lernen, so nahm ich von dem lieben Jena und seinen Einwohnern Abschied.

Zweytes Kapitel.

Abgang von der Universität nach Hamburg.

Es war der sechs und zwanzigste April des 1764sten Jahres, als ich die Universität Jena, in Gesellschaft vieler Studenten, und unter mancherley Empfindungen meines Herzens verließ. Gewöhnlich macht man die Reise von hier nach Leipzig, über Kamburg, Naumburg und Weissenfels oder Merseburg, weil man da nicht nur einen vorzüglich guten und gebahnten Weg findet, sondern zugleich auch einige schöne Städte siehet. Da sich aber gerade traf, daß ein guter Freund von mir aus Gera, und zween andere aus Altenburg, zugleich auch ihre akademische Laufbahn endigten, da ich die schönste Jahreszeit vor mir hatte, und also ziemlich sicher überall auf gute Wege rechnen konnte, so gieng ich, freylich etwas im Umwege, in Gesellschaft meiner Freunde, über Gera und Altenburg nach Leipzig. Wir mußten hier zwar oft Bergauf, Bergab reisen, und manches tiefe Thal, manchen ansehnlichen Berg passiren, aber im übrigen waren die Wege gut und trocken, und die Gegenden, durch welche unsere

unsere Reise gieng, waren ganz vorzüglich schön. Diese Reise war mir daher wirklich vorzüglich angenehm, ob ich gleich anfangs, als ich das liebe Jena hinter mir hatte, mehr traurig als vergnügt war.

Ob es allen Studenten bey ihrer Abreise von der Universität so gehet, oder ob es ein heimliches Vorgefühl von dem war, dem ich mit dieser Abreise entgegen gieng, oder ob es von meinem zwiefachen Verluste, den ich während meines Aufenthaltes in Jena erlitten, herkam, daß ich bey allen Ausichten, glücklich zu werden, dennoch jetzt, da ich meiner neuen Bestimmung entgegen reiste, traurig war, weiß ich nicht; genug, ich war die ersten Stunden, auf meiner Reise sehr niedergeschlagen.

Unser Weg gieng, so bald wir Jena verlassen hatten, in einem ziemlich engen, sehr anmuthigen Thale, zwischen zwey langen hohen Bergen, nämlich dem Hausberge zur Rechten, und dem Genfichtberge zur Linken hin. Beyde, besonders aber der zur Linken, sind, wie fast alle Berge, welche das reizende Thal von Jena umgeben, an ihrem Abhange, oder an der Berglehne, mit Gärten oder Gartenhäusern, Weinbergen, kleinen Gebüschchen und Kornfeldern geziert, auf ihrer Spitze aber mit Ruinen von alten Schlössern, mit nackten Felsenstücken, oder mit einzelnen Gebüschchen von Nadelholz und anderm Holze bekränzt, und geben durch ihre Mannichfaltigkeit dem Auge eine sehr unterhaltende Ausicht. Auf dem Hausberge sieht man einen alten Thurm, der Fuchsthurm genannt, von welchem man die umliegende

herrliche Gegend gröfſtentheils überſehen kann, und welcher, wie ich in der ſchönen Beſchreibung der Stadt Jena, vom ſeligen Wiedeburg geſehen, vor etwa zehn Jahren mit einer Treppe und Stube verſehen worden iſt.

Nach und nach hebt ſich der Weg, geht an den Berg zur Linken hinan, und die Ausſicht wird immer freyer, mannichfaltiger und ſchöner. Man erblickt nun das Weimarische Städtchen Bürgel in einer romantischen Lage, theils auf einem ziemlich hohen Berge, theils in einem buſchigten Thale, welches ſich in einem halben Zirkel um den Berg herumzieht. Dieſes Städtchen, das neun Jahre zuvor ſehr durch Brand gelitten hatte, liegt an dem Gleisbach, hat etwa eilfhundert Einwohner und eine ſehr merkwürdige Töpferfabrik, welche Jena, Kahla, Bösneck, Neuſtadt an der Orla, Schleitz und mehrere andere Städte und Gegenden mit Töpferarbeit verſiehet. Der Weg geht nicht weit von dieſem Orte vorbey über Thalbürgel, wo ehemals ein Feld- oder Benedictinerkloſter war, das eine adliche Frau, Berchta Bamens, geſtiftet, und Kaiſer Lothar der Zweyte im Jahre 1138 dotirt hatte, das aber jetzt in ein fürſtlich weimarisches Amt verwandelt iſt. Hier trennten wir uns von der zahlreichen Geſellſchaft unſerer geweſenen akademiſchen Mitbürger, ſangen noch einmal mit ihnen: Mein Jena lebe wohl, der Abſchiedstag iſt da, wünſchten einander alles mögliche Wohlergehen, und ſchieden ſo von einander.

Von

Von Thalbürgel mußten wir einen hohen Berg hinan, von welchem man die herrlichste Aussicht mehrere Meilen weit auf die bey Jena liegenden, und auf viele andere, besonders auf die an der Saale hinlaufenden Berge hat. Prachtvoll und reizend schön ist diese ganze Gegend, und sie ist eine der vorzüglichsten, die ich in der Welt gesehen habe. Bürgel stellt sich hier dem Auge ungemein schön dar, besonders das darneben liegende Thal, welches mit allerley Gehölz, mit Obstbäumen, Gärten, an der östlichen Berglehne aber mit vielen Pflaumenbäumen besetzt ist, und von der Industrie in hiesiger Gegend vortheilhafte Begriffe giebt. Man sieht hier eine Menge Dörfer, und ausser Bürgel, auch noch in der Ferne, die dem Hause Sachsen-Gotha gehörige kleine Stadt Eisenberg.

Als wir auf dem Berge waren, näherten wir uns einem grossen Fichtenwalde, worin unser Weg eine gute Zeit sehr angenehm fortgieng. Die hier vermischten, durch einander stehenden hohen Fichten und Kiefern, worunter sich zuweilen die schönern Tannen, so wie Eichen und Birken zeigen, verursachen durch ihre verschiedenen dunkel- und hellgrünen Farben eine sehr angenehme Mannichfaltigkeit. Amfeln, Finken, Lerchen, Nachtigallen sangen und zwitscherten in den Gesträuchen und auf den Bäumen, und lobten gleichsam ihren Schöpfer. Auch mir wurde da so wohl, so froh ums Herz, wie es die Schöpfung um mich her war. Dank! dachte ich bey mir, Dank sey Dir, Allmächtiger, daß du mich diese Wonne fühlen laßt,

laßt, laß mich sie fernerhin mit so heiterm Herzen empfinden, laß keine Erinnerung der vergangenen Leiden, keine bängigen Sorgen, mir diesen frohen Muth wieder rauben!

Unter diesen und ähnlichen Gefinnungen meines Herzens, kamen wir mitten in diesem Holze auf das Altenburgische Dorf Weissenborn, welches theils auf Anhöhen, theils am Abhange derselben zwischen den Fichten, theils in einem Thale an einem hellen Bache liegt. Hier sahen wir fast vor allen Hausthüren Beweise von der Industrie der Einwohner, welche allerley hölzernes Geräthe, z. E. Leitern, Tragbahren, Mulden, hölzerne Löffel und dergleichen verfertigen, und es bis nach Halle, ja noch weiter hin, verfahren.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde gefahren seyn, so bemerkten wir einen gut aussehenden jungen Menschen, der eine alte abgetragene Uniform an hatte. Er saß unter einem Baume im Grafe, nicht weit von der Landstrasse und spielte zum Zeitvertreibe auf der Violine. Da wir näher zu ihm kamen, sahen wir, daß er ein hölzernes Bein hatte, wovon ein Theil in Stücken bey ihm lag.

„Was macht er hier Soldat?“ redete ihn einer meiner Freunde an.

Ich bin auf der Zurückreise nach meinem Dorfe, meine gnädigen Herren, antwortete er.

„Aber, mein armer Freund, erwiederte ich, er wird, wenn er kein anderes Fuhrwerk als die Stücke
feines

seines Beines hat, schrecklich viele Zeit zur Endigung seiner Reise nöthig haben?“

Ich warte auf meine Equipage und meine ganze Suite, sagte der Soldat, und wenn ich mich nicht sehr irre, so sehe ich sie dort in der Ferne kommen. Wir sahen auch wirklich eine Art Karren, der von einem Pferde gezogen wurde, worauf ein Mädchen und ein Bauer saß, welcher fuhr, ankommen.

Unterdessen, daß sie näher kamen, erzählte uns der Soldat: „er wäre in der blutigen Schlacht, die 1760 bey Torgau, zwischen den Oesterreichern und Preussen vorgefallen, und in welcher die letztern gesieget, so verwundet worden, daß ihm das Bein hätte müssen abgenommen werden. Vor dem Anfange des Krieges, wäre er mit einem jungen Mädchen in der Nachbarschaft versprochen gewesen, und weil er hätte müssen Soldat werden, so wäre die Hochzeit bis zu seiner Zurückkunft ausgesetzt worden. Da er aber nach jener Schlacht bey Torgau, mit einem hölzernen Beine angekommen wäre, so hätten sich alle Verwandte des Mädchens, der Heyrath widersetzt.“

„Die Mutter des Mädchens, die von ihren Eltern nur allein noch gelebt, wäre seit dem Anfange seiner Bewerbung immer seine Freundin gewesen; aber sie wäre während seines Aufenthaltes im Kriege gestorben. Das junge Mädchen selbst wäre demohngeachtet standhaft geblieben, hätte ihm mit offenen Armen empfangen, und sich entschlossen, mit zu seinem nicht weit von hier wohnenden Vater zu gehen. Auf dem Wege dahin, wäre ihm sein hölzernes Bein zerbrochen; dieß

dies hatte seine Braut genöthiget, in das nächste Dorf zu gehen, und einen Karren zu hohlen, um ihn dorthin zu bringen, wo er so lange zu bleiben gedächte, bis der Zimmermann sein Bein würde wieder hergestellt haben. Es ist ein Unglück, meine Herren, endigte der Soldat, das bald wieder ersetzt werden kann.“

Unser Fuhrmann, dem diese Unterhaltung Kleinigkeit schien, wurde ungeduldig und wollte nicht länger warten. Er fluchte und schimpfte und drohete fortzufahren, wenn wir nicht einstiegen. Unser Freund aus Gera, der die Gegend kannte und es wußte, daß der Weg nach Köstritz nicht so weit mehr wäre, sagte endlich: wir wollten zu Füsse nachkommen; und so fuhr unser Führer unzufrieden fort.

Während daß dieses vorfiel, war das Mädchen angekommen; sie sprang vom Karren, ergriff die ausgestreckte Hand ihres Bräutigams, und erzählte ihm mit einem Lächeln voll Zärtlichkeit, sie hatte einen geschickten Zimmermann gefunden, der ihr versprochen, ein Bein zu machen, das nicht wieder zerbrechen sollte; es sollte den andern Tag fertig seyn, und sie könnten ihre Reise, so bald sie wollten, wieder fortsetzen.

Der Soldat empfing seine Braut mit einem nachdrücklichen Kuss. Sie schien gegen dreißig Jahre alt zu seyn, war ein schönes, feingebildetes Landmädchen, eine Brünette, auf deren Gesicht Empfindung und Lebhaftigkeit ausgedrückt waren.

„Sie

„Sie wird sehr müde seyn, mein liebes Kind, sagte ich zu ihr, ruhe sie sich aus.“

Man wird nicht müde, mein Herr, antwortete sie, wenn man für den etwas thut, den man liebt. Wenn ein Mädchen ihr Herz einmal einem Manne geschenkt hat, so ist, wie Sie sehen, ein Bein mehr oder weniger, keine Sache, die ihre Gefinnung ändern kann, und seine Beine waren es ja auch nicht, die auf mein Herz Eindruck machten.

„Aber sage er mir doch, fuhr ich fort, womit will er sich und seine Frau künftig ernähren?“

Das ist meine Sorge, sagte der Soldat; und das Mädchen antwortete: ich bin so glücklich, wie unsere Edelfrau. Ein Mann, der den Entschluß faßte, vier Jahre und etwas drüber, vom Soldatenfolde zu leben, kann für den Rest seines Lebens nicht sehr bekümmert seyn. Ich spiele die Fiedel, setzte er hinzu, so ziemlich erträglich, und vielleicht ist in der ganzen Gegend viele Meilen weit kein Dorf, wo so viele Hochzeiten sind, als in dem, wo wir uns niederlassen; es wird mir also nicht an Beschäftigungen und an Verdienst fehlen.

Und ich, sagte das Mädchen, ich kann Netze stricken und Strümpfe ausbessern. Außerdem hat meines Vaters Bruder zweyhundert Thaler von dem Meinigen in Händen, und ob er gleich des Dorfrichters Schwager und ein brutaler Kerl ist, so will ichs doch dahin bringen, daß er mir mein Geld bis auf den letzten Heller bezahlen soll. Ich hingegen, erwiederte der Soldat, ich habe funfzehn Thaler in der

Talche,

Tasche, und habe noch ausserdem Jemand zwey Louisd'or geliehen, damit er seine Abgaben bezahlen konnte, und die er mir wieder geben wird, so bald er es im Stande ist.

Sie sehen, meine Herren, sagte das Mädchen zu uns, dafs wir eben keine Gegenstände des Mitleidens sind. Werden wir nicht glücklich mit einander werden, mein Liebster? fragte sie ihren Bräutigam, indem sie sich mit einem sehr zärtlichen Blicke zu ihm wandte. An uns selbst würde die Schuld liegen, wenn wir es nicht würden.

Ich läugne es nicht, die Unterhaltung mit diesen Leuten machte mir und meinen Reisegefährten viel Vergnügen. Nie hatte ich etwas Aehnliches erlebt, nie mir es ganz sicher vorstellen können, dafs man auch mit Wenigem so zufrieden seyn, und sich so glücklich fühlen könnte. Oft habe ich nachher noch in meinem Leben an diese Verliebten gedacht, mir oft dadurch Muth eingesprochen und mich mit C a n i t z getröstet: „Drum rauschet nur vorbey, ihr Kumervolle Fluthen, das ist das beste Gut, was in uns selbst besteht; und weil des Vaters Hand das Rad der Schickung dreht, sind eher Küsse noch, als Schläge zu vermuthen. Er schicke, was er will, wir können nicht entrippen; weicht, eitle Sorgen, weicht! ihr kranket nur die Sinnen.“

Lange genug hatten wir uns hier aufgehalten, und die Sonne, die schon anfieng sich vor unsern Augen zu verlieren, erinnerte uns, es sey Zeit, unsern Weg weiter fortzusetzen. Wir trennten uns also von ihnen

ihnen und wünschten Beyden, mit dem aufrichtigsten Herzen, Gottes Segen. Lebt wohl, und seyd so glücklich mit einander, als wir es euch wünschen. Mit diesen Worten traten wir unsere Reise nach Köstritz durch abwechselnde Waldungen und Kornfelder an, und unsere Hauptunterhaltung war der verliebte und zufriedne Soldat, mit seinem eben so verliebten und zufriednen Mädchen.

Der schöne groſſe Flecken Köstritz, durch welchen die Strasse nach Naumburg, Merseburg und Halle gehet, liegt im Gräflich Reussischen Gebiete, zwischen Anhöhen, Wiesen und Waldungen an der Elster, über welche hier eine groſſe Brücke gehet. Das Schloß, in welchem eine Nebenlinie der Grafen Reufs von Schlaitz residirt, ist ganz steinern und nach der modernen Art erbauet, wobey ein angenehmer Garten nebst einem schönen Vorwerke zu sehen war. Ausserdem befand sich hier noch ein adlich Wolframsdorfischer Hof und eine schöne Kirche. Jetzt residiren zwey Nebenlinien der Grafen Reufs zu Schlaitz allhier, und man findet daher zwey ansehnliche Schlösser mit anmuthigen Gärten, wozu jedem Fremden der Zugang offen steht.

Von Köstritz nach Gera reiset man, eine Meile weit, durch ein vorzüglich schönes und anmuthiges Thal. Es ist noch sanfter und anziehender, als das herrliche Saalthal von Jena nach Dornburg an der Naumburger Strasse, ob es gleich diesem sehr ähnlich ist. Zur Rechten des Wegs schlängelt sich die Elster durch die schönen Wiesen hin. An diesen erhebt sich

eine Menge von Bergen, welche mit Waldungen von Nadel- und Laubholz dicht bedeckt sind, und zwischen welchen, in der Nähe von Gera, das Reussische Residenzschloß Osterstein mit seinen Gärten sich vortrefflich ausnimmt. Zur Linken ist die Gegend noch milder und lachender. Neben den Wiesen an der Elster prangen hier reiche Kornfelder, wodurch der Weg hingeht. Dann erheben sich zur Seite einzelne anmuthige Anhöhen, die bald mit Gebüsch und Gärten, bald mit Getraide bedeckt und mit schönen Dörfern untermischt sind. Die Stadt Gera mit ihren Thürmen, schließt dieses reizende Thal von vorne, und man hat sie auf dem ganzen Wege fast beständig vor Augen. Der heitere Frühlingsmorgen, an welchem wir dieses Thal durchreisten, vermehrte noch das Angenehme und Reizende desselben.

Die Stadt Gera, welche die Residenz eines Grafen Reufs ist, liegt an der Elster, welche an ihren Mauern hinfließet, in einem anmuthigen Thale, zwey Meilen von Zeitz, acht Meilen von Leipzig, drey Meilen von Altenburg, eben so weit von Grätz und von Neustadt an der Orla, eine Meile von Weyda und eben so weit von Ronneburg. Sie hatte vor ihrem unglücklichen Brande im Jahr 1780 mehrentheils steinerne, gute und hochgebaute Häuser, und wurde sowohl deswegen, als auch wegen ihrer Industrie und ihres beträchtlichen Handels, Klein-Leipzig genannt. Am Markte stand ein ansehnliches, gräfliches Haus.

Da sich der sammtlichen jüngern Linie gemeinschaftliche Regierung hier befand, so war hier ein Kanzleygebäude nebst dem Archiv und der Rentkammer. An geistlichen Gebäuden hatte Gera: die St. Johanniskirche, die neue Kirche zu St. Salvator und die Gottesackerkirche zur Dreyfaltigkeit vor der Stadt, ingleichen die Kirche unterm Schlosse auf dem Gries genannt. Diese Stadt hat auch ein der jüngern gräflichen Hauptlinie gemeinschaftliches Consistorium und ein berühmtes Gymnasium illustre. Was aber Gera hauptsächlich berühmt und in der Welt bekannt gemacht hat, das ist die Handlung und die schönen Zeugfabriken, welche da seit einem halben Jahrhunderte floriren, und treffliche Waare liefern. Die Kaufleute versenden ihre Waaren bis nach Italien, in die Schweiz und ins Reich; des Handels innerhalb des Landes, auf den Leipziger und Naumburger Messen nicht zu gedenken. Ohngefähr eine Viertelstunde vor der Stadt auf dem sogenannten Haynberge liegt das herrschaftliche Schloß O s t e r s t e i n.

Durch unsern Universitätsfreund, der sichs recht angelegen seyn ließ, mir seine schöne Vaterstadt bekannt zu machen, habe ich Gera, wie es damals war, ziemlich genau kennen lernen. Man mußte wirklich diese Stadt, sowohl wegen ihrer Schönheit und Sauberkeit, wegen ihrer vortrefflichen Anstalten, z. E. der Einrichtungen im Zucht- und Waisenhause, der Almosenanstalten, der Nachtlaternen durch alle Gassen der Stadt, der sehenswürdigen Wasserkunst, u. s. w. wegen der höflichen, artigen und gefalligen Le-

bens - und Denkungsart ihrer Bürger, als auch wegen der Anmuth ihrer vortrefflichen Lage, schätzen und lieben. Ich lernte da den damals berühmten Doctor und Superintendent Pfeifer, den Schwager des grossen und bekannten Jerusalems, den gelehrten Director und Doctor Theologiae Hauptmann, und den allgemein bekannten Friderici, dessen unvergleichliche Instrumente das Ohr des Holländers und Engländer, ja selbst das Ohr des Nordamerikaners entzücken, kennen, und vergnügte mich in jeder Rücksicht ganz vortrefflich. Es war mir daher auch äusserst empfindlich, als ich im Jahr 1780 von der gänzlichen Einäscherung dieser Stadt in einer englischen Zeitung lesen musste, und ich habe mich nicht wenig gefreuet, dass ich sie vor einem halben Jahre bey meiner Durchreise schon wieder in einem ziemlichen Flor fand. Sie ist grösstentheils wieder gut und solide aufgebauet, und in den Hauptstrassen sieht man nur selten noch Spuren dieses Brandes. Aber in den Nebenstrassen erblickt man die Brandstätten desto häufiger, welche mit den neuen, schön gebauten grossen Häusern darneben traurig contrastiren.

Nachdem ich mich mit meinen zwey Reisegefährten aus Altenburg, von unserm Geraischen Freunde, — der schon seit mehrern Jahren gestorben ist — getrennt hatte, so setzten wir unsere Reise weiter fort. Auf der Anhöhe nach Ronneburg zu, nimmt sich Gera vorzüglich schön aus; auch präsentirt sich hier das Schloß Osterstein, mit den benachbarten waldichten Bergen

Bergen an der Elster, am besten. Nicht weit von Gera, wo der Weg nach Ronneburg sich von der Landstrasse nach Altenburg scheidet, läuft eine breite, vorzüglich gut angelegte und unterhaltene Chaussee über eine Stunde lang schnur gerade fort bis nach Ronneburg, und man behält auf derselben Gera und die umliegende vortreffliche Gegend fast ununterbrochen vor Augen.

Die zum Fürstenthum Altenburg gehörige Stadt Ronneburg liegt eine Meile von Gera und noch einmal so weit von Altenburg, in einer fruchtbaren Ebene. Sie ist nicht sonderlich gebauet, hat ein Schloß und Amt, und ihre Einwohner nähren sich vorzüglich von Zeugmanufacturen und Verfertigung wollener Zeuge und irdener Gefäße. Der eine der hiesigen Gesundbrunnen entstand im Jahr 1666, der andere erst in neuern Zeiten; sie sind von verschiedenem Gehalte, und die Anstalten zum Baden und zur Bequemlichkeit der Brunnen- und Badegäste sehr gut und einladend.

Die Gegend von Ronneburg nach Altenburg ist eben, volkreich und fruchtbar an Obst und Getraide, an Holz und an Vieh. Die Altenburgischen Dörfer liegen angenehm, sind gut gebauet und mit schönen Gärten und Hainen umgeben, an den Bauern selbst aber bemerkt man die sichtbarsten Beweise des Wohlstandes, sowohl in ihren Wohnungen, als auch in ihrer Kleidung und in ihrem ganzen äußerlichen Ansehen. Sie unterscheiden sich von allen ihren Nachbarn, nicht nur durch ihre Kleidung, Sitten und Gebräuche,

sondern sie zeichnen sich auch sehr durch die Grösse, Schönheit, Regelmässigkeit und Festigkeit ihres Körpers aus.

Die Stadt Altenburg liegt an der Pleisse, fünf Meilen von Leipzig, in einer angenehmen Gegend, und gehöret mit zu den schönern Städten in Obersachsen. Wenn man ihre Vorstädte dazu rechnet, so möchte sie wohl nicht viel kleiner als Leipzig seyn. Ihre Strassen sind zwar ziemlich gleich und mit ziemlich grossen, hohen und regelmässigen Häusern versehen; die meisten Strassen aber gehen, wegen der natürlichen Lage der Stadt, Bergauf und wiederum Bergab. Besonders liegen der Markt, dessen eine Seite mit dem Rathhause und einer Reihe Häuser vom Kornmarkte im Jahr 1728 abbrannten, und die nächsten Strassen davon, so wie der nördliche Theil der Stadt, sehr tief gegen den übrigen Theil. Die vornehmste Strasse ist ohne Zweifel die Johannisstrasse.

Das Schloß liegt am Ende der Stadt, auf einer Anhöhe, und hat eine anmuthige Lage. In den vorigen Zeiten war es die ordentliche Residenz der sächsischen Churfürsten, Ernestinischer Linie, und nachher bis 1672 die Residenz der Herzoge von der Altenburgischen Linie. Nach der Zeit hat dieses Schloß gemeiniglich den Wittwensitz der Sachsegothaischen Herzoginnen abgegeben. Man zeigt auch noch das Fenster, aus welchem Kunz von Kauffungen im Jahr 1455 die beyden Sächsischen Prinzen, Ernst und Albert, die Stifter der Ernestinischen und Albertinischen

schen Linien des Hauses Sachsen, entführt und geraubet hat.

An geistlichen Gebäuden findet man hier: die Haupt- und Pfarrkirche zu St. Bartholomäi im untern Theile der Stadt, die Brüder- oder Oberkirche am Markte, nicht weit vom Gymnasio, in welcher Doctor Luther 1521. die erste evangelische Predigt gehalten hat, die Hospitalkirche zum heiligen Geist, an dem hohen Hospitale vor dem Johannisthor, und eine kleine Kirche, am St. Jacobshospital, vor dem Kreutzhore.

Die Stiftskirche zu St. Georg liegt, nebst dem Stiftsgebäude, am Ende der Stadt. Es heist das St. Magdalenenstift, theils von des Stifters, Herzog Friedrichs II., Gemahlin, welche die Namen Magdalena Augusta führte, theils von dessen Mutter, Magdalena Sibilla, die zu ihrem Wittwensitz ein neues Schlossgebäude angeleget hatte, welches der gedachte Herzog nachher ausbauen liess, und zu diesem Stifte widmete. Die Einweihung geschah den 4. Dec. 1705. Es ist damit auf die Versorgung und gute Erziehung armer adelicher Fräulein angesehen, die alle Lutherischer Religion seyn müssen. Sie können sich auch alle, die Pröbstin ausgenommen, wenn sie Gelegenheiten finden, daraus verheyrathen. Nach den Stiftsstatuten ist verordnet, dass jederzeit zwölf adliche Fräulein darinnen unterhalten, und zwanzig bis vier und zwanzig dergleichen Kinder, von acht bis neun Jahren, weiblichen Geschlechts, unter der Aufsicht eines Stiftsprobstes, einer Pröbstin und eines Predigers, sol-

len erzogen werden. Sie geniefsen alle erlaubte Freyheit, und der Stifter hat fowohl den Probst, als die Pröbstin und Stiftsfraulein, mit einem, an einem rothen Bande hängenden, vergoldeten Ordenszeichen, darinnen der Name Jesus en Chiffre erscheint, beschenket.

Das Gymnasium illustre stehet oben am Markte, und war vor diesem ein Kloster, daraus man nachher ein Lyceum und 1703 ein Gymnasium illustre auf Befehl Herzog Friedrichs II. machte. Es befindet sich eine Bibliothek, ein Naturalienkabinett und eine Curiositätenkammer dabey. Das deutsche Ordenshaus, das Waifen- und Zuchthaus, das Kanzleygebäude, das Amt, das Rathhaus u. s. w. geben dieser Stadt kein geringes Ansehen. Auch haben der Wohlstand der umliegenden fruchtbaren Gegend, die ansehnliche Handlung und die verschiedenen blühenden Manufacturen, auf die Wohlhabenheit der Stadt-Einwohner keinen geringen Einfluß.

Ich mochte mich ohngefähr vier Tage in Altenburg in Gesellschaft meiner Reisegefährten vergnügen haben, als ich den Abend, bey meiner Zuhausekunft im Wirthshause, noch eine Gelegenheit fand, in einem bequemen Wagen den andern Tag nach Leipzig zu fahren. Ich gieng noch einige Augenblicke in die Wirthsstube, um mir Verschiedenes zu bestellen. Das Erste, was mich da überraschte, war der Anblick eines jungen Mannes, von etwa 23 Jahren, der in einem Winkel saß und ein finsternes Gesicht machte. Hatte mich seine gute Kleidung, sein vornehmes Ansehen,

sehen, und die Art von Respect, mit welcher ihm die Wirthsleute begegneten, nicht vom Gegentheil überzeugt, so hätte ich ihn für einen Mann gehalten, der die Zeche nicht bezahlen könne. Ich fragte die runde Wirthin, wer denn der junge Mensch da sey, und warum er so mürrisch aussähe? „Ja, das mag der Himmel wissen, was das für ein Herr ist, war ihre Antwort! Aber ein Herr ist's; denn er ist vor einer halben Stunde mit Extrapost gekommen, und hat einen Bedienten, der eben so wie sein Herr ist. Er hat einen grossen schweren Koffer, ein Felleisen und einen zugeschlossenen Wagen bey sich. — Aber da sitzt er, und noch hat er nichts zu Essen und zu Trinken gefordert; frag' ich ihn, was er speisen will? so spricht er nichts, als wasse, wasse; ich hab ihn schon Wasser genug gegeben, aber er rührt es nicht an.“

Ey, was ist er denn für ein Landsmann? unterbrach ich die geschwätzige Wirthin haltig.

„Sieh da, wie der Herr fragen kann! weifs ich denn das? Seinem wunderlichen Sprechen nach ist er ein Franzos oder ein Jude!“

Ich mußte heimlich über die komischen Ausdrücke der gesprächigen Wirthin lachen, und sah nun deutlich genug ein, warum der junge Mann so mürrisch da saß. Französisch sprach ich ziemlich fertig und die englische Sprache hatte ich mir zufällig bekannt gemacht. Es fiel mir nämlich auf der Universität ganz von ohngefahr einmal das neue Testament, Englisch und Französisch gegen einander über gedruckt, in die Hände. Der Inhalt war mir natürlicher

cher Weise bekannt; ich konnte also das Englische sehr bald verstehen, und wo ich es nicht verstand, da zog ich das Französische zu Rathe. Ich schaffte mir nachher noch einige andere Bücher in englischer Sprache nebst einer deutschen oder französischen Uebersetzung an, und las sie. Die Grammatik machte ich mir unter der Hand gleichfalls bekannt, und dadurch erhielt ich denn bald eine solche Grundlage im Englischen, daß ich nicht nur Bücher lesen, sondern es auch, die richtige Aussprache abgerechnet, sprechen konnte.

Ich redete daher den jungen mürrischen Mann an: „Monsieur, je suis étranger ici, d'où vient que Vous avez l'air si chagrin? permettez Vous, qu'on Vous en demande la cause? Voiez, s'il Vous plait, si je suis capable de Vous servir en quelque chose?“

„Let me alone, God damn your eyes and soull Moi ne suis françois chien!“ Nun kannte ich meinen Mann, mit dem ichs zu thun hatte. Ich sprach sogleich Englisch mit ihm, so gut ichs konnte, fragte ihn, warum er nichts zu essen verlange, und ob ich ihm zum Dollmetscher dienen sollte?

Schnell veränderte sich sein Gesicht, und seine Mienen verwandelten sich, von der tiefen Dürsterkeit, plötzlich in fröhliches Entzücken, als ich Englisch mit ihm sprach; er umarmte mich und klagte mir dann seine Noth.

Diese bestand darinnen: er selbst verstand bey- nahe gar nicht Deutsch und nur etwas weniges Französisch; kein Bedienter desgleichen. In Gera war ihm
sein

sein Kammerdiener, der Deutsch und Französisch verstand, entlaufen und hatte ihn zugleich ansehnlich bestohlen. Darüber war er so mißmüthig, daß er gerades Weges nach England zurückkehren wollte, um, wie ein großer Theil der brittischen Landjunker, sich mit der Fuchsjagd auf immer zu beschäftigen. — Er hatte freylich oft genug zu essen begehrt; aber er verstand die Wirthin nicht, und diese ihn nicht.

Da ward ich nun der Mittelsmann. Ich bestellte ein gutes Abendessen, und flößte der Wirthin nicht geringes Erstaunen ein, als sie mich mit dem Engländer sprechen hörte. Er nöthigte mich, mit ihm zu speisen; da ich aber schon gegessen hatte, so setzte ich mich bloß zu seiner Unterhaltung an den Tisch, und während er aß, gelang es mir nun, ihn zu bereden, seine Reise nicht so schnell wieder abubrechen, sondern sich lieber in Leipzig einen tauglichen Menschen zu suchen, der ihn als Secretair, oder als Dollmetscher, auf seinen Reisen begleiten könnte.

Der Vorschlag gefiel ihm, und er äußerte, er wolle mit nach Leipzig fahren, wenn ich ihn auf seine Kosten bis dahin begleiten würde. Ich willigte in dieses Anerbieten sehr gerne ein, wenn er so lange warten wollte, daß ich den andern Morgen erst von meinen Universitätsfreunden und Reisegefellschaftern Abschied nehmen könnte. Da er einwilligte, so packten wir den andern Morgen auf; ich empfahl mich meinen Freunden; er bezahlte, was ich in Altenburg verzehret hatte, und wir fuhren unsre Strasse weiter.

Unterwegs erzählten wir einander unsre Schicksale und über dem Gespräch vergaßen wir das fruchtbare und mit schönen Dörfern angebaute Land zu bemerken. Wir kamen, ehe wir es uns vermutheten, an die, drey Meilen von Leipzig liegende Stadt, Borna, die in einem lustigen Thale und überhaupt in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend, die güldne Aue oder die Schmalzgrube des alten Pleissner Landes genannt, liegt. Wir ließen uns hier das schöne Bornaische Bier und Brod gut schmecken, und langten den Abend nach neun Uhr in Leipzig an.

Mein Engländer, mit dem ich im Hôtel de Saxe abtrat, konnte sich über die schöne und nette Stadt nicht genug wundern, als ich ihn den andern Morgen in derselben herumführte. Die anmuthigen Lindenalleen um die Stadt herum, sonderlich zwischen dem Peters- und Ranstädter Thore, die schönen Gärten, das angenehme Rosenthal, die Kohlgärten, die um Leipzig in so grosser Anzahl herum gelegenen Flecken und Dörfer und die sogenannten Propheten- oder Gohlitzer Kuchen, hatten ihn in den ersten Tagen unsers hiesigen Aufenthaltes so viele Zerstreuung und Beschäftigung gegeben, daß er weder an einen Dollmetscher, noch an die innre Kenntniß der Stadt dachte.

Da mir Leipzig schon durch verschiedene Besuche von Jena aus bekannt war, und ich doch auch wünschte, meine Reise bald weiter fortzusetzen, so gieng ich in das grosse Fürstencollegium auf der Ritterstrasse, und

und schlug es da ans schwarze Bret an, daß derjenige, welcher der englischen Sprache gewachsen sey und zugleich auch etwas Französisch verstehe, unter annehmblichen Bedingungen, eine Reise durch Deutschland mit einem Engländer machen könnte, der sich im Hôtel de Saxe aufhielt und alle Morgen bis gegen zehn Uhr da anzutreffen wäre.

Schon den folgenden Tag fanden sich verschiedene Studenten ein, die alle hinlänglich Englisch sprachen. Mir gefiel besonders ein junger Theologe, der sehr gut ausah, aber dürstig, jedoch reinlich gekleidet war. Sein Betragen, sein Anstand, seine Unterhaltung, verriethen einen gebildeten Mann. Ich fragte ihn nach seinen Eltern und erhielt zur Antwort: sein Vater sey Prediger gewesen, und habe seine Mutter mit sieben unversorgten Kindern in der größten Armuth hinterlassen. Er wäre mit einem äußerst geringen Vorrath an Geld vor vier Jahren nach Leipzig gekommen, aber durch Correcturlesen und Informiren, vorzüglich aber durch Sparsamkeit, hätte er nicht nur hinlängliche Zeit aufs Studiren verwenden, sondern im letzten Jahre seiner armen Mutter auch alle Monate einen Dukaten schicken können. Ich erzählte dieses meinem Engländer, und er entschloß sich, diesen jungen Mann zu nehmen. Er schenkte ihm gleich Geld zu Kleidern und Wäsche, und noch überdies fünfzig Thaler für seine arme Mutter.

Mir war dabey recht wohl ums Herz, daß ich, auf eine so unerwartete Art, einem jungen Mann zu Brod, wenn auch nur vors erste auf eine Zeitlang, hatte

hatte verhelfen können, und nun reiste ich auch gleich den andern Morgen, mit der ordinären Post, nach Halle im Saalkreis. Noch immer gehet da das herrliche angebaute fruchtbare Land fort, das jeden Reisenden froh und vergnügt machen kann. Man darf nur Augen haben, um zu sehen, so wird man von den Schönheiten desselben, von der Sorgfalt, mit welcher es bebauet wird, von den zahlreichen Heerden, von dem Ueberflusse, von der Ordnung in Geschäften und Arbeiten, von der Höflichkeit und Artigkeit, die in den geringsten Dörfern herrschet, bis zur Bewunderung hingerissen.

Das erste Städtchen, durch welches ich kam, war Schkeuditz eine merseburgische Stiftsstadt, zwey Meilen von Leipzig, deren Einwohner sehr viel Getraide, Hirse und Flachs bauen. Wir hielten nur einige Minuten vor dem Posthause, und fuhren gleich weiter nach dem Flecken Groskugel, wo die letzte sächsische Poststation ist. Hier wurde ich von zween Reisegefährten befreyet, die mir außerst unangenehm waren. Der Eine war ein Zahnarzt, und der Andere ein Organist. Einer dünkte sich klüger als der Andere zu seyn, und Jeder strich seine Kunst so gut heraus, als er konnte. Sie wurden aber zuletzt so uneinig, daß es bald von Worten zu Schlägen gekommen wäre.

In Groskugel traf ich einen Stadtschreiber aus einer sächsischen Stadt an, der seiner Gesundheit wegen nach Lauchstadt ins Bad reisen, zuvor aber in Halle einen berühmten Arzt um Rath fragen wollte, ob er
den

den Gebrauch desselben für seine Gesundheit dienlich halte. An diesem Manne bekam ich einen sehr angenehmen und in der That lehrreichen Reisegefährten. Kaum hatten wir uns auf den Postwagen gesetzt, so fieng er an mich zu fragen, ob ich etwa im Begriff wäre, die Universität Halle zu beziehen, und wenn das der Fall wäre, so wolle er mich ermahnen, ja recht fleißig und ordentlich zu seyn; denn wenn er das gewesen wäre, und ordentlich gelebt hätte, so würde er jetzt einen gesunden Körper und viele andere Freuden mehr haben. Ich versicherte ihm, daß ich schon ausstudieret hätte, und im Begriff wäre, nach Schweden als Hauslehrer zu gehen.

„Desto besser, antwortete er, so haben Sie die gefährlichen Klippen, an denen ich scheiterte, glücklich vermieden, und ich habe nicht nöthig, Sie mit der Erzählung meiner akademischen Jahre zu unterhalten, die ich gerne jedem jungen Menschen, der studieren will, zur Warnung erzähle.“ Er fieng daher von diesem und von jenem an zu sprechen. Da ich indessen doch neugierig auf diesen Mann worden war, so bat ich ihn, mir die Schicksale seines Lebens zu erzählen; gesetzt, daß auch für mich selbst nichts Lehrreiches darinnen enthalten wäre, so könnte ich die Erzählung doch vielleicht, als künftiger Erzieher der Jugend, benutzen. Auf verschiedenes Bitten entschloß er sich, mir Folgendes zu erzählen.

„Ich habe Eltern gehabt, die Alles anwendeten, mich gut zu erziehen, und mich zu Aemtern im Staate geschickt zu machen. Allein ich that das Meinige
nicht

nicht dabey. Ich durchlief die verschiedenen Classen des Gymnasiums meiner Vaterstadt, plagte die Lehrer, balgte mich mit meinen Mitschülern, freuete mich auf die Ferien und lernte nichts. So verlebte ich meine Schuljahre, bis ich das Alter erreichte, wo man die Akademie zu beziehen pfleget.“

„Da ich ein gebohrner Sachse bin, so schickte mich mein Vater nach Leipzig; aber auch hier machte ich es, wie auf der Schule. Ich belegte zwar alle Ostern und Michaelis meinen Platz in den Lehrsalen der Professoren, und bezahlte auch dem Professor mein Geld für sein Collegium; aber ich besuchte keine Vorlesungen! Man fand mich mehr in den Koffeegärten, an den Tafeln der verschiedenen Hôtels und in den Pirutschen des Grimmischen und Petersthores, oder in dem Serail der Vorstädte, als bey den verdienten Lehrern, die eine Zierde dieser hohen Schule ausmachten.“

„An einem schönen Frühlingsmorgen, als ich durch die Allee nach dem Hallischen Thore schlenderte, frappirte mich der Anblick einer grossen achtzehn - oder neunzehnjährigen Blondine, die vor mir hergieng. Sie machte einen eben so schnellen als lebhaften Eindruck auf mich, und ich erfuhr, durch Hülfe eines Pastetenbäckerjungen, noch denselben Tag ihren Namen und ihre Wohnung. Es kam nun darauf an, sie zu sprechen, und auch das gieng mir nach Wunsch; denn es hieng gerade an ihrem Hause ein Anschlagzettel von zu vermiethenden Zimmern. Es war zwar nur ein Dachstübchen, und mehr die Woh-

nung

nung eines Uebersetzungsfabrikanten, als eines Stuzers von meinem Gewicht; allein ich setzte mich darüber hinweg, und bezog es acht Tage nach meiner Verliebung.“

„Das Haus gehörte einer Wittwe, die zwei Töchter hatte; die jüngste davon hieß Charlotte, und war meine Befiegerin. Zweymal in der Woche versammelten sich verschiedene Frauenzimmer von ihrer Bekanntschaft bey ihnen, die einen kleinen Klubb formirten, wo genähet, gestrickt, Koffee getrunken, Romane und andere Bücher gelesen wurden.“

„Ich affectirte, von dem ersten Tage meines Einzugs an, einen so großen Fleiß und Hang zur Ordnung, daß die Mutter dem Himmel für das Geschenk eines so wackern Hausburschen dankte; und als ich mich gar in der Folge im Stande befand, ihr einige kleine häusliche Dienste zu leisten, so gewann ich ihr Vertrauen in einem so hohen Grade, daß sie von ihrer Regel abgieng, und mich eines Abends zu dieser Cotterie einlud.“

„So bald ich diesen Schritt gewonnen hatte, so war mir vor den übrigen nicht bange; ich machte mich so nothwendig, daß ich bald die Seele und der Tongeber dieser kleinen Gesellschaft wurde. Meine Liebeserklärung ward nach und nach verstanden, und wir kamen von Verständnissen zu Verständnissen, zu Erklärungen, zu Billets und endlich zu förmlichen Verabredungen von Zusammenkünften.“

„Ich schickte der Mamsell alle mögliche Romane, die herauskamen, und verbarg die Billets unter dem

Erster Theil.

G

blau-

blaupapiernen Umschlag, womit ich die schönen Bände meiner Bücher, dem Anschein nach vor dem Beschmutzen, waffnen wollte. Die Antworten erhielt ich auf eben die Art. In einem Briefe meldete sie mir, dafs, wenn ich einen Fenstervorhang zu ihrem linken Fenster herabhängen sehen würde, dieses die Loofung zu einem nächtlichen Rendezvous in der alten Rumpelkammer seyn sollte, die ihre Mutter auf einem Gange des Hinterhauses angelegt habe.“

„Es wäre mir ein Leichtes gewesen, zu Fufs, ohne die mindesten Umstände, und mit aller möglichen Bequemlichkeit, aus meinem Dachstübchen den Gang und die alte Vorrathskammer zu gewinnen; allein da ich den romanhaften Hang des Mädchens kannte, so brachte ich die Zwischenzeit mit Verfertigung einer Strickleiter zu, woran ich mich aus meinem Hinterfenster auf den Gang, zur freudigen Ueberraschung der Mamsell über meine künstliche Erdenfahrt, herunterliefs.“

„Aber nichts glich meinem Schrecken, als ich ihre Schwester, die sie zur Vertrauten gewählt hatte, bey ihr, und mich, statt der gehofften Freuden verschwiegener Minne, zur Diät eines leeren Gesprächs verdammet fand. Wir safsen auf einem herrlich geschnitzten und vergoldeten Bettgestelle, das vermuthlich der Zeuge der ersten ehelichen Gunstbezeugungen der Grosseltern meiner Geliebten gewesen seyn mochte, und schweiften wacker auf der Strasse der Empfindungen und Sentimentsformeln umher.“

„Nach

„Nach einer guten Stunde hatte die Schwester die Gefälligkeit zu schlummern, und dieses trug mir wenigstens einige Küsse auf Wangen und Busen ein. Endlich krähete der Hahn, und ich fuhr wieder aufwärts in mein Zimmer.“

„Diese Zusammenkunft war die erste und letzte. Die Mutter hatte ihre Tochter durch einen Thürritz belauschet, als ich ihr eben in einem Buche ein Billet doux zugeschickt hatte, das auf eine neue Zusammenkunft antrug. Sie schlich sich hinter ihre Tochter, die im Lesen vertieft war, und nun durch einige Ohrfeigen von der Mama geweckt wurde. Ich erhielt sogleich denselben Nachmittag einen Besuch vom Bruder der Mutter und seinem Markthelfer, die mir, auf eine sehr unhöfliche Art, meinen Auszug ankündigten und mir zugleich bedeuteten, daß sie, im Widerstrebenfalls, den Rector der Academie, den Stadtrath und ihre Hände zu Hülfe nehmen würden. Es mußte also geschieden seyn! Und acht Tage brachte ich in einer Art von Verzweiflung, mehr über meinen mislungenen Anschlag, als über die Ungewissheit des Schicksals meiner Geliebten zu.“

„Ich hatte einen Friseur, der auch den Gegenstand meiner Liebe frisirte, und verschiedene Thaler machten ihn willig und bereit, mein Briefbesteller zu werden. Da aber die Mutter stets zugegen war, wenn er Charlotten und ihre Schwester frisirte, so brachte er mich auf den Einfall, meinen Brief auf Papilloten zu schreiben, die ich nach ihrer Folge numerirte. Mit diesen Waffen der Liebe versehen, wagte er sich

hin, und wußte, durch einen verstoßnen Wink im Spiegel und einen Stofs mit dem Brenneisen, die Schöne auf diese Papilloten aufmerksam zu machen. Sie errieth sogleich, daß darunter ein Geheimniß verborgen sey, und nahm die Papilloten, nach vollendeter Frisur, spielend und wie in Gedanken zu sich. Es blieb ihr keine andere Zeit, sie zu lesen, als die Nacht, und kein anderes Licht, als das Licht des Mondes, die Fackel der Liebe und ihr Vertrauter!“

„Hatte sie mich vorher geliebet, so steigerte nun das Verbot ihrer Mutter, und mein Einfall mit den Papilloten, ihre Liebe vollends bis zum äußersten Grade. Hindernisse sind die Treibhäuser der Liebe; sie erwärmen, was ohne sie kalt und taub geblieben wäre. — Den Sonntag darauf überreichte mir mein Merkur eine zärtliche Antwort, die er, in eine falsche Locke gewickelt, gefunden hatte, die ihm das listige Mädchen, unter dem Vorwand, sie zu Hause stärker zu machen, im eignen hohen Beyseyn ihrer Mutter, ohne den mindesten Verdacht von ihrer Seite, in die Hände gab. Wichtig war mir darinn die Nachricht, daß sie in zwey Tagen mit ihrer Schwester und einer andern Verwandtin nach Grimma reisen würde.“

„Der Friseur war so gut von dem Inhalt des Billets unterrichtet als ich; denn er hatte es gleich auf der ersten Stiege der untersten Treppe entfaltet und gelesen. In dem Zeitraum von drey Gassen, die sein Weg zu mir betrug, hatte er darauf studieret, mir Anschläge zu geben, wie ich mit nach Grimma kommen könnte. Er wunderte sich, als er mich traurig antraf, und glaub-

glaubte, es wäre mir in meiner Liebe etwas Uebels begegnet. Seine Vorschläge waren alle gut; aber sie konnten mir jetzt nichts helfen. Denn ein Brief, den ich von Hause empfangen hatte, belehrte mich ganz vom Unwillen meiner Eltern, und versicherte mich zugleich auf das feyerlichste, daß ich auf keinen Pfennig Unterstützung mehr rechnen dürfe! Meine Landsleute hatten meinen Eltern mein ganzes Leben treu geschildert und bey alle dem, eher zu wenig, als zu viel gesagt. Auf diese Nachricht erfolgte der für mich so betrübte Brief.“

„Noch war ich nicht ganz frisiert, so stellten sich auch schon meine Gläubiger ein, die es auf der Post erfahren hatten, daß ich Briefe bekommen habe. Sie mahnten mich anfangs höflich, und baten, ich möchte doch auch an ihre Befriedigung denken; sie wären erbötig, mir auch wieder aufs neue zu borgen; da ich sie aber versicherte, daß ich kein Geld, sondern einen leeren und noch dazu unangenehmen Brief bekommen hätte, so schien es, als ob sie sich gemeinschaftlich das Wort gegeben, recht ungestüm auf die Bezahlung zu dringen. Ich gab ihnen die gewisse Versicherung, daß sie in acht Tagen von meinem Wechsel ganz bezahlt werden sollten; und so wurde ich denn endlich diese Plagegeister los.“

„In Leipzig konnte ich mich nun nicht länger mehr aufhalten, wenn ich mich nicht wollte auf das Schuldencarcer setzen lassen. Grimma war zu nahe, als daß ich es hätte wagen dürfen, meiner Geliebten nachzureisen, weil mich meine Gläubiger da bald wür-

den gefunden haben. Nach Hause zu reisen und mir Vorwürfe von den Meinigen machen zu lassen, das konnte mein Stolz nicht vertragen. Soldat zu werden, dazu hatte ich zu wenig Herz, und von Geld war ich auch ganz entblößt. Es blieb mir also kein anderer Weg mehr übrig, als meine Taschenuhr, mit dem ganzen Bündel ihrer Berloken, zu verkaufen, und Leipzig heimlich zu verlassen! Aber auch dieses wollte mir nicht gleich glücken. Denn meine Gläubiger lauerten mir auf allen meinen Tritten und Schritten auf, und ich sah nichts, als Jammer und Elend, die Früchte einer übeln Aufführung, vor mir. Endlich faßte ich eines Nachmittags den Entschluß, auf ein Dorf mit einigen Studenten zu gehen. Auch hier fand ich einen Schneider, dem ich etwas schuldig war. Ich gab ihm etwas auf Abschlag; er glaubte einen ehrlichen Studenten an mir gefunden zu haben, empfahl seine Dienste ferner, und verließ das Dorf, um noch vor dem Thorschluß in die Stadt zu kommen. Zu meinem Glück kam ein leerer Postwagen, der eine Extrapost gefahren hatte; ich wurde mit dem Postillion um ein gutes Biergeld enig, und fuhr heimlich bey Nacht und Nebel, wie ein Mensch, den die Gerechtigkeit verfolgt, davon, immer voller Angst, man möchte mir nachsetzen, und immer ungewiss, wohin ich mich wenden sollte!“

„Den andern Morgen um acht Uhr war ich schon in Zeitz; denn ich war, sobald ich vom Postwagen abgestiegen, mit einem Boten, den ich mit nahm, zu Fusse gelaufen, und von da gieng ich über Gera und
Schlaitz

Schlaitz nach Hof ins Bayreuthische. Hier fand ich eine kleine Truppe Comödianten; bey dieser liefs ich mich, unter einem fremden Namen, mit einem geringen Gehalt aufnehmen, und verbarg auch meinen Eltern meinen Aufenthalt.“

„Da ich meine Rechnung nicht bey den Comödianten fand, nun auch einfahe, dafs dieses Leben ein glanzendes Elend sey, so blieb ich nur ein Jahr darunter, lebte so sparsam, als ich konnte, und gieng mit 35 Thalern nach Jena, liefs mich da als Student einschreiben, fieng juristische Collegia an zu hören, bat mir sie frey aus und bewarb mich um eine Stelle im Convictorio. So lebte ich wirklich mit diesem wenigen Gelde ein halbes Jahr an diesem wohlfeilen Orte. Ich besuchte des Tages acht Stunden Collegia, machte mich meinen Lehrern gut bekannt, und erhielt, am Ende des halben Jahres, die vortrefflichsten Testimonia.“

„Diese schickte ich meinen Eltern mit der aufrichtigsten Versicherung zu, dafs es mir Leid thäte, ihnen so viel Geld verschwendet und so viele Kränkungen verursacht zu haben. Die Zeugnisse meiner Lehrer würden sie indessen überzeugen, dafs ich in mir gegangen, mein Unrecht eingesehen, und nun im ganzen Ernste daran arbeite, ein brauchbarer Mann zu werden. Ich bate nur noch um 50 Thaler, zur Fortsetzung meines ernstlichen Studierens, womit ich mich getraute, ein halbes Jahr leben zu können.“

„Mein Vater antwortete mir, sehr gerührt, auf diesen Brief; beschrieb mir die vielen Leidensstunden,

den, die ich ihm verursacht, und wie ich ihn bey-
nahe in seinen häuslichen Umständen zu Grunde ge-
richtet hatte. Indessen wolle er es möglich zu ma-
chen suchen, mich mit dem verlangten Gelde zu un-
terstützen, und schickte mir einstweilen fünf Louis-
d'or.“

„Aufgemuntert durch den Fleiß meiner Lehrer
und Mitstudenten, belehrt, wie unglücklich ein lü-
derliches und unordentliches Leben mache, benutzte
ich jeden Augenblick, so lang ich in Jena blieb. Ich
kam endlich in meine Vaterstadt zurück; wischte die
übeln Eindrücke meiner jugendlichen Aufführung
durch ein gutes Betragen weg; gelangte nach und
nach zu einer guten Praxis, und wurde endlich zum
Stadtschreiber erwählet, wo ich denn freylich ein bes-
feres und ehrenvolleres Brod habe, als ich jetzt haben
würde, wenn ich den unsinnigen Einfällen meiner
Jugend gefolget und Comödiant geblieben wäre.“

Dies ist ohngefahr der Hauptinhalt von der Er-
zählung dieses Mannes, den ich gerne länger zu mei-
nem Reisegefährten gehabt hätte; denn er schien
mir jetzt wirklich ein moralisch guter Mann zu seyn.
Wir näherten uns endlich unter andern Gesprächen
der Stadt Halle, nahmen freundschaftlichen Abschied
vor dem Posthause, und haben nie wieder etwas von
einander gehöret.

Die Hallischen Gegenden stellen sich gegen Nor-
den dem Auge prächtig dar, und besonders gefielen
mir die Berge, worauf Giebichenstein und Cröll-
witz liegen. Letzteres ist wegen seiner guten Fische,
und

und Ersteres durch die Fabel von Ludwig dem Springer bekannt. Das Schloß Giebichenstein ward vor Erfindung des Pulvers für unüberwindlich gehalten, und diente zur Verwahrung der Gefangenen, die der Kaiser zuweilen hieher schickte. Im dreyszigjährigen Kriege lag schwedische Reiterey auf dem Schlosse, und diese brannte es ab, so daß seit der Zeit nichts, als einige Mauern, Keller und ein fester Thurm davon zu sehen sind. Das Amt Giebichenstein ist das wichtigste im Herzogthum Magdeburg und vielleicht in den sammtlichen preussischen Staaten. Am Schlosse liegt ein Dorf gleiches Namens, mit einer Kirche, Pfarrwohnung und Schulgebäude versehen. Auf der gegenüber liegenden Seite über der Saale, liegt Cröllwitz, wohin man vermittlest einer Fährre gelangen kann. Hier ist die Papiermühle, die dem Waisenhause den Erbzins abträgt, und sehr feines Papier liefert, merkwürdig.

Die Fischer zu Cröllwitz kleiden sich bey ihrem Fischstechen weiß an, und putzen sich mit Blumenkränzen. Dann besteigen sie die Kähne, fahren mit langen Stangen auf einander los und suchen sich einander aus den Kähnen ins Wasser zu stürzen. Wer die meisten ins Wasser geworfen hat oder wohl gar noch nicht hineingeworfen worden ist, der erhält eine Belohnung an Geld. Nach geendigtem Spiele wird gezecht und getanzt.

Halle liegt an der Saale und hat gewiss in ihrem Umfang, Glaucha, Neumarkt und die Vorstädte mitgerechnet, zwey und eine halbe Stunde.

Die Häuser sind fast alle aus Lehm, von innen und von aussen schlecht, und nur sehr wenige durchaus, entweder aus Ziegelsteinen oder aus Felsensteinen, gebaut. Die Strassen sind krumm, höckerig, zum Theil enge und bey Regenwetter sehr unrein. Es hat vier Pforten und sieben Thore in der Ringmauer, von denen die erstern an der Saale liegen und wovon nur zwey Brücken haben, über die man zu Fuß passiren kann. Bey der Neumühle an der Saale liegt die Wasserkunst, welche die glückliche Geburt eines Barfüßsermönchs ist, auf dessen Angabe sie 1474 erbauet wurde. Es giebt auch ausserdem noch mehrere Anstalten, die die Stadt hinlänglich mit Wasser versehen. Das Wasser in den Stadtbrunnen ist hart, salpetrig und mit andern mineralischen Theilen geschwängert und kann weder zum Kochen, noch zum Waschen gebraucht werden. Schon seit 1728 hat man angefangen, die Strassen vom October bis zum März mit 600 Laternen zu erleuchten.

Es sind drey evangelische Kirchen in der Stadt, nämlich: zu unserer lieben Frauen, zu St. Ulrich und St. Moritz. In den beyden Vorstädten, Neumarkte und Glaucha, ist auch in jeder eine evangelische Kirche; auch ist eine bey dem Zuchthause, bey St. Laurentz und bey dem Hospital. Die Reformirten haben deren zwey, nämlich die Schloß- oder Domkirche, und die französische zu St. Marien Magdalenen auf der Moritzburg. Auch die Juden haben ihre eigne Synagoge.

Das lutherische Gymnasium entstand aus dem ehemaligen Franziskanerkloster, welches Sigismund den Mönchen abnahm und dem Magistrat gab, welcher eine Schule daraus machte. Die dazu gehörige Kirche bedeckt die Gebeine des berühmten Baron Wolf. Die Reformirten legten 1701 eine Schule an; sie erhielten zwey Jahre darauf vom Könige das ehemalige Dominikanerkloster zur Errichtung einer Schule erblich und eigenthümlich, welche in der Folge zu einem Gymnasium erhoben wurde. Eine andere wichtige Anstalt zu Halle ist das vom Herrn von Jena im Jahr 1702 gestiftete Frauleinstift, worinn sich eine Aebtissin und neun Fraulein reformirter Religion befinden. Die Verfassung des Stiftes ist kürzlich diese: Neun Fraulein und eine Aebtissin, welche in den königlichen Landen gebohren, sich immer darinn aufgehalten haben und reformirter Religion sind, können darinn aufgenommen werden. Sollten nicht neun Adliche vorhanden seyn, so können zwey Unadliche in ihre Stelle treten. Die Aebtissin wird von den Conventualinnen nach der Mehrheit der Stimmen gewählt und vom Könige bestätigt; sie hält Disciplin, besorgt die Wirthschaft, führt Rechnung, und soll nicht über acht Tage vom Stifte abwesend seyn. Bey einer Vacanz wird eine von den drey Expectantinnen durch die Mehrheit der Stimmen erwählt, und die jedesmalige Königin kann, Zeit ihres Lebens, eine Stelle im Stifte vergeben. Beym Eintritt in das Stift, bringt jedes Fraulein Hausrath mit, erlegt hundert Thaler Statutengelder, zwey Thaler der Aebtissin, einen

einen Thaler jeder Conventualin und jedem Hofprediger einen Thaler. Kein Fräulein unter sechszehn Jahren kann ins Stift und keine unter zwölf Jahren in die Expectanz aufgenommen werden; die Befuchung des öffentlichen Gottesdienstes in der Domkirche, die Armenunterstützung und die Erwerbung nützlicher Geschicklichkeiten, ist ihnen zur Pflicht gemacht. Täglich sollen sie in Gegenwart der Aebtissin im Stifte Betstunde halten; die Aebtissin soll, in und ausser dem Stifte, nur Schwarz oder Weiss tragen; die Stiftsfräulein tragen im Stifte, wenn sie zum Kapitel gehen, einen violetten kurzen Mantel über der gewöhnlichen Kleidung, welche schwarzbraun oder dunkel seyn kann; ausser dem Stifte können sie sich nach Belieben kleiden. Jedes Fräulein erhält jährlich 120 Thaler, und die Aebtissin 220 Thaler. Die zeitigen Hof- und Domprediger sind die Curatoren des Stiftes, wofür jeder jährlich 50 Thaler erhält; der Hausvogt bekommt jährlich 50 Thaler Kostgeld, 12 Thaler Lohn, freye Wohnung, und die Magd wöchentlich 16 Groschen, auch Kost und Lohn. Auf eigne Kosten können sich auch die Conventualinnen Mädchen halten. 50 Thaler sind jährlich dazu bestimmt, daß die Stiftsfräulein, wegen der Entfernung, in die Domkirche fahren können. Die sämtlichen Conventualinnen tragen ein vom Könige verliehenes Schutz- und Gnadenzeichen, auf dessen einer Seite ein weisses Kreutz stehet, auf der andern die Worte: Seiner königlichen Majestät in Preussen, Schutz- und Gnadenzeichen für das von Dero Kanzler,

ler, Gottfried von Jena, angelegte evangelische reformirte adeliche Fräuleinstift in Halle 1707. Unten hangen die verzogenen Buchstaben F. R. und darüber die königliche Krone. Sie dürfen es aber nur bey Feyerlichkeiten und auf Reisen tragen.

Ein anderes Fräuleinstift befindet sich zu Glaucha in einem für 1000 Thaler erkauften Hause, das unter dem jedesmaligen Director des Waisenhauses steht. Es wird von vier unverehlichten Frauenzimmern, adelichen oder auch unadelichen Standes, bewohnt, welche die Interessen von 5000 Thalern zu genießen haben. Die Prabenden werden vom Director vergeben.

Das in Glaucha befindliche so allgemein bekannte Waisenhaus, dessen Stifter der fromme August Herrmann Franke, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war, so wie auch das dabey befindliche Padagogium, habe ich nach meiner dreyßigjährigen Abwesenheit von Deutschland, bey meiner abermaligen Durchreise, eben so sehr zu seinem Vorthail, als die so berühmte Friedrichsuniversität verbessert gefunden, und es würde überflüssig seyn, wenn ich etwas davon sagen wollte, da die Vorsteher des erstern, und die Lehrer der Universität als thatige und gelehrte Männer sich hinlänglich bekannt gemacht haben.

Eine vorzügliche Nahrung hat die Stadt Halle von ihren Salzwerken. Die Halloren sind bekanntermaßen bey diesen Salzwerken diejenigen Arbeitsleute, welche die Sole aus den Brunnen herauschaffen und hernach in den dazu gebauten Kothern das Salz

sieden

sieden und abtrocknen. Sie stehen unter ihren eignen Salzgrafen, und haben ihre besondre Tracht und Gebräuche. Sie sind zu Wasser und Feuer vereydet, das heist, sie müssen in beyderley Gefahren Beystand leisten. Daher lernen die Kinder der Halloren schon in ihrer frühen Jugend schwimmen, und um die Schwimmkunst zu üben, stellen sie sich im Sommer auf die Saalbrücke und springen, für eine kleine Belohnung, von derselben in die Saale. Wollen vornehme Herrschaften die Fertigkeit dieser Leute im Schwimmen und Tauchen sehen, so wird ein sogenanntes Hallorenstechen veranstaltet. Da ziehen denn die Halloren auf ihre Weise prächtig in voller Rüstung mit fliegender Fahne und klingendem Spiele nach der Saale, wo sie nach einander herunter ins Wasser springen und sich sodann auf die daselbst befindlichen Kähne begeben. Da geht es dann an ein Fechten, nämlich, es tourniren zwey, in unterschiedlichen Kähnen befindliche, Personen. Wer den andern ins Wasser wirft, hat gewonnen. Das nennt man Hallorenstechen. Nachher begeben sie sich ordentlich wieder nach Hause, und stechen, für die erhaltenen Geschenke, in den Bierkrug.

Ich übergehe das gestiftete Seminarium Theologicum, das in neuern Zeiten vom Kanzler von Hoffmann errichtete Collegium Clinicum, eine practische Schule für junge Aerzte, aber auch eine der größten Wohlthaten für die dürftigen Kranken der Stadt, die Administration, welcher jeder Vater seinen Sohn unterwerfen kann, und die über seine ökonomischen

schen Umstände die nöthige Aufsicht hält, die Anatomie und den Botanischen Garten; denn alle diese Einrichtungen sind während meiner Entfernung aus Deutschland so sehr vervollkommnet worden, daß ich mich, um sie näher kennen zu lernen, weit länger auf meiner letzten Durchreise hier hätte aufhalten müssen, als mir die freudige Erwartung verstattete, zu den Meinigen wieder zu kommen, und sie nach so langer Entfernung wieder zu umarmen. Wie groß der Werth der drey öffentlichen Bibliotheken sey, getraue ich mir auch nicht zu bestimmen. Sie heißen: die Marien-, die Universitäts- und die Waysenhausbibliothek. In der Marienbibliothek fand ich viele alte rare Bücher, die ältesten Codices und Patres und manche für den Schriftforscher unentbehrliche Quellen. Auch einige merkwürdige Antiquitäten sind hier; unter andern, Doctor Luther, in Lebensgröße in Wachs pouffirt, an einem Schreibetische, in einen Priesterrock gekleidet. Auf dem Haupte hat er einen kleinen runden Huth, sitzend vor einem Tische. Er soll sehr gut getroffen seyn; denn als seine Leiche von Eisleben hier durch nach Wittenberg geführt wurde, stand dieselbe eine Nacht in der Sacristey der lieben Frauenkirche, wo ihn sogleich ein Künstler pouffirte. In einem Schranke befindet sich Melanchthons zinnerne Trinkkanne und ein Pantoffel von ihm u. s. w. Unter den Büchern befanden sich viele alte Bibeln; der Sachsenspiegel auf Pergament geschrieben, eine Thora auf Pergament in zwey Rollen, noch ein vortreflich geschriebener Coran mit goldnen, silber-

silbernen und allerley Farbenpuncten auf Pergament; des Terentius Comoedien, die Conformitates Francisci, einige sinesische Handschriften, die Sermones aurei de sanctis fratris Leonardi de Utino, 1446 gedruckt, u. a. m.

Diese Bibliothek ist schon seit 1609 in einem dazu errichteten Gebäude aufgestellt. Roetius, Superintendent zu Halle, legte den Grund dazu, durch Auffammlung der in den verlassenen Klöstern gefundenen Bücher, die er nebst andern zum Theil gekauft, zum Theil erbetenen, über der Sacristey in der Marienkirche aufstellen liefs; auch ist sie nach und nach durch Schenkungen und Vermächtnisse sehr vermehrt worden. Sie hat wenige Jahre nach meiner ersten Durchreise einen Fond zum Ankauf neuer Bücher erhalten.

Die Universitätsbibliothek wurde anfangs aus Bücherbeyträgen der Lehrer auf der Universität angelegt; sie ist aber am meisten durch die Schenkungen des danziger Magistrats, des D. Simonis, des Durchlauchtigsten Stifters der Universität, des Freyherrn von Dankelmann und des Prinzen Ludwig von Würtemberg, verstärkt worden. Jeder ankommende Studiosus muß etwas Festgesetztes entrichten, wovon theils Bücher angeschafft, theils die Bibliothekarii besoldet werden. Auch jeder Candidat muß bey seiner Promotion etwas erlegen, und bey Bücherauctionen werden von jedem Thaler zwey Pfennige dazu contribuirt. Auch soll jeder Verleger ein Exemplar von seinem jedesmaligen Verlage an die Bibliothek liefern.

Sie

Sie stand sonst auf der Wage; bey meiner letzten Durchreise durch Halle aber, fand ich sie in einem eignen prächtigen Gebäude am Paradeplatz, der Moritzburg gegen über. Ob sie gleich nur etwa 15000 Bande stark, und also nicht so groß ist, als die Marienbibliothek, so finden sich doch auch hier viele feltne Werke, z. E. das rare Buch „Noorden Oost Tartarye;“ sein Verfasser ist Nicolaus Witsen, Bürgermeister zu Amsterdam. Dieses Exemplar gehörte einst der russisch - kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Wie im Jahr 1726 der berühmte Hofrath Stahl in Petersburg war, wohin ihn die Kaiserin Katharina berufen hatte, ihr bey ihrer Krankheit zu rathen, bekam er unter andern auch dieses Buch, als Geschenk. Von ihm erbte es der junge Hofrath Stahl, und durch die Erben des letztern bekam es, wie man mir sagte, 1776 der Professor Thunmann, aus dessen Nachlass es die Universität kaufte. Auch zwey geschriebene Korane, ein punctirter Pentateuchus, einer in Quart und einer in Folio, sind hier.

Die Bibliothek des Waisenhauses ist für dasselbige ansehnlich genug und enthält einige vortreffliche Werke. Unter andern befinden sich darauf acht geschriebene Korane; bey dem einen Exemplare stehen, ausser dem arabischen Texte, noch Randglossen und eine persische Version. Er ist aus Indien hieher geschickt worden.

Das Naturalienkabinet bey dem Waisenhause enthält, ausser den Naturalien und Kunstwerken, auch einige rare Schriften, fremde Kleidungen, Antiken und der-

gleichen, worunter die heilige Schrift in malabarischer Sprache, auf Palmblätter geschrieben, besonders merkwürdig ist. Der Saal ist groß und lichtvoll und läuft über ein ganzes Seitengebäude hinaus. An den Wänden sind Schränke mit Glastüren angebracht, darinn die Exemplarien aufbewahrt werden. Jede Sorte von Naturalien hat ihren eignen Beschlufs, in welcher die in Spiritus gebrachten Sachen und die Conchylien liegen. Die ausgestopften Thiere sind in die Höhe gehängt, und die Modelle und beyden großen Weltsysteme in der Mitte des Saals befindlich. Das Ganze giebt dem Auge eine angenehme Aussicht, der Kenner aber müßte Tage haben, um Jedes genau zu bemerken. Gesetzt, ich hätte auch die gehörigen Kenntnisse dazu gehabt, so war meine erste und zweyte Reise durch Halle keinesweges von der Länge, daß ich genug Zeit auf die Besichtigung der hier befindlichen Seltenheiten hätte verwenden können. Auch das Pädagogium hat ein eignes Naturalienkabinet; es bestehet aus vielen guten Sachen, ist aber bey weitem nicht so weitläufig, als jenes.

Es war der achtzehnte May des 1764ten Jahres, als ich von Halle nach Hamburg reiste. Prächtig und reizend ist die Gegend und Aussicht auf dem Wege von Halle nach Alsleben. Der Erdboden bestehet aus verschiedenen Lagen, worunter auch eine Lage brauner Erdkohlen befindlich ist. Das Erdreich ist fruchtbar und liefert Rocken, Weitzen, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen, Mohrrüben, alle Arten Kohl, und sehr schönes Obst. Dagegen fehlt es um Halle ganz-

ganzlich an Holz. Bey Murrel fuhren wir auf einen Berg, wo mir angst und bange wurde, und in Coennern wurden die ersten Pferde gewechselt. Bey Grossenalsleben, wo ein niedergerissener Dom stehet, ist ein Fahre über die Saale, die hier eine ansehnliche Breite hat und sehr reißend ist. Das ganze Ufer des Flusses ist schön bewachsen und die ganze Gegend wirklich romantisch.

Hier sahe ich eine Menge schwarz gekleideter Menschen; ich fragte meinen Wirth, wo sie hingien- gen, und er antwortete mir: „Lieber Himmel, wir be- graben heute die Tochter eines hiesigen Einwohners, in der Blüthe ihrer Jahre, das schönste und rechtschaf- fenste Mädchen in unserm Orte. Hören Sie nur ihre traurige Geschichte.“

„Ein junger Mensch, der erst aus der Fremde zurückkam, warf ein Auge auf die Verstorbene. Sie gefiel ihm, und weil er ein fleissiger Jüngling und gut gewachsen war, auch gut ausah, so gefiel er ihr natürlich wieder. Er hielt um sie an, erhielt das Ja- wort, und es wurde Verlobung gehalten. Kurz vor der Hochzeit wollte er über die Saale fahren, sein Schiff schlug um, und er wurde, unter dem Geschrey der Zuschauer, die ihm nicht helfen konnten, vom heftigen Strome mit fortgerissen. Seine Braut, die mit am Ufer stand, sah ihn ins Wasser fallen und vom Fluß verschlingen; sie schrie: Herr Jesu, hilf! und sank ohnmächtig zur Erde. Man brachte sie nach Hause; aber der Schrecken hatte so auf ihre Nerven gewirket, daß sie auch den vierten Tag darauf starb.“

Während dafs er mir dieses erzählte, brachte man die Todte getragen. Ich folgte dem Leichenzuge in der Ferne bis zum Grabe nach. Es ist unmöglich, eine Schilderung davon zu machen, wie der Vater, bey Eröffnung des Sarges, seine alten zitternden Hände, nach seiner verstorbenen Tochter ausstreckte, wie er mit seinen Thränen gleichsam ihren Leichnam balsamirte, wie Alles Ehrfurcht für seinen Schmerz hatte, und wie ihn Jünglinge und Greise umgaben, um seinen schwachen, sinkenden Körper zu unterstützen.

Die Todte lag im jugendlichen Reitz geschmückt mit Kranzen im Sarg! Von allen Seiten ertönte ein: Ach Gott! das ist ewig Schade! Mit rothen Augen standen alle Zuschauer da, alle baten den Todtengräber, den Sarg noch nicht zu verschliessen, und dieser, obgleich an dergleichen traurige Scenen gewöhnt, liess selbst eine Thrane auf die Hand der Verstorbenen fallen, und sagte voll Wehmuth: ich will dich sanft hinunter lassen! Mit diesen Worten verschlofs er die Thür ihres engen Hauses, und senkte sie ins Grab, an die Seite ihres Bräutigams. Ich gieng gerührt ins Wirthshaus zurück, wo mein Postillion schon ungeduldig auf mich wartete, und verliess Grossenalsleben unter mancherley Betrachtungen.

Von hier kam ich nach Aschersleben, einer nahrhaften, ziemlich grossen, aber unansehnlichen Stadt. Sie hat gewiss, ohne die Vorstädte, an die acht hundert Häuser, die meistens blos von Holz erbauet sind und zum Theil durch allerley Mahlereyen eini-

ges Ansehen bekommen haben. Die Vorstädte sind so beträchtlich als die Stadt selbst. Die Neustadt vor dem hohen Thore ist eine eigene vor sich bestehende Stadt mit zwey Thoren, und man kann da füglich behaupten, daß sich die Zahl der sammtlichen Häuser an die 1600 belaufe.

Keine Stadt hat wohl in dieser Gegend mehr Gärten, als diese. Sie scheinen wie ausgefaet zu seyn, und es wird nicht leicht ein Bürger hier wohnen, der nicht einen hätte. Der lange Busch vor dem Lewent-schen Thore, die Weinberge, die Jungferngasse, der Garten auf der Herrenbreite, und besonders die Gärten der Gärtner, sind hier fast täglich der Tummelplatz der Einwohner, theils um allerley Obst im Ueberfluß zu genießen, theils auch Wonne und Freude für den Geist einzuerndten.

Die Nahrung dieser Stadt war sehr beträchtlich. Die vortrefflichen Wollenmanufacturen, der Ackerbau, die Viehzucht, die Gärtnerey, die Brauerey, besonders der gute Breyhahn, und die starke Garnison waren die Hauptnahrungszweige.

Die Burg, wo sonst die Grafen des askanischen Hauses wohnten, ist jetzt ein Lustschloß der Eulen; sie liegt vor dem Steinthore. Oeffentliche Plätze trifft man hier außer dem Markt und Postplatz nicht an. Von den Straßen sind die breite und hohe, der Weinberg und die überm Stein die vorzüglichsten. Unter die öffentlichen Gebäude gehören besonders: das Rathhaus von zwey Stockwerken, mit zwey Thürmen; auf dem einen ist eine Uhr, über dessen Ziffer-

blatte sich, bey jedesmaligem Schlage, zwey Ziegenböcke stoßen, — nebst der Accise; die Waage auf dem Markt, die Post auf der Vorderbreite, die großen Ställe ohnweit dem Wasserthore mit den Futterställen, hinter dem grauen Hofe.

Die Stadt hat drey Kirchen, die Haupt- oder Stephanskirche in der Stadt, die Margarethen- und die Marktkirche. Die erste ist ein altgothisches Gebäude von recht festen Quadern aufgeführt, dessen doppelte Thürme, vorzüglich der mittägige, wegen seiner überaus hohen Schieferspitzze, der Stadt ein sehr gutes Ansehen geben. Der darauf wohnende Wachter muß nicht allein alle Viertelstunden der Stadt seine Wachsamkeit, so wohl bey Tage als bey Nacht, durchs Tuten melden, sondern auch, den vom Thurm weit wohnenden Bürgern zum Besten, den jedesmaligen Stundenschlag durchs Anschlagen an der großen Glocke mit dem Klöppel wiederhohlen. Dieser hohe Thurm ist dem Einschlagen des Blitzes sehr ausgesetzt, und man erzählte mir, daß der Blitz in dreyhundert Jahren an die zwölfmal eingeschlagen habe. Es stehen drey Prediger an derselben. Die Margarethenkirche hat nur einen Prediger, und die Marktkirche, worinn lutherischer und reformirter Gottesdienst gehalten wird, und daher auch die gemeinschaftliche Kirche heisst, hat keine eigentlichen Prediger, sondern den Lutheranern wird von den drey obersten Schulcollegen der großen Schule geprediget. Die Reformirten, so wie die Garnison, die auch in dieser Kirche ihre Andachtsübungen halten, haben ihren eigenen

genen Prediger. Sehr wichtig ist die große Stephanschule; sie ist der Hauptversammlungsort der Ascherslebischen Jugend und hat acht Knaben- und drey Mädchenklassen. Auch die beyden Hospitäler, das Elisabethen- am Lewentschen Thore und das St. Katharinen- oder Wasserfpital vor dem Wasserthore, sind von einiger Erheblichkeit.

Die hier befindlichen Salzwerke waren, der schlechten Sole wegen, damals schon an die dreyszig Jahre eingerissen, auch die große See war schon lange vorher auf Befehl des Königs zu trockenem Lande gemacht. Einen Theil hatte Anhalt- Bernburg davon, und die Halberstädtischen Unterthanen an viele hundert Hüfen bekommen. Man wollte mir erzählen, daß in den alten Zeiten ein Benedictinerkloster in diesem zwey Meilen lang gewesenen See gestanden, das aber, des sumpfigten Bodens wegen, versunken.

Die Sprache der Einwohner ist halb platt, halb hoch, und sehr zerrend. Die Weiber, besonders die Tuchmacherfrauen, tragen noch lange schwere blaue Mantel, und auch die andere Kleidertracht der Bürger und Bürgerinnen ist von der Halberstädtischen, vorzüglich in Absicht der Frauenmützen, verschieden. Fast die Hälfte der Neustadt bewohnen Töpfer. Die hiesigen fetten Hammel sind sehr berühmt und werden weit verschickt, und da die Weide wegen der überaus schönen Fruchtbarkeit, ganz außerordentlich ist, so ist auch das Rindvieh hier sehr groß und fett.

Von hier bis Quedlinburg reiste ich die Nacht, und freuete mich, daß ich diese Stadt nicht unbe-

sehen gelassen hatte, wie man mir in Aschersleben anrieth. Es ist eine große Stadt und hat unter den ziemlich guten hölzernen Gebäuden von drey bis vier Stockwerken auch dann und wann einen massiven Pallast. Die Straßen sind mittelmäßig breit und in manchen fließt ein kleiner Bach, der dem jungen Vieh in der Stadt sehr zu statten kommt. Die Lage des Orts ist reizend, auf der mitternächtlichen Seite sind keine Gärten und Vorstädte, weil die Stadt da an eine Reihe felsichter Gebirge stößt. Die herabhängenden Felsen von Sandsteinen drohen den Einsturz und sind auf das gefährlichste unterminirt.

Die Gebäude der kaiserlichen weltlichen Abtey liegen an der südwestlichen Seite. Sie sind alle massiv, nach altfränkischer Bauart. Die Zimmer aber sind zum Theil modern und mit vielen Gemälden geziert. Die Kapitelspersonen bestehen aus vier Mitgliedern. Die Aebtissin soll 30000, die Pröbstin 10000, die Dechantin 8000 und die Canonissin 4000 Thaler jährliche Einnahme haben. Was die übrigen Canonici und Stiftsbedienten für Einkünfte haben, ist mir unbekannt. Diese Abtey ist von der Gemahlin Heinrichs des Voglers, die sich Mathilde nannte, im Jahr 937 gestiftet worden, und sie hat unter allen deutschen weiblichen Stiftern den ersten Rang. Die Stadt selbst aber gründete ihr Gemahl, der diese mitternächtliche Harzgegend Quitlingen, der Jagd wegen, so sehr liebte, dreyzehn Jahre früher. Die Bod e theilt sie eigentlich in zwey Städte, in die Alt- und Neustadt. Wichtig sind ihr Handel und ihre Manufactu-

manufacturen. Der rothe Brandewein, der hier gemacht wird, geht weit und breit ins Ausland. Sehenswerth ist die Stiftskirche und das Grabmal Heinrichs des Voglers. Außerdem sind noch sechs Kirchen und ein gutes Gymnasium allhier. Der Magistrat besteht aus 24 Mitgliedern, und die Bürger treiben ein starkes Gewerbe mit Getraide, Wolle, Brandewein und fettem Vieh.

Von Quedlinburg nach Halberstadt, sind nur drey Stunden. Eine Reihe felsichter Gebirge trennen beyde Städte von einander. Diese Reise trat ich bey einem schönen Abend an. Die Sonne wollte sich eben von mir entfernen, die Vögel fangen ihren Nachtgesang, die Bäume warfen längere Schatten, und die Felder stellten sich meinen Augen im dunkeln Grün dar. Diese Stadt liegt zwischen dem Harz- und Huygebirge, auf einem ziemlich ebenen fruchtbaren Boden an der Holzemme, und ist eine der ältesten Städte in Deutschland. Man setzt ihren Anfang ins siebente oder achte Jahrhundert nach Christi Geburt; allein den eigentlichen Erbauer derselben weiß man nicht mit Gewissheit zu nennen. Vor Alters hatte sie auch nicht die jetzige Gröfse, sondern die Burg, die ganz mit Gräben umgeben und durch Thore verschlossen werden konnte, war die eigentliche Stadt. Nach und nach wurden die um der Burg oder dem Domplatze liegenden Vorstädte oder Dörfer, mit denen um der Burg liegenden Gräben städtisch angebauet und mit der Zeit mit der Burg vereinigt. Von ihr und von dem vor dem Johannisthore liegenden,

aber schon lange verwüsteten, Dorfe Halber, hat wahrscheinlich diese Stadt jetzt ihren Namen erhalten.

Sie hat sieben Thore; der mittägliche Theil liegt auf ziemlich ebenem Boden und hat mit dem Domplatze gleiche Höhe; der mitternächtliche hingegen ist weit niedriger. Sie hat 56 Strafsen, die zum Theil gut gepflastert sind; die Häuser aber sind zum Theil schlecht. Sie ist der Sitz der landesherrschaftlichen hohen Collegien, der Regierung, der Kriegs- und Domainenkammer, u. s. w. Man findet hier wider Vermuthen sechs öffentliche Plätze, den Domplatz, den Holz- und Fischmarkt, die Woort, den Paulsplan und Abtshof.

Der Domplatz oder die Burg ist unter allen der vornehmste und grösste Platz. Er liegt mitten in der Stadt, und macht ein ziemlich länglichtes Viereck aus, das wahrscheinlich 400 Quadratruthen groß ist. In der Mitte dieses Platzes siehet man den Dom und Domkeller gegen Morgen, die Kirche unftrer lieben Frauen gegen Abend, die Domprobstey und einige Wohnungen der Domherren gegen Mittag und einige andere Curien gegen Mitternacht. Schade ist es, daß dieser schöne Platz nicht gerade ist, sondern zum Theil Bergab gehet. Mitten auf dem Domplatz steht eine Wasserkunst, welche mit einem eisernen Gitter umgeben ist. Der Holz- und Fischmarkt liegen auf dem mittägigen Theile der Stadt und sind durch das Rathhaus getrennt. Auf dem Fischmarkt stehet ein Schuldgalgen, woran allerley blecherne viereckichte Zettel

Zettel angeschlagen sind. Auf der Woort ist nichts Merkwürdiges und eben so auch nichts Besonderes auf den andern Plätzen.

Kirchen hat Halberstadt sehr viele; man theilt sie in Stifts- und Stadtkirchen. Der Dom, U. L. Frauen, die Moritz- und Paulskirche, sind Stiftskirchen; die Martini- und Johanniskirche gehören der Bürgerschaft und heißen Stadtkirchen, und die heilige Geistkirche ist eine Hospitalkirche. Die Stiftskirchen, welche vormals ganz dem katholischen Gottesdienste gewidmet waren, sind jetzt Lutherisch, doch mit Beybehaltung der katholischen Stunden.

Die merkwürdigste unter allen Kirchen ist der Dom. Er giebt der Stadt die grösste Zierde, vorzüglich von der Abend- und Mitternachtseite. Das Gebäude ist altgothisch, und das Alterthum höchst ehrwürdig. Der erste Bischof Hildegrin liess, zu Karls des Grossen Zeiten, den ersten Grund dazu legen; weil er aber darüber starb, so setzten die folgenden Bischöfe den Bau fort, und dieser Dom, der dem heiligen Stephan gewidmet war, wurde unter dem vierten Bischof Hildegrin dem Zweyten den 9ten November des J. 858 feyerlich eingeweiht. Er fiel aber wegen der schlechten Bauart schon im Jahr 963 wieder ein. In Gegenwart Kaisers Otto des Dritten wurde er i. J. 991 wieder eingeweiht, und kaum hatte er sechszig Jahre gestanden, so brannte er ab. Burchard II. liess ihn abermals vom Grund aus neu bauen, und im Jahr 1101. wieder einweihen. Da aber einer seiner Nachfolger mit Kaiser Heinrich V. zerfiel,

zerfiel, so kam dieser im Jahr 1113. mit einer Armee und zerstörte unter andern auch Halberstadt mit dem Dom, doch so, daß ihn der sechszehnte Bischof, Otto, nur wieder brauchte repariren zu lassen. Der siebenzehnte Bischof, Rudolph, liefs ihn mit Bley decken. Unter seinem Nachfolger, Ulrich, traf diesen Dom noch ein größeres Unglück. Der Herzog von Braunschweig, Heinrich der Löwe, verheerte die Stadt mit Feuer und Schwert, und der Dom gieng abermals im Jahr 1179. im Rauch auf. Die folgenden Bischöfe bemüheten sich, diesen Dom wieder herzustellen; der zwey und zwanzigste Bischof, Friedrich I., brachte ihn so weit, daß er im Jahr 1220 zum viertenmal wieder feyerlich eingeweihet werden konnte.

Allein dem damals lebenden gelehrten Domprobst, Johann Semeca, schien dieses Gebäude noch nicht schön und prächtig genug zu seyn. Er sparte unter den beyden Bischöfen, Friedrich I. und Ludwig I., zur Verschönerung desselben keine Kosten. Er liefs die Kirche erweitern, erhöhen, überwölben, auspflastern, auswendig mit allerley Statuen und Zierrathen schmücken, und setzte sie in denjenigen Stand, worinn sie noch jetzt zu sehen ist.

Der ganze Dom mit den beyden Thürmen ist von den härtesten Quadersteinen ins Kreuz erbauet. Die beyden, gleiche Höhe habenden, Thürme gegen Abend sind viereckicht, drey grose Stockwerke hoch und haben auf allen Seiten ein hohes zugespitztes Dach, welches, so wie die ganze Kirche, mit Schiefer gedeckt und im Jahr 1761 mit vergoldeten Knöpfen
und

und Fahnen und über denselben mit vergoldeten Sternen gezieret ist. Das Kirchengebäude ruhet auswärts auf 24 Pfeilern, welche oben mit den schönsten Pyramiden und Bogen gezieret sind. Die 72 Kirchenfenster sind von Glas von allerley Farben, worauf allerhand biblische Geschichten gemahlet sind. Noch prächtiger ist die Kirche inwendig. Sobald man in dieselbe kommt, so überfiehet man sie gleich mit allen ihren Merkwürdigkeiten. Sie ist mit lauter Quadersteinen gepflastert. Die Länge ist 412, die Breite 72 und die Höhe 94 Fuß. Der Taufstein ist ganz von Marmor, und aufser den zwey Hauptaltären, die zum Gottesdienste gebraucht werden, sind noch über dreyßig Altäre darinnen. Das hohe Chor macht auf der Morgenseite der Kirche einen ganz besondern Theil aus. Es ist ganz mit einer hohen Mauer umgeben und hat vier Thüren, wovon täglich zur Zeit der Canonischen Stunden und während der Communion, die beyden Hauptthüren geöffnet werden. In einem Theile des Chors stehen die hölzernen Stühle der Domherren an der Zahl 34 und etwas niedriger, die 32 Vicarienstühle. Steinerne Statuen hat die Kirche in zahlreicher Menge und auch Epitaphia. Vorzüglich merkwürdig ist auch das Begräbniß des Domprobsts Johann Semeca auf der mittägigen Seite des hohen Chors; es ist mit einem eisernen Gitter umgeben, und der Domprobst liegt in Lebensgröfse, in Stein ausgehauen, in feinem Chorhabit, mit gehörigen Farben ausgemahlt, darauf. Die Orgel ist 1718 verfertigt worden und ist die Hauptorgel der ganzen Stadt; sie ist nicht angemahlt

mahlt und hat unter andern in Holz geschnitzten Zier-
rathen alle Wappen der damals lebenden Domherren.
Es ist ein 32 füßiges Werk mit drey Klavieren und
dem Pedal.

Das Domkapitel besteht aus dem Probst, dem
Dechant, Senior, Subsenior und sechszehn Domher-
ren, wovon allemal viere katholisch und zwölf luther-
isch sind. Der König begnadigte dieses Domkapitel
1754 mit einem St. Stephansorden. Der Chorhabit,
sowohl der Domherren als der 36 Vicarien, besteht
aus einem schwarzen Chorrock mit einem darüber
hängenden weißen Chorhemde.

Dem Dom gegen über steht die Kirche Unserer
lieben Frauen. Sie ist nach altgothischer Art, wie ein
Kreuz aufgebauet, und hat vier Thürme, die mit
Bley gedeckt sind; in der Hauptthür der Kirche ist ei-
ne viereckichte Tafel von Messing mit einem Ablass-
brief aus dem dreyzehnten Jahrhunderte. Inwendig
sind viele Epitaphia. Die andern hiesigen Kirchen
erlaubte mir die Zeit nicht zu besuchen, weil ich mich
zu lange in den Klöstern aufhielt.

Es sind nämlich drey katholische Manns-, zwey
Nonnen- und ein lutherisches Jungfernkloster hier.
Das Mannskloster St. Johannis liegt unter der Tanne.
Die Kirche ist sehr klein und mit einem kleinen Thur-
me auf dem Dache versehen. Die Mönche sind re-
gulirte Chorherren St. Augustini, und führen den Cano-
nicustitel. Beym Ausgehen haben sie gewöhnlich über
ihr weißes Habit, worüber das Chorhemde geht, ein
nen

nen blaulichen grossen Ueberrock gezogen. Sie bestehen nebst dem Pralaten aus neun Mitgliedern.

Das Mannskloster der Franziskaner liegt zwischen dem Harsleber und Johannisthore, dicht an der Stadtmauer. Die Kirche ist gross und geräumig, helle und prächtig. An der Kanzel stehen die vier Evangelisten von schwarz gebeitztem Holze. Vortrefflich ist das Glockenspiel in der Orgel; es nimmt sich mit allen Stimmen, wegen des Echos der Kirche, bis zum Entzücken schön aus. Prächtig sind auch die auf Wachstuch gemahlten Gemälde, besonders die Geburt Jesu über dem Eingange zum Kreuzgange. Die Zellen der Mönche sind oben alle sehr regelmässig, und auswendig ist der Name des darinn wohnenden Mönches über der Thür gezeichnet. Die Bibliothek ist oben auf einem der Gemächer; sie ist klein, und besteht aus lauter Schriften der Kirchenväter. Man schätzt sie auf einige tausend Bände, ohne die verschiedenen Handschriften. Die Franziskaner bestehen aus 12 Patribus, aus 8 Fratribus theologiae studentibus und aus 8 Fratribus laicis. Vor dem Kloster ist der Kirchhof für die Katholiken in der Stadt, und hinter dem Kloster ist der Garten.

Das Mannskloster der Dominikaner liegt am Ende der Weberstrasse und des hohen Weges. Die Kirche ist nicht so schön als bey den Franziskanern; auch hat sie nur ein einziges grosses Gemälde, das den Himmel und die Hölle vorstellt. Im erstern sitzen lauter Mönche, in der letztern brennen lauter Laien.

Sie

Sie machen mit ihrem Prior 24 Mitglieder aus, nämlich 12 Patres und 12 Fratres.

Das Nonnenkloster St. Nicolai, ist vom Dominikanerorden, die Kirche ist klein und das Chor, worauf die Nonnen ihre Stühle haben, nimmt den größten Theil derselben ein. Ausser dem Probst und der Priorin sind hier funfzehn Nonnen.

Das Kloster St. Ursula liegt in der Beginen- und Weberstrasse. Die darinn befindlichen Nonnen des Augustinerordens sind mit der Mater gewöhnlich zwölf und leben grösstentheils von Almosen.

Das Pfortenkloster liegt unter dem Domplatze, und ist das älteste in der Stadt. Denn es ist schon im Jahr 937 gestiftet. Die Besitzer sind zwölf Jungfern, wovon jederzeit drey katholisch und neun evangelisch sind. Ihr Probst ist allemal ein Domherr, der den Titel Portanarius führt. Die sogenannten Jungfern, haben eine allgemeine Stube, und eine jede ihre Kammer, jede einen kleinen Gartenfleck, und an dem allgemeinen Garten nehmen sie Alle Theil. Sie bekommen zum Gehalt etwas baares Geld, freyes Holz und jede ein fettes Schwein. Der Einkauf, sagt man, soll 200 Thaler seyn. Ihre Kleidung ist schwarz mit einer weissen Kappe. Da sie keine Kapelle haben, so gehen die Evangelischen in den Dom, und die Katholischen Nonnen in die Franziskanerkirche.

Ausser diesen Kirchen und Klöstern hat Halberstadt auch drey lateinische Schulen, die Johannischule auf der Hühnerbrücke, die Martinischule auf der Neuenstrasse und die Domschule hinter der mittagi-
gen

gen Seite des Doms. Die erste war damals ganz in Verfall gerathen, die zweyte war mittelmässig, die letzte aber von desto grösserer Wichtigkeit. Im dreissigjährigen Kriege war sie ganz verfallen. Im Jahr 1674 stellte das Domkapitel diese Schule durch verschiedene Verbesserungen so wieder her, dass dieses Unternehmen völlig als eine neue Gründung angesehen werden kann. Denn es wurde ein neues massives Schulhaus zu fünf Classen erbauet, der Gehalt der Lehrer vermehret und ein Freytisch für zwölf Schüler gestiftet. Damals war der verdiente Struensee Rector an derselben, und dieser hat ihr auch ihre innere schöne Einrichtung gegeben.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders der Petershof, die Domprobstei, die Domdechane, die königliche Post, die Commisse, das Rathhaus, das Waisenhaus, das Zucht- und Arbeitshaus, und einige Hospitaler und Armenhäuser, aus. Man zeigte mir auch das Haus von Hans Breyhahn, an welchem eine sonderbare Innschrift stand. Die Zahl der Einwohner mochte sich mit der Garnison und den 300 Judenfamilien, wohl an die 16000 Seelen belaufen. Die Nahrung der Bürger, die kein Handwerk haben, besteht in Landwirthschaft, Brauerey, Kornhandel, Brandeweinbrennen, Flachs- und Wollespinnen u. s. w. Die Gegend um die Stadt ist reizend und schön, und gleichsam mit Garten befaet.

Nachdem ich mich in Halberstadt genug umgesehen hatte, so machte ich eine Reise nach der klei-

nen Domprobsteyleichen Amtsstadt Dardefchein oder Darfen, die vor vielen Städten und Dörfern das voraus hat, daß sie im Reiche der Natur einen Schatz von versteinerten Sachen zeigt, welche man in einer solchen Menge schwerlich anderswo antrifft. Dieses Städtchen hat mehrentheils steinerne Häuser, und man findet nicht nur an den Stadtmauern und den sammtlich massiven Gebäuden des in den Ringmauern gelegenen weitläufigen Amts, sondern auch, an den Bürgerhäusern beynahe keinen Stein, der nicht voll von versteinerten Muscheln, Blättern, Schnecken u. s. w. wäre. Bloss in denjenigen Mauersteinen, welche theils durch die Länge der Zeit, theils durch die darauf gestürmte Witterung ihre Rauigkeit verlohren, und eine auswendige Glätte erhalten haben, sind, dem äußerlichen Ansehen nach, dergleichen nicht befindlich. Man trifft nicht nur in den eingemauerten, sondern auch in denen zum Vermauern erst angefahrenen Steinen, den größten Theil der in Deutschland sich findenden Arten von versteinerten Sachen an, besonders Trochiten, Dendriten, Pectiniten, Turbiniten, Cornua Ammonis, ganze Stellas marinas, Seekrebse, u. s. w. sowohl zerstückt, als auch viele so vollkommen, daß sie die schönsten Kabinetsstücke abgeben könnten.

Unter andern findet sich an dem sogenannten Mittelstall des Amts, der in einigen Jahrhunderten nicht gebauet worden, und dessen Ansicht sein Alterthum verrath, ein ohngefähr anderthalb bis zwey Fuß langer und breiter Stein, welcher durchaus von versteinerten Sachen

Sachen: verschiedener Art ganz und gar zusammenge-
 ferzet, und als ein rares Stück vor einigen hundert
 Jahren angesehen worden zu seyn scheint, weil er an
 einem Orte, wo ihn Jedermann siehet, zum Schutz vor
 der Witterung etwas tiefer in die Mauer eingesetzt
 worden, und daher seine äußerliche Schönheit behal-
 ten hat.

Die Menge und Allgemeinheit der versteinerten
 Sachen veranlaßte mich, nach dem Orte, woher sol-
 che Steine gekommen wären, zu fragen, und mich
 bey den Steinmetzen oder Maurern, dergleichen in
 dieser Stadt sehr viele wohnen, und vor sich eine be-
 sondere Innung halten, nach den Steinbrüchen, wor-
 aus dieser Ort vermuthlich erbauet worden, und aus
 welchen noch jetzo die benöthigten Steine genom-
 men werden, zu erkundigen. Ich wurde von ihnen
 an und auf denjenigen Berg gewiesen, an dessen Fuß
 dieses Städtchen gelegen.

Dieser Berg nun, welcher das äußerste westliche
 Ende des mitten durch das Halberstädtische ziehenden
 Huygebirges, an diesem Orte aber nicht mit Holz
 bewachsen ist, sondern Acker hat, stehet dem in der
 Graffschaft Wernigerode kurz vorm Harz, zwey Mei-
 len von hier ohne zwischen liegenden Bergen gelege-
 nen Horstberge, auf welchem sich ebenfalls Pe-
 traefacta, jedoch von weniger Art und Anzahl finden,
 gerade gegenüber, und führt hier den Namen Drie-
 berg, auf welchem die alten Deutschen ihre Zusam-
 menkünfte und Gerichte gehalten haben sollen; er-

was weiter hin aber, oder vielmehr ein Theil davon wird der Ortsberg oder Osterberg genannt.

Die auf diesem Berge häufig befindlichen Steingruben, aus welchen nicht nur die Stadt Dardeschein, sondern auch viele umherliegende Dorfschaften ihre benöthigten Steine erhalten, zeigten mir einen Unterschied, dergleichen ich gar nicht vermuthet hatte: denn in den nach Osten hin gelegenen Gruben befand sich ein okrichtes oder gelbliches unordentlich brechendes Gesteine, voll von Pectiniten und andern Sorten; ich traf aber kein einziges Cornu Ammonis darinnen an, wobey mir ein Maurer versicherte, dass sie oft die Gestalten von Gliedern der Menschen und Landthiere angetroffen, und unter andern einmal einen gar deutlichen Eindruck von einer Hand mit allen Fingern gefunden, solchen Stein aber, weil sie geglaubt, dass er ein blosses Spiel der Natur sey, nicht aufbewahret hätten.

Kaum einige Steinwürfe von hier Abendwärts, wo das Gebirge sich senket oder endiget, ist von dergleichen Gesteine nichts anzutreffen, und es findet sich daselbst ein weissgraues, gerade als Schiefer blätterndes, Gesteine, in welchem von versteinerten Sachen nichts als Cornua Ammonis zu finden waren. So gar diejenigen Steine, die blos auf dem Acker oder Grasstreifen umher lagen, waren davon angefüllt, und wenn ich solche von einander schlug, zeigten sich die schönsten Ammonshörner. Sie waren zum Theil eine Spanne gross, und es waren nicht nur die Lenkungen, Höcker und alle Theile wenig eingedrückt und

so deutlich als an unversteinerten zu sehen, sondern einige gaben sich auch sogar vom Gesteine los, und konnten so genau wieder eingepaßt werden, daß, wenn man sie in beyde Theile des Steins legte, und solche fest zusammendrückte, man kaum die Spaltung des Steins wahrnehmen konnte. Das Allermerkwürdigste bey diesen Ammonshörnern aber war, daß man an verschiedenen von der größten Breite oder Oeffnung des Horns, die ausgedrückte Masse der Schnecke selbst, als eine blasgelbe Materie, eines Messerrückens dicke, auf dem platten Steine gar deutlich versteinert liegend antraf.

Ob ich gleich, da ich meine Sachen in Halberstadt gelassen hatte, eine Umreise machte; denn der Ort liegt auf der Landstrasse von Halberstadt nach Braunschweig; so hatte ich doch keine Ursache, diese Kosten zu bereuen. Ich hatte dabey an dem Hofrath Delius aus Erlangen einen vortrefflichen Reisegefährten und sehr lehrreichen Mann, der mich von allen Seltenheiten, die er hier fand, unterrichtete und vortrefflich belehrte. In seiner Gesellschaft reiste ich auch wieder mit nach Halberstadt zurück; und nachdem ich mich ihm da empfohlen, fuhr ich mit der Post nach Braunschweig.

Zwey Kaufleute aus Braunschweig, ein Jude und ein Benedictinermönch aus Halberstadt, der in Braunschweig bey der Katholischen Gemeinde Geschäfte hatte, waren meine Reisegefährten, und ich fand an ihnen gute und billige Manner. Unser Mönch wollte anfangs nicht mit uns vergnügt seyn; allmählig ver-

gafs er sich aber, und stimmte mit in unsere Unterhaltungen ein. Er war, wie ich hernach fand, nicht so dumm katholisch, als manche seines Gleichen. Indessen war mirs doch auffallend, dafs er in jedem Dorfe seine Kappe herunternahm und jedesmal seine Hände faltete.

Hinter Halberstadt sahen wir den Brocken in seiner Gröfse. Unser Mönch unterhielt uns viel davon, und schien die fabelhaften Erzählungen, die man von diesem Berge hat, im vollem Ernste zu glauben. Ich machte ihm mancherley Einwendungen, sagte ihm, dafs schon der Longobardische König Rothar im Jahr 644 nach Christi Geburt den Ungrund der vorgegebenen Hexerey auf diesem Berge eingesehen, und in seinem Gesetzbuche die Hexerey als etwas Unmögliches angegeben hätte; allein er liefs sich seine Meynung nicht nehmen.

Das erste Wirthshaus, wo wir stille hielten, hiefs der grüne Jäger, ein einzelnes Haus auf einem hohen Berge, wo die grösste Armuth und Dürftigkeit herrschte; elender Brandewein und sehr schlechtes Brod waren alles, was man hier haben konnte. Indessen sahe ich doch hier die Mißgeburt einer Henne, die mir sehr angenehm war. Der Wirth sagte mir, er hätte die Gewohnheit, die Eyer, welche er einer Henne zum Brüten unterlegen wollte, gegen die Sonne zu halten, um zu sehen, ob sie gut wären. Diejenigen, worinnen innwendig ein schwarzes Pünctchen, ohngefähr so grofs als ein Nadelknopf wäre, hielte er zu seinen Absichten dienlich, die andern aber unbrauchbar. Unter andern wäre ihm auch ei-

nes

nes in die Hände gefallen, welches er, weil es noch einmal so groß gewesen, für ein Enteney gehalten, und als er es bey Lichte genau betrachtet, so hatte es einen doppelten Dotter und zwey dicht an einander schwebende schwarze Pünktchen gehabt. Er hatte es also der Bruthenne, nebst sechzehn andern, untergelegt, und nach drey Wochen hatte er gefunden, daß ein doppeltes Küchlein herausgekommen, und diese Mißgeburt sey.

Der Leib bestand in zwey zusammen gewachsenen Körperchen; der Kopf war, wie ein gedoppelter Adler, mit zween Köpfen und Schnäbeln, der Hals aber, der zusammenhieng, war noch einmal so stark, als ein ordentlicher, die Brust noch einmal so breit, der Schwanz ebenfalls zweyfach und außer den zween Flügeln auf jeder Seite, waren in der Mitten zween ganz unkenntliche Flügelchen, wie ein befiederter Klump zusammen gewachsen. Es hatte zwey Füße, in der Mitten aber noch einen dritten, welcher so dicke, wie ein doppelt zusammengewachsener, und auch mit doppelten Krallen versehen war. Diese Mißgeburt war, weil sie nichts genießen konnte, denselben Tag gestorben. Ich bedauerte nichts als meine Unwissenheit und Ungeschicklichkeit, sonst würde ich sie ausgestopft oder mir eine Abbildung davon gemacht haben. Damit sie jedoch nicht eingegraben würde, rieth ich dem Juden, sie mit zu nehmen und in Braunschweig einigen Gelehrten zum Verkauf anzubieten, welches er auch that. Wo sie aber hingekommen ist, ist mir unbekannt.

Eine Stunde mochten wir hier geblieben seyn, als sich unsre Pferde ausgeruhet hatten, und wir fuhren nun bis H e f f e m , Bergauf und Bergein. Der Wind wehete auf diesen Gebirgen so heftig, daß wir unsre Hüthe befestigen mußten, und es ist mir noch unbegreiflich, wie es unser Mönch, der kein Hemde anhatte, aushalten konnte, da uns der Wind unter unsern Mänteln so empfindlich war. H e f f e m ist schon ein braunschweig - wolffenbüttelischer Flecken und Amt, drey Meilen von Wolffenbüttel, hinter dem sogenannten Hessendamme. Der hiesige Lustgarten mit seinen Springbrunnen und Fontainen, ist noch vom Herzog Julius angelegt.

Von hier bis R o c c l u m gieng ich größtentheils zu Füsse. Ich traf einen Geistlichen an, der nicht auf einem raschen, mit Zehendhaber ausgefütterten, Ross, sondern nach der bescheidenen Sitte der Apostel reifte. Daß er ein Geistlicher war, konnte ich gleich sehen; denn er trug kein mit der Scheere Galliens zugeschnittenes Haar, kein Kleid von bunter Farbe, keine Stiefeln nach der Mode Brittanniens, wie jetzt so manche dieser Ordensbrüder herumwandern, die, wenn sie vor das Bett eines Sterbenden gerufen werden, den Ornat der Priester über ihre weltlichen Kleider werfen, um die Eitelkeit zu bemänteln, die Eitelkeit hienieden, von der sie vielleicht den nämlichen Kranken, damit er nicht mit seinen Gedanken an dem Irdischen kleben bleibe, zu überzeugen suchen; nein, dieser Diener der Kirche, gieng in dem Anzuge eines Predigers, grüßte mich freundlich und liebreich,

reich, und seine offene Miene nahm mich gleich für ihn ein.

Weil ich von Natur eine gränzenlose Ehrfurcht für die Würdigen des geistlichen Standes habe, so fragte ich ihn, wo er zu Fufs hinwollte? „Ich habe einen fauren Weg, antwortete er: ich soll, nicht weit von hier, eine Missethäterin zum Tode bereiten!“

Ich bat ihn, mir die traurige Geschichte dieser Gefallenen zu erzählen. Er sagte: „Sie ist eine Kindermörderin, die mehr Bedauern und Mitleiden, als Verachtung verdienet. Sie war auf eine ordentliche Art Braut von dem Bedienten eines Edelmannes, mit dem sie gewiß ihr Brod gehabt haben würde. Allein ihre Stiefmutter widersetzte sich der Verehlichung aus allen Kräften, und nachdem sie deren Tyranney lange erduldet hatte, so gab sie endlich der Liebe nach, sie wurde schwanger und erdrückte ihr Kind bey der Geburt. Ihre That wurde entdeckt, und sie wird nun bald, nach Urtheil und Recht, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden.“

„Denken sie sich, welches saure Geschäfte es für mich ist, ein Mädchen in dem Frühling ihrer Jahre, von einer blendenden Schönheit, in einem kleinen finstern Gefangnisse an die Wand geschmiedet, als eine solche Verbrecherin, zu ihrem selbst verschuldeten Tode zuzubereiten! ein Mädchen, die der Welt gewiß noch viele Dienste geleistet haben würde, und eine glückliche Hausfrau und gute Mutter worden wäre, wenn ihre eigne Mutter ihre Neigungen befriediget, und sich nicht aus bloßem Eigensinn wider-

setzet hätte. Deren Haupt soll ich nun gleich einer sterbenden Lilie sinken sehen!“

„Thränen der Reue strömen, wenn ich bey ihr bin, von ihren bleichen Wangen, auf ihre noch bleichen Hände und auf ihr Gebetbuch. Gerne möchte sie noch länger leben, gerne ihre That ungeschehen machen, und Urtheil und Recht kann ihren Wunsch nicht befriedigen! Vor wenigen Tagen wurde ihr das Todesurtheil angekündigt. Sie fiel in Ohnmacht und halbtodt in ihren Ketten zur Erde nieder. Ich war gerade da; das Herz hätte mir bey diesem Anblick zerspringen mögen!“

„Nach langer Zeit erhobte sich die Verurtheilte endlich wieder; sie hob ihre grossen blauen Augen in die Höhe, und als sie mich erblickte, streckte sie ihre zitternden Hände gegen mich aus, und fiel auf die Knie. Ich hob sie, als eine Unglückliche, liebevoll auf, hiess sie getrost und standhaft im wahren Glauben seyn, überführte sie, dass ihre That der Strafe werth sey, dass sie zwar ein schweres Verbrechen auf sich geladen, dass sie aber auch, bey einer aufrichtigen Reue, auf eine gewisse Vergebung bey Gott hoffen könnte.“

„So will ich denn, fieng sie endlich ziemlich ruhig und gelassen an, hin zu jener Statte gehen, und da ein Verbrechen öffentlich büssen, an das ich zwar nicht gewöhnt war, das ich aber leider doch begangen habe. Oeffentlich als eine Mörderin? Gott, Gott, das ist das Einzige, was mich beugt! Doch, Herr, dein Wille geschehe!“

„Alle

„Alle Umstehenden, selbst der Kerkermeister, ein Mann von wenigen Empfindungen, weinten Mit-leidszähren; Thränen flossen aus seinen stieren Augen; er bat sie schluchzend Muth zu fassen, und etwas Fische zu essen, die er ihr von seinem Gelde, wie er sagte, selbst gekauft hatte.“

„Als ich von ihr Abschied nahm, so reichte sie mir ihre Hand mit den Worten: Nehmen sie mit dieser Hand meinen Dank für ihre vielen Bemühungen, und beten sie für mich, wenn ich auf dem Richtplatze meine Strafe erhalte. Ich versprach ihr dieses und gab ihr zugleich die Versicherung, sie vor ihrem Sterbetage noch täglich zu besuchen.“

„Dieses Versprechen will ich nun auch heute erfüllen, ich will sie zu trösten und zu stärken suchen, so gut ich kann, und sie von der Gewissheit eines andern Lebens immer mehr überzeugen. Es sind saure Wege für mich, und doch steht mir der sauerste, der Tag ihres Todes, noch bevor.“

Unter diesen Gesprächen kamen wir an einen Scheideweg, wo wir uns trennen mußten. Ich wünschte ihm Geistesstärke und göttlichen Segen zu seinen Geschäften, und trennte mich nicht ohne Rührung von diesem würdigen Manne. Mit vieler Mühe aber konnte ich nun meinen Postwagen wieder einholen, der unterdessen sehr weit von mir entfernt war.

Die ganze hiesige Gegend ist schön, und je mehr man sich umsiehet, je mehr Schönheiten entdeckt man. Hinter sich hat man noch den Brocken, um und neben sich, so wie in der Entfernung, Berge, Thä-

Thaler, Wiesen, Felder, Viehheerden, Dörfer und Menschen. Auch die letzte Station von Rocclum nach Braunschweig führet meistens durch fette Kornfelder. Zur Gotteslage, einem Dorfe, das nahe bey Wolfenbüttel liegt, stieg ich vom Postwagen ab, und liefs blos meinen Koffer mit nach Braunschweig fahren.

Die Stadt Wolfenbüttel liegt an der Ocker, eine gute Meile von Braunschweig in einer niedrigen, aber sehr angenehmen Gegend, und ist eine schön gebauete, mit Festungswerken versehene Stadt. Sie hat breite, egale Strassen, bequem ausgebauete Häuser, herrliche Gebäude und auf dem Walle reizende Spaziergänge. Diese Stadt bestehet eigentlich aus drey Theilen. Der mittlere Theil heisset die Residenz, die Dammvestung oder auch die Citadelle; die Heinrichstadt ist gegen Osten und die Augustusstadt gegen Abend. Das Schloß, worinnen die Herzoge bis 1754, residiret haben, ist ein irregulaireres, nicht sehr grosses und hölzernes Gebäude; auch die Schloßkapelle ist nicht prächtig. In der Mitte hat sie ein offenes Thürmchen, mit vier Gängen, zur Musik. Die Domkirche ist ein sehr schönes und grosses Gebäude, von lauter Quaderstücken, ausserlich mit vielen Zierrathen, innwendig aber hoch und helle. Ausserdem ist noch daselbst eine Garnisonkirche, und vor der Stadt eine kleine Kirche. Auch das Gymnasium befand sich damals in guten Umständen. Ueberhaupt sieht man aus allem, daß diese Stadt weit volkreicher seyn könnte, wenn das Gewerbe hier blühender wäre.

Ich

Ich würde etwas Ueberflüssiges thun, wenn ich die allgemein berühmte, im Jahr 1604 vom Herzog August angelegte, hiesige unschätzbare Bücherammlung, die so manchen Reisenden hieher zieht, beschreiben wollte, da man Catalogos und besondere Beschreibungen davon hat. Sie befindet sich in einem grossen, ansehnlichen, viereckigten Gebäude, das in den Jahren 1710 und 1711 erbauet worden ist. Oben darauf ist ein sehr grosser Globus.

Dem Schlosse gegen über ist das Zeughaus, worinnen zwey von Eisen geschmiedete Stücke merkwürdig sind. Das erste ist polirt und zwey und vierzig Fufs lang, und schießet acht und vierzig Pfund Eisen; das zweyte ist sechs und dreyßig Fufs lang und ist nicht polirt. Beyde Stücke sind wegen ihrer Länge zu bewundern, und sind aus lauter dicken eisernen Stäben zusammengeschmiedet und darnach gebohret.

Eine halbe Meile von hier liegt das schöne und prächtige Salzthalen, das seinen Namen von dem bereits im dreyzehnten Jahrhunderte berühmten Salzwerke hat, und wegen seines herrlichen Lustschlosses so berühmt worden ist. Es befindet sich in einer ziemlich tief gelegenen Gegend, vermuthlich wegen der Bequemlichkeit des Wassers zu den Grotten, welches sich von einigen Höhen in einem Teiche, in einiger Entfernung davon, sammlet. Das ganze Gebäude ist nur von Holz aufgeführt, entweder aus Mangel an Steinen, oder weil der Erbauer Anton Ulrich, Alles bald und geschwinde fertig haben wollte. Von dem äussern Ansehen dieses Schlosses hat man gut getroffen

treffene Abbildungen, und ohne Zweifel sind auch die vortrefflichen Schildereyen und meisten Originalstücke von den berühmten italienischen, deutschen, französischen und andern Mahlern, die man hier sehen kann, schon hinlänglich beschrieben; ich würde daher mit meiner Beschreibung zu spät kommen. Wer sich ganz mit dem hier befindlichen schönen Garten u. s. w. bekannt machen will und Geld hat, der muß sich die achtzehn Kupferstiche davon anschaffen, die Heckenauer davon verfertigt hat.

Am Ende des schönen Holzes sieht man die Stadt Braunschweig in einer ebenen Gegend. Sie liegt an der Ocker, ist groß und befestiget. Einige Straßen der Stadt sind zum Theil dunkel und ungleich; einige Gebäude tragen noch das Gepräge des Alterthums. Ich besah hier die St. Blasikirche, ein schönes großes Gebäude von Quaterstücken mit drey Gewölben. Aufser manchen Merkwürdigkeiten, welche Herzog Heinrich der Löwe, der Stifter dieser Kirche, mit aus dem gelobten Lande gebracht haben soll, siehet man, nebst vielen raren Schildereyen, auch die herzogliche Begräbnisgruft in derselben. Auf dem Thurme ist eine sehr große Glocke, welche von eben dem Meister gegossen worden, welcher die Erfurter gemacht hat. Das Grabmahl Heinrichs des Löwen mit seiner Gemahlin Mechtild ist in dieser Kirche hoch aufgemauert und beyde Personen liegen in Stein gehauen darauf. In der linken Hand hat er ein Schwert und in der rechten das Modell dieser von ihm erbaueten Domkirche. Das Grabmahl Herzogs

zogs Ludwig Rudolph mit seiner Gemahlinn befindet sich fast mitten in der Kirche. Sie liegen Beyde in Zinn darauf. Vor dem Altar sind die Grabmale verschiedener Kaiser. Die Kanzel stehet in der Mitte ganz frey und die Orgel wird für die größte in der Stadt gehalten.

Die Andreaskirche ohnweit des Schweinemarkts ist ganz gothisch, mit vieler Kunst und überhaufften Zierrathen im 12 Jahrhundert erbauet worden. Sie hat zwey sechseckichte Thürme, wovon der südliche, als der höchste der Stadt, sechs, der nördliche vier hohe Abätze hat. Auf der oben angebrachten, vier Fuß breiten, mit einem starken Gitter versehenen Gallerie hat man die herrlichste Aussicht, nicht allein über die Stadt, sondern auch über die ganze Stadtgegend. Die Kirche selbst ist lang, hell und reinlich, auch geschmackvoll eingerichtet.

Die Magnikirche, ohnweit dem Magnithore, ist auch ein altes gothisches Gebäude, von Ludolph, Markgraf zu Sachsen, im eilften Jahrhunderte erbauet. Sie hat zwey Thürme, die aber sonst weit höher gewesen sind. Innwendig ist sie ganz neu.

Die Katharinenkirche, ohnweit dem Bohlwege, ist sehr schön und hat zwey Thürme, welche beyde mit Bley, die Kirche selbst aber mit Kupfer, gedeckt sind. Sie hat einen grossen Nachtmahlskelch, der über 80 Pfund Silber wiegen soll. An dem Pfeiler, wo die Kanzel ist, siehet man noch eine Kanonenkugel, die während des Gottesdienstes in der Belagerung von Braunschweig 1615 hineingeschossen seyn soll.

Die

Die Jacobikirche ist die älteste in der Stadt und ist jetzt wüste. Die Martinikirche hat zwey Thürme und so wie die Michaeliskirche nichts Merkwürdiges. Die Bruderkirche ohnweit des Waisenhauses St. Annen, ist sehr groß, altgothisch und ohne Thurm. Sie hat zum Theil rare und gut gerathene Gemählde, worunter die Geburt Jesu, und das vom Joseph, als er sich seinen Brüdern zu erkennen giebt, Bewunderung verdienen. Diese Kirche pflegt auch die Ulrichskirche genannt zu werden. Die Petrikirche ist innwendig und auswendig alt und die Garnisonkirche verwahrt noch einige Reliquien. Die deutsch und französisch reformirte Kirche ist sehr alt und hat zwey Thürme; sie ist erst zu Anfang dieses Jahrhunderts den Reformirten zu ihrem Gottesdienste eingeraumet worden. Die römischkatholische Nicolaikirche ohnweit dem Steinthor ist schön und modern; der hohe Altar darinn ist meisterhaft und mit vieler vergoldeten Bildhauerarbeit aufgestellt. Kirche, Schule und Wohnhaus der katholischen Geistlichkeit ist ein Gebäude, welches gegen Morgen und Mittag mit einem Garten, und der ganze Bezirk mit einer Mauer umgeben ist.

Die Schulen in Braunschweig waren, so viel ich erfahren konnte, in guter Verfassung. Das Gebäude der Martinischule an der Südstrasse ist im altgothischen Geschmack, drey Geschosse hoch, und 1692 ganz massiv erbauet worden. Der Eingang führet durch einen Thorweg, worüber das Stadtwappen mit der Jahrzahl steht. Auf beyden Seiten des Thorweges sind zwey Fenster.

Fenster. Die angebrachten zwey Figuren, die Gelehrsamkeit und Astrologie, ingleichen im zweyten Stock, wo zehn Fenster sind, die Wahrheit, Mäßigkeit, Stärke und Unschuld, und die Religion, Hoffnung, Liebe und Gerechtigkeit am dritten Stock, wo auch zehn Fenster sind, sind meisterhaft angebracht.

Meine grösste Aufmerksamkeit zog das vom Herzog Karl 1745 gestiftete akademische Collegium Carolinum, von dessen Stifter es den Namen führet, auf sich. Es wurde in dem alten Komödienhause angelegt und sollte anfangs ein Intermedium zwischen einer Schule und Universität seyn, für Jedermann dienen und so eingerichtet werden, daß sich die jährlichen Kosten nicht über 200 Thaler, die ein junger Mensch seinen Eltern hier kostete, beliefen. Man erfuhr aber nachher, daß dieses bey der Einrichtung und hiesigen Theurung sich nicht wollte thun lassen, und daß der Herzog zu viel dabey würde zusetzen müssen. Es entstand daher beynahe eine Ritterakademie daraus, wo grösstentheils Prinzen, Grafen, reiche Adliche und Bürgerliche frequentirten. Die Absicht dieses Instituts ist, nicht ganz rohen, sondern schon einigermaßen gebildeten, zwölf- bis zwanzigjährigen Jünglingen, durch moralische Erziehung und wissenschaftlichen Unterricht, das Wesentliche des bürgerlichen Lebens zu geben, das heisst: diese Jünglinge erhalten hier solche Grundsätze, Kenntnisse und Fertigkeiten, die sie in den verschiedenen Ständen des menschlichen Lebens bedürfen, und folglich ihnen unentbehrlich sind.

Bildung des Herzens und der Sitten ist der Hauptgegenstand, worauf die Lehrer zu sehen haben, und welchen sie mit dem wissenschaftlichen Unterrichte genau verbinden. Daher werden solche junge Leute, die keinen Hofmeister mitbringen, den beständigen öffentlichen Hofmeistern zur Aufsicht anvertraut, oder sie stehen bey einem sich selbst gewählten Professor des Instituts in Pension, der denn die Stelle jenes Hofmeisters vertritt. Jedem Eleven werden bey dem Anfang eines neuen Schulhalbenjahres, welche gewöhnlich nach den beyden Messen am Ende des Februars und Augusts ihren Anfang nehmen, diejenigen Lehrstunden zugetheilt, welche mit seinen Zwecken und mit seiner Bestimmung das genaueste Verhältniß haben. In zwey Jahren werden alle Lectionen geändert; daher wird es ungern gesehen, wenn einige Eleven die Zeit ihres Hierseyns früher endigen. Wer nicht einmal ein halbes Jahr den Unterricht mit anzuhören gedenkt, wird selten in dieses Institut aufgenommen. Jeder Eleve zahlt als Pensionar für den ganzen wissenschaftlichen Unterricht und für die moralische Erziehung unter der Aufsicht eines Hofmeisters 200 Thaler; dafür bekommt er noch eine Stube, mit den wesentlichen Mobilien, freye Aufwartung von einem dazu bestellten Bedienten und den Tisch. Allein Kleidung, Wasche, Betten, Morgenbrod, Taschengeld, Bücher, Instrumente, Schreibmaterialien u. s. w. werden besonders bezahlt, so daß also ein Eleve jährlich 400 bis 500 Thaler an die Institutskasse für alle Bedürfnisse, die sich nennen lassen, bezahlt.

Die

Die Lehrer dieses Instituts bestehen aus ordentlichen und außerordentlichen Professoren, welche die Eleven in den bekannten Sprachen und nöthigsten schönen Wissenschaften unterrichten. Außer diesen sind noch eigene Lehrer bestellt, welche sie in den beliebigen Wissenschaften, als: Reiten, Tanzen, Fechten, Zeichnen und Drechseln, unterrichten. Ich habe in England einige Schüler dieses vortrefflichen Instituts kennen lernen, die wahrlich demselben alle Ehre machten. Zu bedauern ist es indessen, daß nur reiche Jünglinge sich hier bilden können!

Das fürstliche Schloß und der dabey befindliche Garten sind in Braunschweig ebenfalls sehenswerth. Das Schloß heist der graue Hof, und ist vom Herzoge August Wilhelm, im Anfange dieses Jahrhunderts, aus verschiedenen zusammengekauften Häusern erbauet worden. Es bestehet aus verschiedenen Gebäuden und Flügeln von Quadern. Die untersten Zimmer des ersten Flügels, der zwey Stock hoch ist, sind für Wachtstuben u. s. w. und die Zimmer im zweyten Stock für fremde Herrschaften eingerichtet. Noch andere Zimmer im daran stossenden Flügel sind für Hofbediente. Im Hauptflügel befindet sich die fürstliche Familie. Hinter oder vielmehr neben demselben ist die geheime Rathsstube und unten die geheime Kanzley, mit verschiedenen Stuben zu Expeditionen.

Hinter dem linken Flügel des fürstlichen Schlosses ist der Grauhofsgarten, der vortrefflich angelegt ist. Die Abwechslungen von Fichten und Tannen-

K 2

bäumen,

baumen, von Linden, Ypern, Pappeln, Kaprifolien, Rosen und Gesträuchen machen ein angenehmes abwechselndes Ansehn, und einige Gartennischen schaffen dem Auge ein wahres Vergnügen. Vor der Hauptallee ist ein grosses dorisches, massives Portal mit herrlichen Thorflügeln. Dieser Garten stehet, sowohl für Fremde als Einheimische, zum Spatzierengehen täglich offen.

Auch das fürstliche grosse Molt haus, das zwey Etagen und eine ziemliche Länge hat, so wie die beyden Rathhäuser der Neustadt und Altstadt verdienen hier befehen zu werden. Das Neustädter Rathhaus ist vier Stockwerke hoch und ein grosses langes Gebäude, worunter ein geräumiger Weinkeller ist. Das Altstädter Rathhaus ist von vortrefflicher gothischer Bauart. Es hat zwey massive Hauptgebäude, welche einen rechten Winkel gegen den Altstadtmarkt ausmachen. An jedem der neun Pfeiler der Bogenlauben steht ein Kaiser in Stein ausgehauen. Alle diese Statuen sind mit ihrer damals tragenden Kleidung, mit Gürteln, Bandern und Schildern, theils mit Bärten, theils ohne dieselben abgebildet, und geben dem Gebäude ein recht ehrwürdiges Ansehen. Das ganze Gebäude, das schon über 600 Jahre alt ist, wird für Messfremde gebraucht.

Das grosse Koffeehaus auf der breiten Strasse ist wohl das grösste Privathaus in Braunschweig. Ueberhaupt trifft man, die alten gothischen abgerechnet, viele schöne und geschmackvolle Gebäude hier an. Die Zahl der sammtlichen Häuser belauft sich über

3000. Die Stadt ist in sechs Districte, nämlich: in den Augustthor-, Steinthor-, Fallersleberthor-, Pettrithor-, Hohethor- und Wilhelmsthordistrict eingetheilt, und hat über 100 zum Theil recht schöne lange und breite Gassen.

Der Bezirk der Stadt wird durch die vortrefflichen Gärten, welche aufserhalb des Orts liegen, und worinnen die geschmackvollsten Lusthäuser mit vergoldeten Fensterrahmen sind, nicht allein um ein Merkliches erweitert, sondern diese Gärten fallen auch herrlich ins Auge.

Unter andern Merkwürdigkeiten, wovon Braunschweig voll ist, war mir besonders auch der aus Metall gegossene Löwe, mitten auf dem Burgplatz, merkwürdig. Dieser alte Löwe ist vor Alter ganz grau geworden. Er stehet auf einem etwas erhabenen Postamente, und siehet nach dem Mosthause. Sein Rachen ist aufgesperrt, und sein niedergeschlagener Schwanz hat am Ende wieder eine kleine Krümmung. In der Brust befindet sich eine kleine Thür. Dieser Löwe soll im Jahr 1166 errichtet worden seyn; das Postament aber liess der Herzog Friedrich Ulrich 1616 dazu verfertigen.

Die Bewohner Braunschweigs fand ich sehr gefällig und höflich, auch liebevoll in ihrem Betragen. Feinheit, Nettigkeit und Reinlichkeit scheint im Aeußern, und Menschenliebe und Religiosität das Hauptgemahle in ihrem Character zu seyn.

Von einem unermesslichen Werth ist endlich in Braunschweig das herzogliche Naturalienkabinet. Man

trifft da unglaubliche Schätze in solcher Menge an, daß man selbst nicht weiß, wo man zu besehen anfangen soll; unter andern Edelsteine, Emaillé, Jaspisse, Achate, Elfenbein, Onyx u. s. w.

Das Allermerkwürdigste im Braunschweigischen Naturalienkabinet ist ohne Zweifel das sogenannte Mantuanische Fafs. Es ist ein unschatzbares altes heidnisches Opfergefäß, und bestehet aus einem einzigen Onyx von den schönsten Farben; es hat sechs Zoll Höhe und dritthalb Zoll im Durchschnitt. Rechnet man aber den goldnen Deckel und Fuß dazu, so ist es sechs und dreyviertel Zoll hoch. Der Handgriff, die gebogene Röhre zum Ausgießen, der Deckel, der Fuß und die zwey Ringe oder Bänder sind von Gold. Durch die erstgedachten zwey Bänder, welche um das Gefäß gelegt sind, um den Handgriff und die Röhre daran zu befestigen, wird es in drey verschiedene Abtheilungen getheilt. Die mittelte ist die größte und merkwürdigste, und enthält zwölf erhaben geschnittene menschliche Figuren, welche man wieder in drey verschiedene Vorstellungen des Künstlers theilen kann.

In der ersten siehet man einen Priapus, oder Gott der Garten, der vor einem Landhause auf einem Fußgestelle steht. Bey dem Priapus ist ein Kind mit einem Korbe voller Früchte vorgestellt, welches nebst zwey Frauenspersonen aus dem Landhause heraustritt, um das Fest der Ceres und des Bacchus im freyen Felde zu feyern. Die erste Frauensperson ist bekleidet, hat einen Schleyer auf dem Kopfe und

trage

trägt in jeder Hand eine brennende Fackel. Hinter derselben sieht man eine andere, mit entblößter Brust, Schulter und Füßen, welche in der linken Hand einen Mohnkopf hält.

Eine Weinrebe theilt die erste Vorstellung von der folgenden zweyten, auf welcher man etwas von dem Vordertheil eines Tempels sieht, der aber größtentheils von dem Wagen der Ceres und den dabey befindlichen Figuren bedeckt wird. Die Ceres, welche in der rechten Hand eine Kornähre hält, wird auf einem Wagen vorgestellt, der von einem Paar geflügelter Schlangen oder Drachen gezogen wird. Ihr zur Seite ist Triptolem, der von ihr den Ackerbau erlernt und den Gebrauch des Pflugs erfunden haben soll, mit den Zügeln in der Hand. Die durch die Ceres fruchtbar gemachte Erde ist unten vor dem Drachen durch eine halb nackende Frauensperson vorgestellt, welche halb sitzend und halb liegend den linken Arm auf einen Fruchtkorb stützt, aus welchem eine Weintraube herabhängt. Eine fliegende Figur, die das Sinnbild des erquickenden Einflusses des Himmels ist, ohne welchen die Erde unfruchtbar bleibt, fliegt vor diesen beyden wohlthatigen Gottheiten her. Sie ist mit einem Gewand bekleidet, davon sie einen Theil in den Händen hält.

Ueber der dritten Vorstellung hängt ein aufgezoGENER Vorhang, oder eine Decke. Darunter sieht man zuerst eine Priesterin der Ceres, die mit der rechten Hand ein Schwein an den Hinterfüßen in die Höhe hält, um solches der Göttin zu opfern, und in der

linken einen Mohnkopf hat; die Fruchtbarkeit der Erde durch die vielen darinn enthaltenen Saamenkörner anzuzeigen. Auf diese folgt eine Priesterin des Bacchus, welche mit der rechten Hand einen Bock bey den Hörnern, und in der linken eine Schüssel mit Früchten hält.

Nach diesen zwey Priesterinnen sieht man eine Frau sitzen, die auf ihrem Schooße einen Korb mit Früchten, und in der rechten Hand eine Kornähre hält. Ihr zur Seite steht eine Mannsperson, welche einen Korb mit Früchten auf dem Kopfe trägt. In der untern Abtheilung des Gefäßes sind lauter solche Sachen vorgestellt, deren Gebrauch bey den Festen der Ceres und des Bacchus gewöhnlich war. Erstlich siehet man zusammengebundene Pfeifen, die bey den Bacchusfesten gebraucht wurden. Dabey steht ein Korb mit Früchten und zwey kreuzweis liegende und mit Bändern gezierte Fackeln. Sodann folgt ein anderer Korb, dessen oberer Theil aber von der goldenen Röhre bedeckt wird, die zum Ausgießen an das Gefäß gemacht ist. Unten bey diesem Korbe liegt eine Opferschaale, und nicht weit davon sieht man wieder solche zusammengebundene Pfeifen. In einer kleinen Entfernung liegt die Flöte des Pan, welche aus sieben zusammengebundenen Röhren besteht. Darüber ist eine Maske, welche vielleicht den Kopf eines Bacchanten vorstellt. Unter der Flöte liegt ein Opfergefäß, und dann ein Sack mit Früchten und ein Korb, aus welchem eine Schlange kommt.

Die obere Abtheilung des Gefasses ist mit Laubwerk, Blumen, Früchten, Aehren und Ochsenköpfen ausgezieret. Und man siehet aus diesem allen, daß der Künstler ein Landfest vorstellen wollte, welches im freyen Felde, nicht weit von einem Tempel der Ceres, und dem Bacchus zu Ehren gefeyert worden ist.

Zeit und Ort, wenn dieses schätzbare Gefäß verfertigt worden ist, lassen sich nicht bestimmen. Aber aus der vortrefflichen Arbeit siehet man, daß es ein großer griechischer Künstler gemacht haben müsse. Ziehet man dabey die Härte des Steins in Erwägung, so muß man noch mehr über dieses Meisterstück der Kunst erstaunen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß der Künstler einen grossen Theil seiner Lebenszeit zu der Verfertigung desselben hat anwenden müssen. Der Grund des Steins, woraus dieses Gefäß gemacht ist, ist dunkelbraun; die darauf erhaben geschnittenen Figuren aber sind größtentheils ganz weiß, oder, besonders die Gewänder, gelbbraunlich. Es ist noch ganz unbeschädigt, und bey der Plünderung der Stadt Mantua im Jahr 1630 von einem gemeinen Soldaten erbeutet worden. Dieser überliefs es dem Herzoge Franz Albrecht zu Sachsenlauenburg, welcher, bey der Eroberung der Stadt, einen Theil der kaiserlichen Armee commandirte, für hundert Dukaten. Dieser Herzog vermachte es in seinem Testamente seiner Gemahlin Christina Margaretha aus dem Hause Mecklenburg, welche es hernach ihrer Schwester der Herzogin Sophia Elisabeth, dritten Ge-

mahlin des Herzogs August zu Braunschweig, in ihrem letzten Willen zueignete, und es darauf ihrem Sohne, dem Herzoge Ferdinand Albrecht zu Bevern, wieder vermachte. Es ist dieses kostbare Gefäß von einigen Juwelieren auf 60000, von andern auf 90000 Thaler geschätzt worden.

Ehe ich Braunschweig verlies, gieng ich erst nach dem, eine kleine halbe Stunde von der Stadt entlegenen Dorfe Riddagshausen, um die hiesige evangelische Klosterabtey mit ihren ehrwürdigen Gebäuden zu sehen. Das Kloster liegt gleich vor dem Dorfe, und ist ein ziemlich grosses Gebäude, mit einer grossen hellen und schönen Kirche, in welcher mancherley merkwürdige Monumente sind. Die Bibliothek des Klosters befindet sich in einem schönen grossen Saale und bestehet aus etlichen tausend Werken, die zum Theil beträchtlich sind; auch ein Codex manuscriptus membranaceus, welcher die evangelischen Historien und apostolischen Briefe in sich halt, und ein Plenarium heisst, ist da. Der Convent bestehet aus einem Abte und acht bis zwölf Conventualen oder Candidaten. Sie halten ihre Uebungen sowohl in allen Theilen der Theologie, als auch im Predigen. Wenn sie eine Zeitlang hier gewesen sind, bekommen sie gute Pfarreyen im Lande, oder auch wohl am Hofe. Sie gehen in schwarzen Kleidern, haben aber ganz schmale Kragen um, und sind den Abbés in Frankreich nicht unähnlich. Die ganze Gegend hat sehr viel Mildes und Sanftes für den Freund der Natur und der Dichtkunst, und man findet nicht leicht

so

so viel romantische Schönheiten in einem so kleinen Bezirke beysammen als hier. Wie manchen Gedanken mag der berühmte Zacharia hier gesammelt haben, da er, in süßer Melancholie, diese Fluren durchirrte, die ihn verwirren sollten.

Den 29sten May reiste ich von Braunschweig nach Celle. Von hier bis Mohof war fast lauter Haide und Moor, und eben so ist der Weg auch von hier bis Celle. Sandige Wege, ziemlich einfache Ausichten, schlechte Wirthshäuser und theure Bezahlung, waren mir auf diesem Wege das Merkwürdigste.

Die Stadt Celle liegt an der Aller, in einer sandigen Gegend und ist eine mittelmässig grose, ziemlich schöne Stadt, mit Gräben und Wällen umgeben. Sie hat drey Vorstädte, die Neustadt, Hedem und Blumenlade. Die Einwohner fand ich sehr höflich und gefällig. Wo ich nur zu recht gewiesen seyn wollte, eilten oft Mehrere herzu, mich anzuweisen. Dieselbe Gefälligkeit und Höflichkeit fand ich auch unter den Vornehmen.

Vorzüglich gefielen mir die in der hiesigen Neustadt angelegten Gärten, die nicht nur vielen Geschmack verriethen, sondern zum Theil auch prächtige Häuser hatten. Destomehr wunderte ich mich, dass dieser schöne Theil der Stadt ungepflastert war. Der Sand war unausstehlich, und wurde mir von einem heftigen Winde, der gerade damals wehete, so in die Augen gejagt, dass ich sie kaum mehr offen halten konnte. Vermuthlich ist dieser Unbequemlichkeit jetzt abgeholfen.

Das

Das hier befindliche Zuchthaus hält man eher für ein Schloß, als für ein Besserungshaus. Es ist ganz massiv und nach der Symmetrie erbauet, hat schöne hohe Fenster, und helle Stuben; blos die eisernen Stäbe vor den Fenstern zeigen es an, daß hier nicht so frey zu wohnen sey, als in andern Häusern. Ein Thorweg, über welchem ein Thurm stehet, führt in dasselbe und auch in die Kirche. Es ist auf Kosten der Landschaft von 1712 bis 1731 erbauet worden, und soll 180000 Thaler gekostet haben. Man versicherte mich, es kämen durch dieses Haus jährlich an die 14000 Thaler in Umlauf.

Das Schloß liegt ein wenig erhöht und ist ziemlich alt. Die Brücke über den Graben hat einen bedeckten Gang, und um das Schloß ist ein guter Wall. Weit mehr gefiel mir die Stadtkirche, ein sauberes und schönes Gebäude. Das Gewölbe über dem Chor, wo der Altar ist, hat schöne Gips- und Stukkaturarbeit, und soll an die 20000 Thaler gekostet haben. Unter den vielen Gemälden befanden sich viele mit biblischen Historien.

Die Reformirte Kirche in der Neustadt, sah mehr einem Wohnhause, als einer Kirche, ähnlich. Die Katholische und die Garnisonkirche konnte ich wegen Mangel der Zeit nicht besuchen. Celle besitzt auch ein Oberappellationsgericht, ein Hofgericht und eine Grosvogtey.

Von hier nahm ich einen Umweg und reiste über Ferden und Bremen nach Hamburg. Sonderbar kam mir es damals vor, daß die Gartenhäuser in
der

der Vorstadt von Celle, die nach Ferden führt, alle Ziegelroth angestrichen waren; dem, der nicht an diesen Anblick gewöhnt ist, muß es auffallen. Der Wasserfall, den hier die Aller bey der Mühle macht, gefiel mir eben so sehr, als das mit grossen Bäumen besetzte Ufer dieses Flusses, und die im tiefsten Sande angelegten fruchtbaren Felder. Die Gegend nach Ferden ist eine völlige Fläche, die zwar kleine Hügel oder sumpfige Vertiefungen hat, die aber gegen das Ganze in keinen Betracht kommen. Diese Ebene besteht aus so tiefem Sand, daß der Wagen oft einen Fuß darinnen mahlen mußte. Eine halbe Stunde vor der Stadt fand ich einige fremde versteinerte Körper, welche Abdrücke von Schaalthieren waren, und die sich in Feuersteinen befanden, welche Steinart, ausser dem Quarz, Kiesel und Granit, die einzige ist, die ich hier bemerkte. Bey weniger Mühe, die ich anwandte, fand ich einen Echyno Korytes, der aber nicht recht deutlich mehr war, und ich zweifle nicht, ich würde hier noch mehrere Versteinerungen gefunden haben, wenn mich der Sandstaub nicht genöthiget hätte, wieder auf den Wagen zu steigen.

Traurig ist indessen die ganze Gegend von Celle bis Ferden für den Reisenden, der aus den schönen angebauten oberfächsischen Gegenden kommt. Himmel, Haide, und hie und da von Ferne ein Nadelholz oder ein schlechtes Dorf, das sind die Gegenstände, die sich dem Auge darbieten. Daß jedoch diese unangebauten Gegenden, in altern Zeiten starker bewohnt

wohnt gewesen sind, davon, dünkt mich, geben die hin und wieder noch vorhandenen großen Steinhäufen, oder sogenannten Heidengräber, Beweis genug, bey welchen man es kaum begreifen kann, wie Menschenhände dergleichen ungeheure Steine auf einander zu legen vermögend gewesen sind.

So mager, traurig und öde aber auch diese Gegend ist, so wenig sind die Bewohner derselben unglücklich; auch an ihnen hat sich die Güte des Allvaters verherrlicht, und bey ihnen trifft es recht sichtbar ein, daß Gott das, was er der einen Landschaft an Nahrungsmitteln scheint fehlen zu lassen, ihr auf eine andere Art reichlich zu ersetzen weiß. Dieß ist wirklich hier der Fall mit der dem Anschein nach unnützen Haide. Sie befördert die Bienen- und Schaafzucht ganz vorzüglich. Ein alter erfahrener Bienenwärter sagte mit damals in einem Dorfe, dessen Namen ich nicht mehr weiß: „Mit unsrer Schaaf- und Bienenzucht ersetzen wir uns den Abgang an Korn und Früchten. Jeder Besitzer eines Hofes hat seine angewiesene Bienenstelle, und unsre Landesverordnungen bestimmen es, wie weit die Bienenzaune von einander entfernt bleiben müssen, damit die Bienen verschiedener Besitzer einander in der Flucht nicht hindern. Die allermeisten Bienenstellen sind eine gute Strecke von den Dörfern entfernt; blos unsre Prediger und unsre Küster, oder Schulmeister, haben die Freyheit, ihre Bienenstelle ganz nahe am Dorfe, oder selbst auf ihrem Hofe zu halten.“

„Wird

Wird eine Bienenstelle vermierhet, so pflegt sie jährlich mit einem Thaler bezahlt zu werden. Von nicht freyen Landgütern, wird unter dem sogenannten Fleisch- oder Schmalzehnten auch der Bienenzehnten abgetragen, der mit einem festgesetzten Gelde, welches gemeiniglich ein Thaler, bisweilen auch weniger ist, bezahlt wird. Wenn nun Jemand eine Bienenzucht hält, so trachtet er darnach, daß er ein völliges Lag, das heist, eine so große Anzahl Bienenstöcke bekommt, als von einer Person abgewartet werden können. Jede Leibbiene, das ist, ein gut beschaffener Bienenstock, der im Herbst nicht aufgebrochen wird, sondern den Winter stehen bleibt, damit er im folgenden Frühjahre schwärmt, ist an Gelde immer auf einen Thaler sechs bis zwölf Groschen zu rechnen, und eine gut und völlig besetzte Bienenstelle kann daher bey uns immer, als ein kleines Kapital angesehen werden. Einige weitläuftige, sonderlich etwas entlegene Vollhöfe unterhalten wohl zwey, drey bis vier völlige Lagbienen, und obgleich auf ein jedes Lag ein eigener, dieses Gewerbes kundiger, Mensch gehalten werden muß, so bringt die Ausbeute des Honigs und die Menge des Wachses die Kosten doch hinlänglich heraus; und ist uns Haidebewohnern das Wetter nur einigermaßen günstig, so werden von uns jährlich viele hundert, ja tausend Tonnen Honig gesammelt und verkauft. Jede Tonne enthält drey hundert Pfund, und mancher Hausvater hat jährlich, nach Abzug aller Kosten, bey zwey bis drey

drey hundert Thaler reinen Gewinn von seiner Bienenzucht.“

„Aber dieses ist noch nicht der ganze Vortheil unserer Haide, fuhr er fort. Wir haben auch eine unermessliche Menge Schaaf, die wir auf derselben weiden, und so lange sie nicht mit Eis bedeckt ist, fast ohne alle Fütterung erhalten. In manchem Bauernhofe werden hundert Stücke gehalten, wovon ausser der höchst nöthigen Düngung des Ackers, dem Eigenthümer eine gute Menge Wolle durch deren zweymalige Schur im Jahre zuwächst, welche er ebenfalls verkauft, und die große Menge Hammel, die ausserdem noch abgesetzt wird, trägt ihm noch besonders viel ein, zumal wenn es trockne Sommer giebt, weil sie da in den Mooren recht fett werden. Eben dieses gilt auch von unserm Hornvieh.“

„Dieser Abnutz der Haide ersetzt uns nicht allein den Abgang der Kornfrüchte sehr reichlich, weil wir von unserm Honig, Wachs, Wolle, Schaafen und Ochsen viel Geld gewinnen, sondern es wird durch alle solche in fremde Länder von den Kaufleuten jährlich versendete Haidewaaren, sowohl ein großes Geld ins Land gezogen, als auch die Zolleinnahme sehr vermehrt.“

„Uebrigens brauchen wir die Haide auch zum Dünger und zum Decken unsrer Dächer; wir wohnen darunter wohlfeil und warm, und wenn wir kein
Unglück

Unglück mit Feuer haben, so liegt ein solches Dach weit länger als ein Strohdach, weil der Wind nicht so darinnen wüthen kann.“ *)

Diese Belehrung war mir damals sehr willkommen; denn nie hatte ich Haide und Moor gesehen, und noch weniger den Nutzen, der aus dieser schlechten und von Vielen so wenig geachteten Haide, den Einwohnern in den Celisch-Lüneburgischen Landen erwachset, so gekannt. Mit ganz andern Augen betrachtete ich hernach die übrigen Haidegegenden, die ich noch auf der Reise nach Hamburg antraf. Ich verließ diesen Ort und dankte diesem Manne nach hiesiger Landesart, mit einem herzhaften Händedrucke für seine Belehrung.

Nicht

*) Da es vielleicht auch manchen Lesern gehet, wie es mir damals gieng, daß sie nicht wissen, was Haide und Moor eigentlich ist, so will ich es hier erklären. Haide heißt ein dürres trocknes bewachsenes Sandland. Man trifft kleines Gesträuche, einzelne Bäume und Gebüsche an, die man nicht selten, als eine Schutzwehr gegen die Ueberschwemmungen des Fluglandes gepflanzt hat. Moor aber, heißt dasjenige fette und zugleich sumpfigte Erdreich, welches aus holzichten Theilen bestehet, die mit Fasern durchwachsen sind, welche, durch die Verwesung in schweflichte und Harztheile verwandelt, den Erdtheilen nicht nur eine Verbindung gewähren, sondern selbigen auch, wenn sie am Winde getrocknet werden, eine Brennbarkeit mittheilen.

Nicht weit von Rethem an der Aller, einem Flecken und landesherrlichen Amte mit zehn adlichen Höfen, traf ich einen Menschen an, der sich so müde gegangen hatte, daß er kaum mehr fort konnte. Er bat den Postillion flehentlich, ihm doch bis Ferden mitzunehmen; denn er wollte gerne nach Bremen und wüßte keinen Weg. „Wenn du Geld hast, war die Antwort, und der Herr auf dem Wagen es erlaubt und mich nicht verrathen will, so kannst du mitkommen.“ „Ich habe kein Geld,“ war seine Antwort! „Nun so bleibst du, wo du bist,“ und mit diesen Worten jagte er fort. Da mich der Mensch dauerte, so ließ ich den Postillion stille halten und bezahlte ihm für den Ermüdeten, daß er mit fortfahren konnte.

Es waren bloß vier gute Groschen, die ich geben mußte, und nie habe ich mehr gelacht als über die Geschichte dieses Menschen. Kaum hatte ich ihn auf dem Wagen, so fragte ich ihn auch, wer er wäre, und was er für ein Geschäft hätte. „Ich heiße Johann Michael, und bin nichts als ein entlaufener Bedienter. Mein Vater ist fünf Stunden von hier ein armer Schulmeister und hat acht Kinder. Da ich mein siebenzehntes Jahr erreicht, worauf mein Vater schon lange mit Schmerzen gewartet hatte, damit er mich von seinem Tische an einen andern bringen könnte, wo ich meinen täglichen Unterhalt, ohne sein Sorgen, fände, so führte er mich bei einem vornehmen Herrn nach Celle als Bedienter.“

„Da sich in meines Vaters Hause ein jeder das nöthige Gerathe leicht selbst herbey schaffen konnte, so

so war ich im Aufwarten ganz unerfahren, und ich fieng meinen Dienst als ein ungehobelter Junge an. Ich behalf mich auch im Anfange ohne alle Kunst. Nachdem mich meine Herrschaft aus den Händen meines Vaters empfangen und mir des vorigen Laquaien seine Montur übergeben hatte, mit angefügter Ermahnung, dieselbe wohl in Acht zu nehmen und sie, ohne ausdrückliches Geheiß, niemals anzulegen, und mich treu und redlich in meinem Dienste zu beweisen, so wies man mich in den Holzstall, um einen vorrathigen Haufen Holz zum Verbrennen klein zu schlagen. Dieses blieb in den folgenden Tagen mein gesetztes Stück Arbeit, außer daß ich nebenher nach Hühnern und Tauben sehen und in die Küche das erforderliche Wasser schaffen mußte.“

„Nach ohngefahr acht Wochen, die ich in meinem Dienste zurückgelegt hatte, glaubte meine Herrschaft, nicht mehr ohne Bedienten bey Tische fertig werden zu können. Es war der Geburtstag meines Herrn, und seine Gemahlin hatte die nächsten Verwandten zum Essen dazu eingeladen. Ich erhielt den Befehl, meine Montur anzuziehen. Der Rock reichte mir gerade bis an den Absatz meines Schuhs, und wäre mir seine Weite nicht besonders zu Statten gekommen, so würde zu besorgen gewesen seyn, daß ich keinen Schritt aus der Stelle hatte vornehmen können. Und weil die Aermel auch nach Proportion eingerichtet waren, so nahmen meine Hände einen so geringen Raum von denselben ein, daß ich sie erst

lange suchen mußte, wenn ich etwas angreifen wollte.“

„Mein Vorgänger war ein ziemlich großer vier-schrötiger Kerl gewesen; man hatte mir aber mit gutem Vorbedacht den Rock nicht ändern lassen, um bey meinem wahrscheinlichen Anwachs die Schneiderkosten zu ersparen. Nachdem nun die angekommenen Gäste Platz genommen hatten, so sollte meine erste Beschäftigung diese seyn, einige Dutzend Teller zu wärmen. Den Tisch selbst hatte man ohne meine Handreichung mit feinen Gerichten besetzt, vermuthlich weil man glaubte, es wäre zu viel gewagt, mir das ganze Gastgebot in die Hände zu geben.“

„Der Aufzug, in welchem ich zum Erstenmal erschien, und die Gesellschaft zum Schmauszen aufgeputzter Leute, hatten mich blöde gemacht, und die Mienen der Hausfrau verkündigten mir auch, nicht viele Geduldfragen leiden zu können. Ich unterstund mich also nicht, sie um die Erläuterung anzusprechen, wie ihr Befehl gemeynet sey, und überliefs mich demnach bey der Aufgabe meinen eignen Anschlägen. Ich drängte mich hinter die Thüre, öffnete meinen Rock, legte meine Teller an den Leib, und schlug um sie meinen geräumigen Rock mit aller Sorgfalt, von welchem ich nun den Nutzen entdeckt zu haben glaubte.“

„Nach einer kleinen Weile befahl man mir die Teller herzureichen. Kaum bekam meine Hausfrau selbige in die Hände, so hiefs sie mich einen Schöps, und frug mich, ob ich Wärme an den Tellern merken könn-

könnte. Sie befahl mir selbige von neuem zu wärmen. Weil ich glaubte, man habe die ganze Handlung mehr aus Zärtlichkeit gegen den glänzenden Hausrath, und nicht um das Essen warm zu erhalten, angeordnet; — denn in meines Vaters Hause war man nur darauf bedacht, wie man das heiße Essen kalt bekommen möchte — so schlüpfte ich wieder in meine vorige Zuflucht, nahm darauf zwey Teller, steckte selbige in die Beinkleider, einen andern legte ich vor den Leib, mit zweyen füllte ich auf beyden Seiten meinen Busen und den noch übrigen führte ich mit beyden Händen zum Munde, und suchte demselben durch mein Anhauchen so wohl zu thun, wie mir nur möglich war. Nun hieß es abermals, ich sollte die Teller abliefern.“

„Indem ich nun geschäftig war, meine Teller wieder zusammen zu bringen, so entdeckten mich einige aus der Gesellschaft, welche nicht unterlassen konnten, den Anblick der gepanzerten Schildkröte der ganzen Versammlung anzuzeigen. Das darüber entstehende große Gelächter beschloß sich endlich, so viel ich erfahren habe, damit, daß man mich, nach einigen beygebrachten Stößen und abwechselnden Schimpfworten, als einen dummen Menschen zur Thür hinauswarf. Ich konnte mein Schicksal sehr leicht verschmerzen, weil es für mich den Vortheil mit sich brachte, daß ich des beschwerlichen Aufwartens sollte überhoben seyn, das mir in kurzer Zeit mehr Schweiß ausgepreßt hatte, als wenn ich den ganzen Tag die Holzaxt geführt hätte.“

„Allein nach einer kleinen Viertelstunde, wie ich kaum anfing erst recht Othem zu hohlen, brachte mir, ich weiß nicht was für ein Unglücksbote, die Post, ich sollte mich wieder in dem Speisezimmer finden. Mit Zittern setzte ich mich in Bewegung, und die Erde schien gleichsam unter meinen Füßen zu fliehen, so langsam ich sie auch fortsetzte, um mich wieder nach dem Zimmer zu bringen. Ich trat in dasselbe mit niedergeschlagenen Augen und einem ganz blutrothen Gesichte. Mein Anblick brachte die Gesellschaft zu einem lauten Gelächter, welche zugleich nicht unterliefs, ihren Witz in allerhand Anmerkungen über meine Person zu üben. Vornämlich sparte die Hausfrau nichts, ihr Recht an mir geltend zu machen.“

„Nachdem man sich müde genug über mich gelacht hatte, so wollte man mich wieder an die Arbeit bringen. Die Hausdame liefs es sich recht angelegen seyn; deswegen sprach sie, wider ihre Gewohnheit, viel Hochdeutsch und zuweilen ein Wort Französisch. Auf beyde Sprachen hatte ich noch einen Dollmetscher nöthig.“

„Ihr erster Befehl war, ich sollte die Sauciere herbringen. Ich gieng geschwind zur Stube hinaus; aber was ich zu thun hatte, war mir unbekannt, und um darnach bey meiner Frau anzufragen, befürchtete ich von Neuem den Vorwurf, ein grober unwissender Flegel zu heissen. Ich verstand also unter dem Wort Sauciere nach meiner platten Sprache die Socffe oder Senfe. Diese hohlte ich herbey. Aus
Bey-

Beyfuge aber, ich möchte mich doch geirrt haben, setzte ich selbige erst vor dem Zimmer nieder, und trat blos in das Zimmer, um weitem Befehl zu erhalten. Meine Hausdame sahe mich nicht so bald leer wieder kommen, so sprach sie zu mir: „Du dummer Schöps! wo hast du denn, was ich dir befohlen habe?“ Ich antwortete: sie stehet vor der Thür! — „Herein sollst du mir solche bringen.“ Nun kam ich mit meiner Sense angetreten.“

„Allein meine Ankunft machte eine solche Bewegung in dem Zimmer, als wenn man den Tod zu Gesichte bekäme. Es wurde auf einmal ein Aufstand. Und weil man mich vorher für wahnsinnig gehalten hatte, so mochten Einige im Ernst auf die Gedanken kommen, daß ich wirklich wahnsinnig sey, und auf Rache ausgieng. Die Unruhe gieng inzwischen bald vorüber, wie man den Feind recht in Augenschein genommen hatte, der seine Sense so friedfertig wie einen Oelzweig vor sich hertrug. Die Gäste nahmen Gelegenheit, sich abermals recht herzlich über mich etwas zu Gute zu thun, und man befahl mir, mich als ein unerträglich dummes Vieh aus dem Zimmer wegzupacken, und meine Sense wieder bey Seite zu setzen.“

„Bis jetzt waren meine Auftritte Lustspiele für die Gäste. Allein der folgende Tag lieferte ein Trauerspiel. Der meiste Theil der Gesellschaft sollte abgeredetermaßen den andern Tag wieder erscheinen. Man setzte sich an dem Tage gleichfalls wieder zu Tische. Ich hatte meinen Stand neben der Tafel. Die

ganze Gesellschaft sah so begierig auf mich, wie auf einen Taschenspieler. Nachdem man den Anfang mit der Mahlzeit gemacht hatte, und ich nun mit meinem Aufwarten abermals an die Reihe sollte, so hielt man es nicht für rathsam, meinen Verstand zu überhäufen.“

„Ich sollte demnach von Neuem für warme Teller sorgen; man wies mir aber ein Kohlenbecken an, und gab mir zugleich einen Stofs Teller in die Hand mit dem Bedeuten, selbige auf das Becken zu setzen. Ich, der nun begriff, daß ein gewisser Grad von Hitze bey den Tellern erfordert würde, dergleichen ich durch die natürliche Wärme nicht hervorzubringen vermögend sey, setzte die Teller befohlnermassen auf das Feuer, und stellte mich, um der Sache ein Genüge zu thun, hinter das Kohlenbecken, blies durch ein Loch, welches ich in der Absicht an demselben wahrzunehmen glaubte, dergestalt in die Kohlen, daß in kurzer Zeit, noch ehe die obersten Teller sonderlich erwärmet waren, drey der untersten in das Feuer schmolzen.“

„Der Geruch entdeckte der Gesellschaft bald, was geschehen war. Die Hausdame sprang wie ein Frosch auf mich zu, warf mit der einen Hand die Teller von dem Feuer, mit der andern aber reichte sie mir eine Ohrfeige, die ein solches Singen in meinen Ohren verursachte, daß ich von allen den Schmahreden, die man gegen mich hervorbrachte, so heftig sie auch ausgestossen wurden, nichts vernahm. Jetzt schien es, als wenn man es darauf angelegt hätte, mich klug zu machen. Man ließ mich demnach im
Zim-

Zimmer; das Hausmädchen wurde bey die Teller gestellt, und meine Zuchtmeisterin setzte sich, des Aerger's ohngeachtet, wieder an den Tisch. Sie aber, so wenig als mein Herr, unterliessen nicht, mir durch allerhand Wendungen meinen Fehler in beständigem Gedächtniß zu erhalten, auch bey jedem Tritt und Schritt beißende Anmerkungen vorzubringen. Endlich nahete der Zeitpunkt heran, der mein Unglück vollkommen machen sollte.“

„Bey den Kohlen wollte man mich nicht wieder haben; denn man hatte gelernt, daß ein unwissender Bedienter dabey Schaden thun könnte. Es wurde mir daher eine volle Schüssel zu nehmen befohlen, und solche nach einer Dame, die an der andern Seite des Tisches ihren Platz hatte, zu tragen. Weil man mich oft für dumm und grob gehalten hatte, so wendete ich nun alle meine Erfindung an, um die Schüssel zierlich anzugreifen. Ich setzte sie demnach auf die flache Hand, und trug sie mit ausgestrecktem Arm, nicht ohne meine größte Unbequemlichkeit, um den Tisch, nach dem Ort ihrer Bestimmung. Meine Hände waren durch die schwere Arbeit ziemlich hart geworden, und dennoch brannte mich die Schüssel heftig. Ich sammelte aber alle meine Fassung, und sahe mit großer Aufmerksamkeit unablässig auf die Schüssel, um ein neues Unglück zu verhüten, wobey ich in Gedanken ohne Zweifel allerhand Verdrehungen im Gesichte vornehmen mochte, die freylich wohl nicht sehr natürlich ausfahen.“

„Man legte mir diese aber, nebst meinem wunderlichen Gange, unbilliger Weise, als ein Zeichen meines bösen Herzens aus, und beunruhigte dadurch meinen Kopf nicht wenig, in welchem es ohnedies schon vor Angst und Furcht unruhig genug hergieng. Nun freuete ich mich bereits, meiner beschwerlichen Bürde bald los zu werden, als eine Dame, der ich im Rücken war, unvermüthet mit ihrem Stuhl zur Seite wich, um ihr neues Kleid gegen meine Ungeschicklichkeit in Sicherheit zu setzen. Dieses lief aber für uns Beyde so unglücklich ab, daß ihr meine ganze Schüssel mit Fleisch und Brühe, vom Kopf bis zum Füßen, über Kleid und Anzug herunter fiel.“

„Man wird sich leicht vorstellen, daß diese Salbung ohne alle Freude vollbracht wurde. Die Unglückliche fieng laut an zu schreyen, und dieß war für die ganze Gesellschaft die Posaune zum Angriff. Das ganze Heer von Frauenzimmern, an deren Spitze meine Hausfrau war, stand gegen mich auf und flügelten mit ihren Händen nicht anders um mich her, als wie es ein Haufen Gänse macht, wenn sie einem schwachen und ohnmächtigen Hunde den Krieg ankündigen.“

„In einem Augenblicke durchstrich ich alle Ecken des Zimmers; denn ich konnte jetzt lediglich mein Vertrauen blos auf meine Geschwindigkeit setzen. Dadurch entgieng ich auch einem Theil der Streiche, welche mir widrigenfalls das Garaus würden gemacht haben. Was man sprach, habe ich in meiner Verzweiflung nicht bemerkt.“

„End-

„Endlich ergriff man meinen Rock, um mich besser in die Richte zu bekommen. Hier habe ich Ursache, dem Himmel zu danken, daß mein Kleid so weit war. Kaum hatte man mich bey demselben angefaßt, so zog ich mich auch im Huy völlig aus demselben heraus, und da es mir glückte, meine Person zu retten, so trug ich kein Bedenken, der Siegerin meinen Rock als Beute zu überlassen. Die Thür war mir eben gelegen; ich wischte daher mit möglichster Geschwindigkeit durch dieselbe, und lief in aller Eile aus dem Hause.“

„Meine Flucht führte mich in meinen Geburtsort zu meinem Vater. Aber kaum war ich bey den Meinigen angelangt, so folgte mir auch schon ein Bote nach, der meinen Vater nach der Stadt lud, um für den Schaden zu haften, welchen ich meiner Herrschaft verursacht hatte. Zugleich wurde ich aber auch mit Arrest bedrohet.“

„Diese Stimme war wie von einem Keuzlein, das mir auch an diesem Orte Unglück verkündigte; ich verließ daher meine väterliche Wohnung, hielt mich mehrere Monate heimlich bey Verwandten auf, und bin nun eben deswegen hier auf der Landstrasse, um mein Brod irgend auf eine andere Art zu suchen; denn lieber wollte ich sterben, als wieder einen solchen fatalen Dienst, als Bedienter, antreten. Hätte mich meine Herrschaft statt beissender Verweise vernünftig zurecht gewiesen, mich erst abgerichtet, ehe ich öffentlich aufwarten sollte, mich nicht über jedes Versehen gleich unbarmherzig beschämt, so würde ich
gewiss

gewiß mit der Zeit ein guter Bedienter geworden seyn! Nun will ich sehen, ob ich in Bremen, durch die Schubkarre oder auf eine andere Art meinen Unterhalt finden kann.“

Ich billigte seinen Voratz sehr, und trennte mich nahe vor Ferden, nach vielen andern lächerlichen Unterredungen, von diesem Menschen.

Die Stadt Ferden liegt am Allerflufs, der sich eine kleine Stunde von hier in die Weser ergießt. Beyde Flüsse sind für den Handlungsvertrieb der Stadt sehr wichtig, indem sie die Communication mit Bremen und Celle ungemein befördern und den Waarentransport sehr erleichtern. Die Nähe der Aller, die an einem Theile der Stadt, fast hart an den Mauern, vorbeyst, könnte noch auf eine andere Art sehr vortheilhaft benutzt werden, nämlich zu Manufactur- und Fabrikanstalten, die aber damals von keinem Belang waren, so bequem auch die Lage der Stadt in aller Hinsicht dazu ist.

Die Zahl der Einwohner mochte sich etwa auf 4000 Seelen belaufen, und die Zahl der Häuser, einige sogenannte Buden und Freyhäuser ausgenommen, an die 470. Die Lage dieser Stadt ist so gesund, daß man sich in langen Jahren keiner Epidemie zu erinnern wußte. Die Nahrung der Bürger bestand theils im Ackerbau und in der Viehzucht, theils in einigem Handel. Er war zwar nicht groß und bloßer Provinzialhandel; aber es hatten doch zwölf bis sechzehn Kaufleute und Krämer ihr bequemes Auskommen davon. Die Einwohner waren zwar nicht außerlich glän-

glänzend, aber durch ihre Arbeitsamkeit und wohl-eingerichtete Oekonomie, im Ganzen, doch wohlhabend. Die Stadt selbst ist sehr alt, und hat auch meistens schlecht gebaute Häuser. Sie wird in die Altstadt und Neustadt eingetheilt, und die letztere auch die Süsterstadt genannt. Sie stand ehemals unter des Domkapitels Jurisdiction, und der König von Schweden hielt einen besondern Richter darinnen. Seit 1687 aber ist sie mit der Altstadt vereinigt. Der Dom ist ein grosses altes Gebäude, das viele Gemälde, aber sonst nichts Merkwürdiges hat.

Die Natur des Bodens ist auf beyden Seiten der Stadt ganz verschieden, indem man auf der einen sogenannten Geestland, und auf der jenseits der Aller, ein vorzüglich fettes und tragbares Marschland findet. Die jährlichen Ueberschwemmungen der Aller und besonders der Weser, sollen hier im Kleinen beynahe die wohlthatigen Wirkungen haben, die man vom Nil in Egypten erzählt; denn die Erfahrung hat es bestätigt, daß die Fruchtbarkeit der Marsch ausnehmend dadurch befördert wird. Die Einwohner bringen daher bey einem solchen ausgebreiteten Vortheile den Schaden wenig in Anschlag, der etwa zu Zeiten bey einer ungewöhnlich starken Austretung dieser Flüsse, auf einzelnen Dörfern und an den Marschdeichen verursacht wird.

Der Weg von Ferden nach Achim, wo eine Poststation ist, war nicht sehr angenehm, und das Dorf selbst liegt mitten im tiefen Sande. Schöner und angebaueter wurde das Land von hier bis Bremen, und schon

schon das Dorf Hastede, eine Stunde davon, verkündiget es, daß man einer grossen Stadt nahe sey; alles ist hier schon städtisch eingerichtet. Kurz zuvor, ehe man an die Vorstadt kommt, hört das Hannöversche Gebiet auf.

Die Lage der Stadt Bremen ist sehr angenehm, und wird es vorzüglich durch den Weserfluß. Die Häuser versprechen dem Aeußern nach wenig; aber erstaunen muß man über die innere Reinlichkeit und Meubilirung. Beydes wird fast so weit getrieben, als in Holland. Bey allen Reichthümern aber, die hier zu finden sind, fand ich dennoch fast durchgehends vortreffliche Haushälter, die ihrem Vermögen gemäß lebten, aber auch weit entfernt waren, unnöthigen Aufwand zu machen. Ihre Familienzusammenkünfte und ihre Landhäuser zum Oberneulande, Langenau, Strohm u. s. w. giengen ihnen über alles, und Jung und Alt freuete sich immer auf diese Zusammenkünfte. Gegen mich, als einen Fremden, waren sie sehr gefällig und so zuvorkommend, daß ich manches Auffallende, was nach Reichsstadt schmeckte, darüber vergaß, und wäre ich noch einen Monat länger geblieben, ich glaube der sonderbare Gesellschaftston, der mir anfangs so sehr auffiel, würde auch mir zur Gewohnheit geworden seyn; wenigstens übersieht man einem so gutmüthigen Volke, wie die Bremer damals waren, gerne einige Pedantereyen, die man einem andern nicht zu gut halten würde, weil es Ansprüche auf Lebensart und feines Betragen macht. Unumschränkt fand ich unter andern ihre Ehrfurcht gegen
ihre

ihre Bürgermeister, und selbst die eignen Brüder derselben sprachen nicht anders von ihnen, als mein Herr Bruder, der Herr Burgermeister u. s. w.!

Bremen wird in die Alt- und Neustadt eingetheilt und beyde trennet die Weser von einander. In der Altstadt, deren Strassen meistens enge sind, gefielen mir vorzüglich die zwey mit Linden bepflanzten Plätze, nämlich die Domsheide und der Domshof. Beyde sind, nach dem Stadtwall, schöne Spatziergänge, und zwischen ihnen lieget die königliche churfürstliche Domkirche, ein großes schönes Gebäude und die einzige lutherische Kirche, in welche fast eben so viel, wo nicht noch mehr, Menschen eingepfarret sind, als in die sammtlichen hiesigen reformirten Kirchen; ja ich möchte wohl behaupten, der hiesige Dom ist die größte lutherische Gemeinde in der ganzen Welt; denn nirgends habe ich eine Kirche angetroffen, in welche 25 oder 26000 Seelen eingepfarret gewesen wären. Unter dieser Kirche befindet sich ein Gewölbe, welches man den Bleykeller nennt, vermuthlich deswegen, weil das Bley zum Dach, womit der Dom sonst gedeckt war, hier gegossen wurde. Dieses Gewölbe hat die Eigenschaft, daß es alle todte Körper, die da hineingefetzt werden, härtet, und gegen alle Faulniss und Verwandlung sichert. Zum Beweise dessen findet man Leichen darinnen, die, ohne balsamirt zu seyn, 80, 90, bis 100 Jahre da gestanden, und nur trocken, aber im Geringsten nicht verfaulet sind. Die Ursache soll der Zugwind seyn, der in diesem Keller durch das Fenster
und

und einen, demselben gerade über unter der Kirche befindlichen, Gange entstehet.

Nicht weit vom Dom liegt die reformirte Hauptkirche zu Unserer lieben Frauen; sie hat aber eben so wenig Merkwürdiges als die St. Martini-, Ansgarii- und Stephanskirche.

Das Rathhaus stehet am Markte nicht weit vom Dom, und ist zwar ein altes, aber sehr schön gebautes, steinernes Gebäude, das verschiedene Zimmer und einen grossen Saal hat, auf welchem die Versammlungen der Bürger geschehen. An den Wänden siehet man verschiedene Schildereyen, worunter einige, besonders das Urtheil Salomonis ganz meisterhaft gerathen sind, ingleichen auch einen Schwertfisch und einen jungen Wallfisch, in Bildern. In der untern Etage, wo der Durchgang ist, sahe ich auf der Seite nach dem Dom zu, eine sonderbare Gewohnheit. Ein Mann mit einem blauen Kleid, grosser Perücke und schwarzem Mantel, zu dessen Seite in der Ecke ein schwaches Licht, in einer Laterne brannte, und nach welcher er sehr oft sahe, verkaufte auf Befehl der Obrigkeit ein Haus. Durch eine Menge Thaler, die er in der Hand hatte, und fleissig schüttelte, suchte er die Käufer anzulocken. Jeder, der ein ernsthaftes Gebot that, erhielt einen solchen Thaler. Ich sahe deren wohl zehen austheilen. Nun verlosch die Lampe, und es lief alles davon. Bey näherer Erkundigung sagte mir der Ausrufer in seiner Bremer Nationalsprache: dieses Geld würde auf Kosten desjenigen ausgetheilet, dem das Haus gehörte, und derje-

derjenige, der beym Auslöfchen der Lampe am meiften geboten hätte, bekäme das Haus.

Unter dem Rathhauſe befindet ſich ein ſehr groſſer und wohleingerichteter Keller, der vom Rath aus der gemeinen Stadtcaſſe unterhalten wird. Hier werden nur Rheinweine, ſowohl im Kleinen, als Parthieweiſe, von den jüngſten Sorten und Ein bis Zweyhundert Jahre alt, verkauft. Allein die letztern werden ihres Alters wegen bloß zur Medicin und als eine Seltenheit aufbehalten; der beſte darunter iſt der ſogenannte Roſewein. Er iſt wie ein Oehl und von ſo ſtarkem Geruch, daß ich einige Tropfen, die ich auf mein Schnupftuch goß, noch den andern Tag riechen konnte. Dieſe Sorte Rheinwein wird wohl ſchwerlich eine Stadt in Deutſchland ſo gut aufweiſen können, daher können auch die Kellerbedienten zu den Gewölbern, wo der alte Wein liegt, nicht kommen, ſondern die Schlüſſel bleiben beſtändig in den Händen eines Rathsherrn, von dem man erſt Erlaubniß haben muß, ehe man ein einziges Glas bekommt.

Dieſer Keller geht unter dem ganzen Rathhauſe weg. Unter dem Giebel, der nach dem Markte zu gehet, finden ſich eine Menge groſſer und kleiner Zimmer, zum Dienſt der Fremden, die hieher kommen, um ſich bey einem Glas Wein ein Vergnügen zu machen. In einem jeden kleinen Zimmer iſt unter dem Tiſch ein unſichtbarer Ofen zum Einheizen angebracht. Am Ende dieſer Zellen, befindet ſich eine groſſe Stube, deren Gewölbe ſo gebauet iſt, daß man in den Ecken des Zimmers alles vernehmlich hören kann, was zwey

Personen in der Mitte leise mit einander sprechen. Es können füglich 150 Personen in diesem Keller seyn, ohne dafs es zu enge wird.

Die Weinfässer, die überaus grofs und hübsch gezieret sind, liegen alle in Ordnung da, und formiren, durch den ganzen Keller hin, grofse und breite Gänge, wie in einer Kirche. Die Kellerbedienten bestehen aus einem Kellermeister, einem Buchhalter, einigen Schreibern, einem Küper und verschiedenen Knechten und Jungen.

Ohngefähr zehn Schritte vor dem Rathhause steht an der Marktmauer die von Stein gehauene, über achtzehn Fuß hoch, im Jahr 1512 errichtete Rolandsfaule. Dem Rathhause gerade über steht der Schützung oder das Kaufhaus, auf welchem die Aelterleute und Kaufleute zusammen kommen. Es ist ein ziemlich grofses massives Gebäude, in welchem man unten zwey Modelle von Orlogschiffen, nach allen Theilen und Zubehör, sehr artig gemacht, hängen sieht. Zwey Treppen hoch ist ein grofses Zimmer, in welchem die Kaufleute zusammen kommen, und vorne an der Thür steht ein künstlich geharnischter Mann, welcher allemal, wenn jemand hineingeht, die Arme bewegt, und mit der linken Hand an die Sturmhaube greift. Am Ende des Markts gleich neben dem Rathhause, steht die Börse, ein neues mittelmäfsig grofses, aber gutes, steinernes Gebäude, das schöner als die Hamburger Börse und auch nicht so offen, wie jene, ist; oben sind sehr schöne Zimmer, wo die Concerte gegeben werden.

Sehenswerth ist hier auch das Zeughaus in der Kirche des vormaligen Dominikanerklosters. Man findet da Gewehre, Kanonen, Harnische u. s. w. von der seltensten Art; alles wird in gutem Stande und in der besten Ordnung unterhalten.

Am Ende der Altstadt, wenn man von der Wachtstrasse an die Weserbrücke kommt, befindet sich, gleich beym Anfange der Brücke zur rechten Hand, das grofse Wasserrad, dadurch das Wasser in die Stadt geleitet wird. Dieses Rad soll mehrere tausend Thaler gekostet haben, und bringt allemal 9 Tonnen Wasser in die Höhe, deren jede 125 Stübchen hält und läuft in einer Viertelstunde funfzigmal herum. Oben läuft das Wasser aus der Rinne in einen Behälter, welcher 15 Schuh tief ist und nur 4 bis 5 Ellen in der Vierung hält. Da aber das Wasser durch die Kanäle stets in die Stadt abläuft, so ist er grofs genug. In der hölzernen Welle ist eine eiserne von 900 Pfund, welche auf zwey Kieselsteinen läuft. Ueber das Rad ist ein mit Brettern zugeschlagenes Haus gebaut, das auferlich gut in die Augen fällt, weil es angestrichen ist; es führet die Aufschrift: *in commoda publica ducunt*. Neben diesem Rad liegen, langs der Brücke hin, zwölf schwimmende Mühlen; jede ist auf ein Schiff gebauet, und an der Brücke angebunden. Je nachdem nun das Wasser in der Weser hoch oder niedrig ist, je nachdem sind auch diese Mühlen der Brücke gleich, oder so viel niedriger, dafs man auf grofsen Leitern hinunter steigen mufs. Im Winter werden sie, des Eises wegen, weggenommen und an das Ufer gebracht.

bracht. Die grossen Neunaugen, die man in Bremen hat, werden meistens bey diesen Mühlen gefangen, wo sie die schönste Nahrung haben. Die Brücke selbst ist von Holz und sehr breit. Sie gehört mit zu den Seltenheiten in Bremen; man muss sich auch in der That wundern, wie dieser reissende Fluss, der hier schon so tief und breit ist, noch eine Brücke, und zwar von Holz erlaubet. Sie ist auch die letzte; denn von hieran gehet, bis an den Ausfluss der Weser ins Meer, keine mehr darüber.

Ein grosser Theil der Altstadt, besonders alles, was an und hinter der langen Strasse liegt, ist niedrig; daher haben die am Flusse zunächst liegenden Häuser vom Steigen des Wassers sehr oft Ungelegenheit; denn es tritt in diesem Fall nicht nur in die Strasse, sondern auch in die Magazine und Keller, wenn man nicht bey Zeiten Verdämmungen macht.

Sowohl zu Wasser, als zu Lande, wird hier mit allerhand Waaren, sie mögen den Namen haben, wie sie wollen, ein freyer Handel getrieben. Der Seehandel ist zwar gross und vortheilhaft; allein der Landhandel scheint ihn doch aus der Ursach weit zu übertreffen, weil es in den umliegenden Gegenden nie an Abnehmern fehlen kann. Doch sind sie beyde hier so genau mit einander verbunden, dass der eine, ohne Beyhülfe des andern, nicht getrieben werden kann. Zum Unterhalt der Stadt und der öffentlichen Kassen, sind auf alle sowohl ein- als ausgehende Waaren gewisse Abgaben gelegt, die nach dem Werth der Waare grösser oder geringer, überhaupt
aber

aber so eingerichtet sind, daß sie von den Handelnden ohne sonderliche Beschwerde erlegt werden können. Die freye und häufige Zufuhr macht daher, daß keine nützlichen Manufactur- oder Fabrikeneinrichtungen Bestand haben können; denn oft werden die auswärts hergebrachten Waaren für einen geringern Preis verkauft, als sie wirklich kosten, wenn sie an dem Orte selbst verfertiget werden. Das einzige, was sich vor dreyßig Jahren die Stadt rühmen konnte, bestand in allerhand Leinwand, sowohl von größerer als feinerer Sorte, — wovon jedoch der wenigste Theil in der Stadt selbst, sondern von dem umliegenden Lande gewebet wurde — womit vorzüglich nach Spanien und Portugal ein starker Handel getrieben wird, wo oft ganze Schiffsladungen hingeschickt und abgesetzt werden. In kleinern Partheien gehet auch sehr viel nach Holland, England, Rußland und andern Ländern, und zwar mit großem Profit. Damals konnte man die Elle recht gute Leinwand für sieben gute Groschen kaufen, die ich hernach in Irland, und zwar nicht besser, mit 20 guten Groschen bezahlen mußte. Ist die Auschiffung groß, oder geräth der Flachs nicht gut, so steigen natürlich auch die Preise.

Von andern Waaren, die von hier an fremde Orte versendet werden, sind die wenigsten einheimische Producte, und bestehen zum Theil in allerhand Galanterien, Nürnberger Kram, Kammertuch, Kattun, Bändern, Spitzen, Nesseltuch, gröbern und feinern irdenen Gefäßen u. s. w.; lauter Waaren, die einen beträchtlichen Absatz finden. Vom Lüneburger Salze

wurde damals nicht mehr eingelassen, als was von der Stadt selbst consumiret wurde, und man konnte die Last, die 40 Scheffel hält und auf 4000 Pfund Bremer Gewicht gerechnet wurde, für 30 bis 36 Thaler Bremer Münze haben.

Eine Art gehauener grauer Felssteine von verschiedener Grösse und Gestalt, die um Bremen herum gebrochen werden, und fast immer zu haben sind, werden nach Amsterdam, Danzig und andern Orten, verführt. Allein weil die Fracht gemeiniglich schlecht und die Mühe dabey gross ist, so verlohnt es sich nicht, ein ganzes Fahrzeug damit zu lasten, sondern man braucht solche Steine nur als Ballast, wenn ein Schiff gar keine andere Ladung bekommen kann, und ohne allen Verdienst, an einen Ort gehen muß, um entweder Fracht zu suchen, oder eine Ladung und Güter abzuholen u. s. w. Nur müssen sie nicht gar zu gross seyn, sonst verzehren die Unkosten der Ein- und Ausladung die ganze Fracht. Es giebt welche, die eine ganze und noch mehrere Lasten wiegen. Auf eine Last Steine werden beym Befrachten 5000 Pfund Bremer Gewicht gerechnet.

Kalk wird hier herum auf eine besondere Art zubereitet, die sowohl in Ansehung der Materien selbst, woraus er gemacht wird, als der Art ihn zu brennen, von der gewöhnlichen sehr verschieden ist. Man brennet ihn nämlich aus Muschelschaalen, die in grosser Menge, wenn das Wasser gefallen ist, auf den Sandbänken in der Weser zusammengehohlet werden. Dieser Fluß hat, unterhalb der Stadt, eine sehr starke
Ebbe

Ebbe und Fluth, die aber nicht bis an Bremen selbst reicht; wenn nun hohes Wasser ist, so kommen die Muscheln auf die Banke; nachher aber, wenn die Ebbe kommt, und die Banke trocken macht, so werden mit leichter Mühe ganze Lasten in Böten zusammengebracht, und zu dem gemeldeten Gebrauch weggeführt.

Die Zubereitung selbst geschieht folchergestalt. Man trägt eine Menge Muschelschaalen auf einen Haufen zusammen, bedeckt solche mit Torf und etwas Holz, und steckt dieses an. Der Torf und die Asche verbrennt alsdenn die Muscheln zu einer solchen Asche, die eben die Eigenschaften hat, wie anderer Kalk, und sich auch so brauchen läßt. Zum Tünchen und dergleichen ist er besser als der gemeine Kalk; denn er macht weißer, und sitzt auch fester, wenn er gehörig getrocknet worden.

Die Schifffahrt wird grösstentheils mit eignen Fahrzeugen, sowohl grössern, als kleinern, unterhalten, welche, so viel ich erfahren habe, auf folgende Weise gebraucht werden. Die grössern Fahrzeuge, die über 90 oder 100 Lasten tragen, laden gemeinlich Stückgüter, und gehen damit von hier nach Lissabon oder Cadix, wo sie solche löschen, das heisst, ausladen: nachher nehmen sie Ballast ein, das heisst eine Quantität Sandsteine, oder andere schwere Dinge, die auf dem Schiffboden vertheilt werden, um dem Schiffe die nöthige Stätigkeit im Laufe zu geben, und segeln an einen reichen Weinplatz, als: Bourdeaux, Nantes, Cette u. s. w. und lasten Wein

für Bremer Rechnung. Einige pflegen auch mit Ballast nach St. Ybes oder andern dergleichen Orten, wo es gutes Salz giebt, zu gehen. Von dieser Waare nehmen sie eine volle Ladung ein, führen solche nach Norwegen und erhandeln sich dafür dort eine Ladung getrockneter Fische, die bey Gelegenheit in Bremen sowohl, als in Hamburg, guten Absatz finden. Noch andere bringen das Salz in die Ostsee, veräußern es mit Vorthail in den russischen Plätzen, und verschaffen sich zur Rückreise eine Fracht von Thran, Getraide oder Leinsaamen, welche Waaren nicht nur immer zu haben sind, sondern in Bremen auch beständig guten Absatz finden. Noch andere segeln mit ihren Salzladungen nach Archangel, und laden dort entweder für eigne, oder für ihrer Befrachter Rechnung Thran, Roggen u. s. w.

Die Zahl der kleinen Fahrzeuge übertrifft die grossen sehr; sie lassen sich leichter regieren und gehen auch im feichten Fahrwasser nicht so tief. Es wird daher grosser Handel damit nach der Ost- und Nordsee getrieben. Die Waaren, die man dahin bringt, sind zwar von geringem Werth; allein diejenigen, die man mit zurücknimmt, sollen die Mühe hauptsächlich bezahlt machen. Sie bestehen in Getraide, Thran, Leinsaamen u. s. w. Einige hiesige Kaufleute hatten damals mit der russischen Regierung einen Contract gemacht, daß sie in guten und schlechten Zeiten den Thran mit einem gewissen Preise bezahlten, und sie trieben daher zu ihrem grossen Vorthail diesen Handel allein. So sahe es in Bremen mit der Handlung
aus,

aus, als ich vor dreyßig Jahren da war. Manches mag sich wohl unterdessen verändert haben, wie das in allen Handlungsstädten der Fall ist.

Bremen besitzt auch an seinen beyden Schulen gute Büchersammlungen, die ich ebenfalls kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Der Grund zur Bibliothek am reformirten Gymnasio wurde im Jahr 1534 gelegt; er bestand vorzüglich aus Schriften der Kirchenlehrer. Durch Geschenke der Lehrer, und besonders durch den Professor Gerhard Hanewinckel, wurde sie sehr vermehrt. Einen grossen Zuwachs erhielt sie 1628 durch Gerlach Buxtorf, welcher seine nicht unbedeutliche juristische, historische und in das Stadtrecht einschlagende Büchersammlung, dem Stadtrathe überliefs, wo sie denn damals auf dem Rathhause aufgestellt wurde, bis sich endlich 1646 die Gelegenheit ereignete, die Bibliothek des 1635 zu Bremen verstorbenen Melchior Goldast von Haiminsfeld anzukaufen. Unter dieser Sammlung befanden sich nicht allein die vorzüglichsten, damals zur deutschen Geschichte und Staatsrecht gedruckten Bücher, sondern auch eine beträchtliche Anzahl schriftlicher Urkunden, welche Goldast bey seiner Durchsuchung verschiedener Archive und durch seinen weitläufigen Briefwechsel mit Gelehrten, davon die Urschriften noch in der Bibliothek vorhanden sind, hatte zusammen sammeln können. Ueberdem hatte Goldast auf seinen Reisen verschiedne pergamentne Handschriften von alten lateinischen sowohl als griechischen klassischen Schriftstellern gesammelt und in seinem Bücher-

vorrathe aufbewahret, davon auch die meisten noch vorhanden sind. Ausserdem sahe ich hier noch eine Menge der ersten Ausgaben von lateinischen klassischen und andern Schriftstellern, welche theils gegen das Ende des funfzehnten, theils im ersten Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gedruckt sind. Die grosse Menge Handschriften, die sonst hier war, ist durch den Schwedischen Geheimenrath Vossius sehr verringert worden. Er bat sich alle diejenigen, die er brauchen konnte, von der Königin Christina aus, und diese bewog den Magistrat, dass er sie hergab. Im Jahr 1660 wurde diese Bibliothek endlich zum allgemeinen Gebrauch eröffnet. Von der Zeit an, wuchs sie sowohl durch reichliche Geschenke, als auch durch den Ankauf vieler wichtigen Werke so sehr, dass 1711 ein neuer Catalogus verfertigt werden musste. Späterhin wurde sie mit allen eigenen Handschriften des berühmten Leidnischen Professors Johann Coccejus vermehret, und diese Sammlung wurde in einen besondern Schrank, mit einer eignen Innchrift, allein gelegt. Die Vermehrungen und Veränderungen, welche diese Bibliothek seit meiner Abwesenheit erhalten hat, sind mir unbekannt geblieben.

Weit traurigere Schicksale aber hat die Dombibliothek beim Athenaeo erlebt; denn diese wurde schon 1042 ein Raub der Flammen. Nachher war der dreissigjährige Krieg derselben wieder sehr nachtheilig, und die Königin Christina fügte ihr endlich den grössten Schaden zu; sie wollte sie nach Schweden bringen lassen und das Schiff verunglückte. Die je-

zige

zige ist erst 1687 wieder angefangen worden, und ist noch nicht sehr zahlreich; sie besitzt aber doch 48 schätzbare, sowohl pergamentne als papierne Manuscripte.

Die Neustadt in Bremen ist weit schöner und regelmässiger gebauet als die Altstadt, und ist eben so wie jene befestiget. Sie hat viele schöne Gärten, breite gerade Strassen und mehrere schöne angelegte Spatziergänge und Lindenalleen. Vorzüglich schön ist der Teich in der Neustadt, an welchem die Weser fließt, und wo ein grosser Theil der Altstadt in der Länge von der grossen Weserbrücke an bis zur Stephanskirche zu sehen ist. Zwischen der Alt- und Neustadt macht die Weser eine Insel, auf welcher viele Häuser stehen; ein Arm davon heisst die kleine Weser; sie ist sehr tief, trägt eben so grosse Schiffe, als der Hauptfluss, und verliert sich eine halbe Stunde über der Stadt im Morast und Sumpf.

Bremen war auch der Ort, wo ich zum erstenmal in ein Schiff trat. Meine hier gemachten Bekanntschaften stellten eine Spatzierfahrt nach dem Vegesack, dem Bremer Hafen an, der etwa zwey Meilen von der Stadt entfernt seyn mag. Da wir sehr guten Wind hatten und der Stroh auch sehr schnell fließt, so kamen wir in unserm Kahn geschwind dahin. Diese Reise ist sehr angenehm. Die beyderseitigen Ufer des Flusses sind mit Gesträuchen bepflanzt; und da das Land niedrig ist, so siehet man grosse Erdwälle oder Teiche aufgeworfen, damit das Wasser dem Lande nicht schaden kann. Man siehet zugleich die Dörfer Wolmershausen, Rablinghausen, Lanckenau, Hafen.

Hafenbüren, Mittelbüren und Niederbüren auf diesem Teiche, und auf der rechten Seite der Weser, die Dörfer Groepel, Walle, Leefum und St. Magnus, auf dieser Fahrt nach dem Vegesack. Der Ort selbst hat eine reizende Lage am Fuß eines Sandhügels, ist gut gebauet und hat eine Schiffswerft, wo sowohl größere als kleinere Fahrzeuge von allerhand Art gebauet, repariret, verhäutet und kalfatert werden. *) Es ist ein guter Anker- und Löschplatz für kleine Fahrzeuge, als flachgehende Galioten, Hucker, Smacken, Koffen und Kähne, nebst andern, die nicht über sechs bis sieben Fuß tief gehen. In der Stadt ist wegen des feichten Wassers keine Möglichkeit, eine Schiffswerft einzurichten; daher ist sie hier, als dem nächsten Orte von Bremen, wo es möglich war, angeleget worden.

Von hier gehen immer Kähne nach Bremen, — so nennt man große und kleine platt gebauete Fahrzeuge, die zur Beförderung des Handels und Transportes, nicht allein zwischen den Städten und Schiffen, sondern auch zwischen den Städten und Dörfern gebraucht werden. Man bauet sie auf fünf bis dreißig Lasten groß; im Boden sind sie ganz platt, aber hinten und vorne spitz und haben ein bis zwey Masten, d. h. große aufrecht stehende Bäume, welche die See-
gel

*) Verhäu ten heißt dasjenige, womit die Bretter oder Planken des Schiffes von aussen bekleidet sind; Kalfatern, die Fugen des Schiffes ausstopfen und verpi-
chen.

gel führen und vermittelt derselben den Lauf des Schiffs lenken helfen. Die meisten brauchen Bram- und Gabelseegel, einige von den kleinen aber Romseegel. *) Beym Laviren, das heist, wenn bey widrigem Winde von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten geseegelt wird, um den Wind zu gewinnen, braucht man das Steuer; allein bey stiller Luft fließen sie mit dem Strohme fort. Sie werden von ein, zwey, bis drey Personen regiert, und theils von Bremer Kaufleuten, theils von Bauern, oder den Kahnschiffern selbst, unterhalten, wenn diese so viel vor sich gebracht haben, daß sie sich selbst einen kaufen können. Sie lassen sich nach dem Accord entweder Last- oder Stückweise bezahlen, und haben einen guten Verdienst, ob ihrer gleich eine große Anzahl ist.

Wenn ein aus der See gekommenes Schiff gelöschet, und einer Reparation nöthig hat, so läßt man es mit dem Strohme an das Werft nach dem Vegesack hinauf schwimmen, und hier das Benöthigte mit ihm vornehmen. Es muß aber ganz ledig seyn, weil der Kanal zum Werft hinauf an einigen Orten nicht über sieben Fuß tief ist. In dem reissenden Strohme muß man es auch durch Böte und Leute regieren lassen, sonst nimmt es sehr leicht Schaden.

Nach-

*) Bramstenge heist die zwote Verlängerung des großen Mastes, und Bramseegel daher das Seegel an den Bramstengen.

Nachdem mir meine Freunde hier alles gewiesen, was zu sehen war, und wir uns in dem schönen Hafen-Haus mit Speise und Trank gesättiget hatten, so dachten wir an unsere Zurückreise nach Bremen, und da der Wind derselbe blieb, der uns hieher gebracht hatte und also zur Rückreise ungünstig war, so nahmen wir einen Wagen und reisten zu Lande, über St. Magnus, wo die Leefsum in die Weser fließt und eine reizende Lage hat. Diese Gegend ist etwas bergicht und das Land sehr fruchtbar. Es sind viele Bremische Landgüter und eine Schiffsbauerey allhier. Sandweg führet sodann durch das Kirchdorf Leefsum bis nahe an die Burg, vor welcher eine hohe Strafe oder Damm ist, damit man diese niedere Gegend auch bey vielem Regen und hohem Wasser durchreisen kann.

Die Burg ist jetzt ein bloßes Dorf, ehemals war sie ein beträchtlicher Flecken und eine ganz gute Festung, die zur Sicherheit der Stadt Bremen diente, die in dem siebenzehnten Jahrhunderte sehr oft belagert und den Kriegführenden Mächten sehr viele Menschen gekostet hat. Denn als die siegreichen kaiserlichen Truppen 1627 in das Bremische rückten, und die Dänischen Völker aus allen ihren Pässen zu verdrängen suchten, so zwangen sie solche auch, sich über die Leefsum zurückzuziehen. Hierdurch wurden diese, zur Deckung ihres Rückzugs, genöthiget, den Flecken, das Zollhaus und die Brücke abzubrennen, und die Schanze selbst dem General-Feldmarschall von Anhalt zu überlassen; nachdem aber dieser sich in dem folgenden Jahre mit der grossen Armee wieder
verei-

vereinigt hatte, und dadurch die Burg wieder in den Besitz der Stadt Bremen kam, so wurde auch sogleich das Ruinirte wieder ausgebessert. Als 1644 die Schweden in das Erzstift eindrangen, hatte sie auch vieles mit auszustehen, und 1653 mußte sie sich sogar an den Grafen von Königseck, welcher dieser Schanze sehr hart zusetzte, den 2. April auf Capitulation ergeben. Der Bremische Obristlieutenant Ufnkeller eroberte sie zwar den 15. Junius um Mitternacht durch Sturm wieder; allein er verlor sie den 5. September nach einer sechstägigen Belagerung aufs neue, jedoch mit einem guten Vergleiche. Als darauf 1674 Schweden sich mit Frankreich gegen den Kaiser und dessen Bundesgenossen alliirt hatte, so zog solches im folgenden Jahre den Krieg in diese Gegenden, und die Münsterischen Völker griffen den 17. Septemb. 1675 die Burgschanze ebenfalls an, und zwangen den darin befehlenden Schwedischen Major, dieselbe den folgenden Tag zu übergeben. Nachdem aber durch den Cellischen Frieden im December 1679 die von den Münsterischen und Braunschweigischen Truppen besetzten Herzogthümer Bremen und Verden, der Krone Schweden wieder zugestellet wurden, so kam auch die Burg wieder an ihre alten Besitzer.

Von hier gehet der Weg nach Gröpeln und Walle, oft durch tiefen Sand, nach Bremen, wo ich meinen letzten Abend in Gesellschaft meiner Reisegefährten zubrachte. Den andern Tag reiste ich von hier weg, und verließ diesen Ort und seine gutmüthigen Einwohner mit gerührtem Herzen. Oft habe
ich

ich mich nachher an die daselbst fröhlich zugebrachten Tage erinnert und mich stets gefreuet, wenn ich in irgend einem Welttheil einen gebohrnen Bremer antraf.

Der Weg von Bremen nach Hamburg, hat wenig Angenehmes und gehet meistens durch Sand oder Haide. Die erste Poststation ist Ottersberg an der Wümme; ehemals eine ziemliche Festung, die aber der Bischoff von Münster, als er sie den 23. September 1675 einnahm, schleifen liefs. In diesem Flecken und im ganzen Amte wird eine Art Rüben gezogen, welche man Ottersberger Rüben nennet, welche sehr wohlschmeckend und nicht so mehlicht als die Markschen sind. Ihre Länge erstreckt sich oft auf dreyviertel Ellen, und ihre gewöhnlichste Dicke ist die Dicke eines guten Daumens. Etwas besser wird die Gegend bey Zeven, das der im siebenjährigen Krieg geschlossenen Convention wegen bekannt ist, und je mehr man sich Stade nähert, desto angebaueter ist sie.

Man hatte damals schon an die zwölf Jahre angefangen, die ungeheuern Moordistricte in gutes Fruchland zu verwandeln; es war schon sichtbar, was Industrie und Fleifs über diesen unfruchtbaren Boden vermochten. Mit vielem Vergnügen habe ich nach meiner Zurückkunft in Deutschland gelesen, dafs diese grofse Unternehmung noch immer den gesegnetsten Fortgang hat, und dafs nun schon nahe an die tausend neue Häuser, auf diesen Moordistricten erbauet worden

den sind, die dazu bestimmt schienen, auf immer unbrauchbar zu seyn.

Auf dem Wege von Zeven nach Stade, machte ich eine angenehme Bemerkung an einer Wespe. Ich war vom Postwagen abgestiegen, um etwas zu Füsse zu gehen. Da sahe ich eine Wespe, die eine Raupe fort-schleppte, welche um etwas gröfser, als sie, war. Sie trug die Raupe etwa sechs Fufs weit an die Mündung eines kleinen unterirdischen Ganges, der ausgehöhlt war, und legte sie an der Oeffnung nieder. Hier schob sie ein Erdbällchen, womit sie die erwähnte Mündung des Ganges verstopft hatte, weg, und gieng zuerst selbst in das Höhlchen.

Nach einem kleinen Aufenthalt in demselben, kam sie wieder herauf, ergriff die Raupe, welche sie neben dem Loche niedergelegt hatte, zog sie mit sich in das Höhlchen, liefs sie da, und kam bald allein wieder zurück. Darauf nahm sie kleine Erdkugeln, wälzte eine nach der andern, in den ausgehöhlten Gang, kratzte mit den Vorderfüfsen, wie die Hunde, wenn sie etwas fuchen, und warf darauf den Staub rückwärts in das Loch. Diese Arbeit wiederholte sie wechselsweise, bis der kleine Gang ganz gefüllt war; dabey stieg sie einigemal hinunter, wie es mir vorkam, um die Erde niederzudrücken und dicht zusammen zu pressen; auch flog sie ein und das anderemal auf eine nahe stehende Fichte, vielleicht Harz zu hohlen, um die Erde damit fest zu leimen.

Als nun das Loch angefüllt und mit Erde gleich gemacht war, dafs man es nicht mehr erkennen konn-

te, nahm sie zwey nahe liegende Fichtenblätter, und legte sie an die Mündung ihres kleinen unterirdischen Ganges, um wahrscheinlich den Ort zu bezeichnen. Gerne hätte ich dieses Insect länger beobachtet, wenn ich nicht hätte befürchten müssen, mich zu verirren, da der Postwagen mir längst aus den Augen gefahren war. Ich hohlte ihn auch nicht wieder ein, traf aber den richtigen Weg nach dem schönen Flecken Harfeld, wo eine Poststation ist.

Von hier hatte ich noch drey Stunden nach Stade, der Hauptstadt des Herzogthums Bremen, und es war schon beynahe finster, als ich an die Festungswerke kam. Die Lage ist sehr angenehm, und wegen der nahen Elbe und der Schwinge, die durch einen Theil der Stadt fließet, vortheilhaft; denn die Schwinge kann nicht nur im Winter, sondern auch zur Sommerszeit, mit Hülfe der Fluth, ziemlich große Schiffe an die Stadt bringen. Die aus der See kommenden Schiffe müssen hier einen doppelten Zoll erlegen, nämlich an den König und an den Stadtmagistrat. Der letztere heist ein Ruderzoll. Die Stadt hat auch das Recht, aus jedem Stückfasse Rheinischen Weins, das vorbey gehet, eine gewisse kleine Portion nehmen zu lassen. Gleiches Recht übt sie auch bey den Schiffen aus, die mit Seefischen, Austern u. s. w. beladen sind.

Wohlstand schien mir aber damals in dieser Stadt, die etwa an die fünftehalb tausend Einwohner haben mag, nicht zu herrschen, ob sie gleich der Sitz der hohen Landescollegien für das Herzogthum Bremen und

und Fürstenthum Ferden ist. Die vielen Belagerungen und die fürchterliche Feuersbrunst, die sie im vorigen Jahrhunderte erlebt, mögen wohl Ursache seyn, daß Stade das nicht ist, was es nach seiner glücklichen Lage seyn könnte.

Von hier hatte ich noch sechs Meilen nach Hamburg, die sehr angenehm zu reisen sind. Der Weg geht über Agatenburg, ein angenehmes Amtsdorf, mitten in einem schönen Holze. Das hiesige Schloß, wo ein Amtmann wohnt, ist von dem Grafen Hans Christoph von Königsmark erbauet, und seiner Gemahlin Maria Agata zu Ehren, Agatenburg genannt worden. Von dieser Familie hat es der Churfürst von Hannover vor etwa sechszig Jahren gekauft.

Eine Meile davon liegt der adliche Burgflecken Horneburg, hart am Altenlande, fast in der Mitte zwischen Stade und Buxtehude, an einem Fluß, der die Lühe heißt. Reizend ist die Aussicht von hier nach Neuenkloster, wo noch zu Anfang dieses Jahrhunderts etliche Nonnen waren, und die angenehmen Walder, durch die man kommt, machen diesen sandigen Weg in der That sehr angenehm. Noch mehr wird man von einer schönen Aussicht überrascht, wenn man von Neuenkloster nach Buxtehude fährt. Diese kleine Stadt, wo man noch Ueberbleibsel der ehemaligen Festung siehet, hat wegen der umfließenden Viver, an welcher viele, zum Theil schöne Gärten liegen, eine vorzüglich angenehme Lage, und sie schien mir auch im guten Wohlstande zu seyn.

Prächtiger kann keine Gegend gedacht werden, als diejenige ist, die man von Buxtehude nach dem Kranz antrifft; denn man fährt eine ganze Meile, wie in einem Garten. Man nennt sie die zweyte Meile des Altenlandes, und ihre Einwohner sollen zum Theil von einem einzigen Obstgarten an die vier hundert Thaler Obst verkaufen. Ich weifs keine Worte zu finden, womit ich die prachtvolle Schönheit beschreiben könnte, mit welcher damals alle Bäume, die gerade in voller Blüthe standen, geschmückt waren. Der Flecken Kranz liegt dicht am Ausflufs der Este in die Elbe. Hier mufs man ein Schiff nehmen und zu Wasser nach Hamburg reisen. Die Fahrt gehet geschwinde, und ich mochte wohl kaum anderthalb Stunden gefahren seyn, so war ich an Altona, und kurz darauf im Hamburger Hafen. Hatte ich gewusst, welches Schicksal mich hier treffen sollte, so würde ich mich gewifs nicht so gefreuet haben, als ichs wirklich that!

Alles lebte in mir auf, als ich Hamburg sah, die grösste Stadt, die ich bis jetzt gesehen, von der ich schon so viel gehöret und so manches gelesen hatte. Ich fand es bald bestätigt, dafs Hamburg an Grösse und Schönheit nur wenige Städte in Deutschland über sich hat, und dafs es an Gewerbe, an Ausbreitung der Weltgüter in die entferntesten Gegenden und an Gewinnst aus der Handlungskunst, wo nicht in der ersten, doch gewifs in der zweyten Classe aller Handelsplätze in der Welt stehet. Von den Hauptquellen ihres Reichthums kann man nicht eher richtig urtheilen,

len, als bis man mit dem Innern in Hamburg bekannt wird. Bis dahin erstaunt man bloß über die täglich zu- und abgehenden Güter. Durch Universitätsfreunde hatte ich Gelegenheit, diese Quellen etwas kennen zu lernen; und da habe ich denn gefunden, daß vorzüglich die vortheilhafte Lage der Stadt, Güter zu Wasser und zu Lande zu hohlen und wieder abzufenden, das Zutrauen aller Nationen auf ihre Bank, ihr schweres Geld, ihre glückliche Lage zwischen Dannemark, Brandenburg und Hannover, ihr kluges Regiment, ihr Handlungsgeist und die Menge der Reichen, die hier wohnen, derselben vorzüglich behülflich sind, sich als Haupt der deutschen Handelsstädte zu erhalten.

Ich kann nicht sagen, daß es mir in Hamburg in Gesellschaften so gut, als in Bremen, gefallen hätte, ob sich gleich meine Freunde alle Mühe gaben, mich mit den angesehensten Häusern bekannt zu machen. Demohnerachtet gebe ich Hamburg einen Vorzug fast vor allen andern Städten, die ich gesehen habe.

Die Häuser sind, im Ganzen genommen, nicht gar zu groß und hoch, auch meistens so eingerichtet, daß sie nur von einer Familie bewohnt werden. Hinter manchen Häusern befinden sich sogenannte Gänge oder Höfe, deren Eingang etwa fünf Fuß breit unter den Häusern durchgeheth, in welchen an beyden Seiten kleine Wohnungen gebauet sind, die von geringen Leuten für 10 oder 12 Rthlr. Miethe, bewohnt werden. Diese Gänge wird man in den Straßen kaum gewahr, und es wohnen doch wohl 40 bis 50 Familien darinnen. In manchen Gassen sind wohl 10

dergleichen Gänge anzutreffen; daher kommt es, daß die Stadt so volkreich ist.

Die Gassen sind vorzüglich in der Altstadt enge und irregular; doch trifft man auch verschiedene an, die ziemlich lang, breit, gerade und an beyden Seiten, mit hohen und prächtigen Gebäuden besetzt sind. Ausser verschiedenen freyen Plätzen, die man Märkte nennt, ist besonders der Jungfernstieg an dem grossen Bassin der Alster schön. Er ist eine breite Gasse; die Hälfte davon liegt an der Alster und ist mit einer ziemlich langen Lindenallee besetzt, wo man sich mit Spazierengehen erlustiget und die auf der Alster fahrenden Schiffe siehet, auf denen oft Musik ist.

Das erste, was ich in Hamburg befah, war eine Zuckersiedererey, deren es ehemals hier über 300 gegeben hat, von der aber doch keine über 13 Menschen beschäftigt haben soll. In der, welche ich sah, waren ausser dem Meisterknechte, neun Menschen in Arbeit, und es wurde täglich von zwey Uhr des Nachts bis zwölf Uhr des Mittags, in einer Läuterungspfanne und zwey Siedpfannen gesotten. Der von den Läuterungspfannen abgenommene Schaum wurde in Hamburg durchgangig an besondere Syrupsfieder verkauft. Man versicherte mich, daß in dieser Siedererey täglich 700 kleine und 400 grosse Hüte gefüllet würden, jene zu $3\frac{1}{2}$, diese zu 6 bis 7 Pfund. Die Formen wurden alle bey Hamburg selbst von besondern Töpfern gemacht, die vor dem Thore wohnten. Die Formen zum feinen Zucker aber wurden

aus holländischem Thone bereitet und nur mit etwas Hamburgischem versetzt. Der Zuckerthon, welcher zur Reinigung der Hüte gebraucht ward, wurde aus Rouen herbeygeschafft; er ist grau und hat hin und wieder eine gelbliche Erde eingemischt, so lange er noch ungebraucht ist. Der meiste Zucker gieng damals nach Rußland.

Von dieser Fabrik gieng ich in die Domkirche zu U. L. Fr. Sie ist ein altes Gebäude, das schon über achthundert Jahre stehet, hat wichtige Einnahmen aus den Lüneburgischen und Hollsteinischen Dorfschaften, und stehet unter dem Schutze von Churhannover. Das Domkapitel bestehet aus einem Probst, Dechant und 14 Canonicis; Adliche, Doctores und Licentiaten Juris, können dazu gelangen, aber kein Medicus. Kurz zuvor hatten sich die Canonici die Tracht eines seidenen und sammetnen Abbémantels gewählet. In dem Chore dieser Kirche stehet man vor dem Altar ein von glaserter Töpferarbeit verfertigtes Epitaphium Papst Benedicts des Fünften, der im Jahr 968 hier im Elend verstorben ist. Auch bemerket man das kostbare Grabmahl des Grafen von Schauenburg. Von den übrigen hiesigen Kirchen habe ich keine zu sehen bekommen.

Die Börse ist dem Rathhause gerade über, und ein ziemlich langes Gebäude, das auf Säulen ruhet, darunter die Kaufleute, wenn es regnet, auf- und abgehen; sie ist aber nicht so schön als die Bremische. Auch das Rathhaus ist für eine solche Stadt wenig ansehnlich. Eben so sehr habe ich mich gewundert, daß

Hamburg in seiner Ringmauer, wo so viele Ausdünstungen von Wasser, Menschen, Gütern, Fabriken, Cocturen, engen Strassen, Fluten und versteckten Gebäuden sind, alle seine Todten in die engen Kirchhöfe, schmalen Kreutzgänge und in die Kirchen selbst begrub. Eine Zahl von mehr als dreytausend Leichen, können weder der Festigkeit des Grundes, noch der Gesundheit zuträglich seyn! Der Boden und die Wände waren daher auch ganz grün beschlagen und der ekelhafte Todtengeruch war an einigen Tagen wirklich sehr zu riechen, wenn man über einen Kirchhof gieng.

Das Hamburger Zuchthaus ist ein grosses, aus vier Theilen bestehendes, Gebäude, das ich noch für grösser und ansehnlicher als das Amsterdammer halte. Es hat verschiedene Abtheilungen und in solchen mancherley, den Züchtlingen angewiesene, Arbeiten, auch seine eigene Kirche. Gleich dabey liegt das Spinnhaus, in welchem Huren, Beutelschneider und anderes Gefindel, auf Lebenslang zur Züchtigung und Arbeit auf behalten werden.

Eines der besten unter den öffentlichen Gebäuden war damals der Bauhof am Teichthore. Man kann hier das Schiffbauen mit ansehen; denn es werden oft sehr grosse Schiffe da gezimmert. An einem Ende dieses Hauses ist, eine Treppe hoch, ein langer Saal, auf welchem sich für etliche tausend Mann Flinten und Musketen befinden, und in einem andern über diesem, liegen viele Harnische. Man trifft auch zwey beson-

besondere Maschinen hier an, die Minen auf gewisse Zeit anzuzünden.

Hamburgs Gegend hat, auf allen vier Seiten, wenige seines Gleichen in der Welt. Das Auge wird nicht satt, wenn man auf einigen Stellen des Walles oder auf dem Altane des Baumhauses ist. Die hier vor Anker liegenden Schiffe, fahen mit ihren Masten und Tauwerk in der Ferne einem dürrn Walde ähnlich, dem aber Seegel und Flaggen ein lustiges Ansehen, und dem Körper die Gestalt eines künstlichen Gebäudes geben. Kommt man näher, so ist da eine beständige Messe mit Ab- und Zufuhr der Menschen und Güter; ein Theil ist geschäftig, der andere macht sich nach Schiffermanier lustig.

Der Wall ist eine Promenade zu Pferde, zu Wagen und zu Fuß, die sehr schön ist. Die Festung hat drey und zwanzig Bastionen mit verschiedenen Aussenwerken und tiefen Gräben. Diese regelmäßigen Festungswerke, die Elbe, schöne Inseln, Altona, der Hafen und so weiter, geben dem Auge immer Beschäftigung und wahres Vergnügen.

Viel Sonderbares hatte Hamburg damals in seinen Hauszierrathen. Messing und Kupfer sahe man überall, und beydes war ein nothwendiger Artikel in der Aussteuer eines Kindes. Durch Erbschaften sammelte sich in manchen Familien so, daß man von dem Ueberflüssigen oft zwanzig und mehr andere Familien hatte versorgen können. Je älter die Mode war, desto gewisser war der immer lang gedauerte glückliche Zustand des Hauses. Bey jeder Aussteuer wurde noch an dessen

Vermehrung gedacht, und sie studierten recht darauf, wie sie diesen Prunk in der Küche und auf der Diehle, kunstmässig aufstellen wollten. In manchen Häusern sahe ich sogar zwey Küchen, eine zum Prunk, die andere zum Kochen. Manchen Ort habe ich gesehen, wo die Wohnzimmer nicht so reinlich, als die mit schwedischen Steinen gepflasterten Küchen der Hamburger waren. Die Kamine waren mit holländischen Fliesen ausgelegt und die meisten Oefen von Porcellan; und so fand ich nach Verhältniß Alles, auch die Tischlerarbeit, als Kasten und Schränke, prächtig, aber selten geschmackvoll.

Acht Tage hatte ich bereits sehr vergnügt und zum Theil sehr angenehm in Hamburg zugebracht, ohne mich im Stande zu sehen, der vielen Einladungen wegen, die Stadt vor ihren Thoren zu betrachten. Ich wählte daher einen schönen Nachmittag dazu, den zwischen Hamburg und Altona liegenden Pesthof zu besuchen. Dieses Gebäude macht den Einwohnern in der That Ehre. Es ist 1606 angelegt, und die Unglücklichen, die da aufbewahrt sind, erhalten unverbesserliche Aufsicht, Pflege und Wartung. Die Menge der Wahnsinnigen und unglücklichen Gegenstände machte, daß ich mich hier länger, als ich gefollt hätte, aufhielt. Es wurde finster, und als ich an das Stadthor kam, so wurde gerade die Zugbrücke niedergelassen, so daß ich nicht mehr in die Stadt konnte. Ware ich eine halbe Minute früher gekommen, so würde ich tausend Vorfälle nicht erlebt haben, in vieles Unglück nicht gekommen, und nicht dreyszig Jahre

Jahre lang von den Meinigen und vom Vaterlande entfernt geblieben seyn! Und doch muß ich nun sagen, nachdem alles Ungemach überstanden ist, Gott hat es auch mit mir Alles wohlgemacht. —

Ich stand einige Minuten stille, und wußte nicht, was ich anfangen sollte. Endlich entschloß ich mich nach Altona zu gehen und da die Nacht zu schlafen. Als ich auf den Hamburger Berg kam und zur Rechten eine Reihe Häuser sahe, so glaubte ich schon in der Vorstadt von Altona zu seyn. Ich gieng dahin, fand einen wohlgekleideten Mann vor der Thür stehen, und fragte ihn, ob ich noch weit gehen müßte, um in ein gutes Wirthshaus zu kommen? „Sie können, antwortete er mir, in meinem Hause so bequem und so wohlfeil, wie in jedem andern Wirthshause logiren.“ Ich nahm dieses Anerbieten an, gieng ins Haus, wurde in eine gute Stube geführt, und war mit Allem wohl zufrieden.

Mein Wirth kam zuweilen zu mir, erzählte mir Manches von Altona, und erkundigte sich dabey nach meinen Umständen, wer ich wäre, ob ich schon lange in Hamburg gewesen, viele Bekanntschaften gemacht, mit der Gegend bekannt sey, u. s. w. Ich beantwortete ihm Alles ordentlich, und legte mich, als ich müde wurde, zu Bette, unbeforgt, daß diese Nacht mich meiner Freyheit berauben, und die Lage und Umstände meines Lebens verändern sollte!

Ich hatte mir bey Tische ein halbe Flasche Wein geben lassen, und in diesem hatte ich, aller Vermuthung nach, einen starken Schlaftrunk bekommen. Denn
ich

ich fiel in einen so festen Schlaf, daß ich es nicht einmal gewahr wurde, daß mich mein räuberischer Wirth, aus meinem Bette, in den Keller gebracht hatte.

Den Schrecken kann sich Niemand vorstellen, den ich beym Erwachen hatte. Ich war meiner Uhr, meines Geldes, meiner Freyheit beraubt; ich befand mich in einem dunkeln Keller, wo noch zwey andere Unglückliche waren, die gleiches Schicksal mit mir hatten, und die man eben so heimlich, wie mich, hier verwahret hielt. Diese entdeckten mir nun meine traurige Lage und sagten es mir, daß wir einem Seelenverkäufer in die Hände gerathen wären. Sie schmachteten nun schon seit fünf Tagen in diesem Keller und baten mich, doch ja nicht um Hülfe zu rufen; sie hätten es gethan, aber sie waren so erschrecklich gezüchtigt worden, daß ihre Striemen und Wunden noch nicht wieder geheilet waren; dabey hätten sie zugleich zu ersticken fürchten müssen, denn bey jeder Züchtigung waren sie gebunden und ihnen ein Schnupftuch in den Mund gesteckt worden. Ich folgte daher ihrem Rath und schwieg ganz stille.

Aber es bemächtigte sich meiner eine Schwermuth, in welcher ich mir sicher das Leben würde genommen haben, wenn ich ein Messer oder diese beyden Unglücklichen nicht zu meiner Gesellschaft gehabt hätte. Daß ich unglücklich war, wußte ich sehr gut; dennoch verließ mich die Hoffnung nicht frey zu werden, ich möchte auch hinkommen, wo es wäre.

wäre. Am meisten schmerzte mich der Gedanke, daß mich mein Prinzipal in Schweden für einen Betrüger halten würde, der mit seinem Gelde durchgegangen, und daß es Niemand in Hamburg und keines von meinen Geschwistern und Freunden in Jena wüßte, wo ich hingekommen sey. Ich verlebte so drey Tage in Kummer bey der magersten Kost unter der Erde, in einem Keller, wo der Gestank unerträglich war, ohne mir einer bösen That bewußt zu seyn, und ohne zu wissen, was aus mir werden sollte!

Der eine meiner unglücklichen Gesellschafter war ein Zinngießsergefelle aus Schlesien, der beynahe ganz Deutschland durchreiset und sich stets gut aufgeführt zu haben schien. Der andere war schon vorher, eines unglücklichen Verdachtes wegen, an die zwey Jahre gefänglich eingezogen gewesen, und war vom Kummer sehr abgezehret. Er war unschuldiger Weise im Verdacht gewesen, daß er eine Mordthat begangen hätte. „Er sey nämlich an einem Sonntage in die ihm zunächst gelegene Stadt gegangen, um bey einem Goldschmidt etwas zu kaufen. Da er ins Haus gekommen, habe er Niemanden als eine ermordete Frauensperson auf der Erde liegend gefunden. Er habe sie aufgehoben, um zu sehen, ob ihr noch zu helfen sey; wie er aber gefunden, daß sie wirklich schon todt sey, so habe er sich im Schrecken mit der größten Geschwindigkeit wegbegeben, ohne es zu bemerken, daß etwas von dem Blute der Ermordeten auf sein Kleid gekommen sey.“

„Nach-

„Nachdem der Mann aus der Kirche gekommen und seine Frau in diesem Zustande angetroffen, so habe er natürlich gleich Lärm gemacht und gesucht, auf die Spur des Thäters zu kommen. Da mich, fuhr er fort, verschiedene Leute hatten aus dem Hause gehen sehen, so wurde ich aufgesuchet; und da man noch Blut an meinem Kleide fand, so war nichts gewisser, als daß ich der Thäter wäre; ich wurde in Verhaft genommen, durch die Tortur zum Bekenntniß gezwungen und endlich zum Tode verurtheilt. Schon war Alles bereit, mir meinen verdienten Lohn zu geben, als ein Bettler, wie ein Engel vom Himmel, zu der Obrigkeit im Orte kam, und ihr anzeigte, er glaube, ich wäre unschuldig. Er habe gerade damals in der Stadt gebettelt, als die Mordthat verübt worden; er sey auch in dieses Haus gekommen und habe zwey Soldaten darinnen angetroffen, die vieles Silberzeug in ihre Taschen gesteckt hätten; diese hielte er für die wahren Mörder; er behauptete auch, diese Soldaten noch zu kennen, und wisse, daß der eine ein Silberstück an einen Bauer nicht weit von der Stadt verkauft habe. Auf diese Anzeige wurde der Tag meines Todes verlängert; ich aber wurde durch die Freude, daß meine Unschuld bekannt werden würde, verschiedene Wochen gefährlich krank.“

„Die Obrigkeit meldete nun gleich dem nicht weit davon wohnenden Regimentschef den ganzen Vorfall. Die von dem Bettler beschriebenen beyden Soldaten wurden mit noch zwölf andern in eine Reihe gestellt, und dieser Bettler fand wirklich die Uebelthäter. Ihr
böses

böses Gewissen verrieth sie so sehr, daß sie schon beym dritten Verhör die That eingestanden. Jedermann freuete sich über meine Errettung; ich wurde sehr reichlich beschenkt und erhielt ein schönes obrigkeitliches Zeugniß meiner Unschuld. Allein meine Frau war mir unterdessen gestorben, meine Nahrung zu Grunde gerichtet und meine Gesundheit außerst geschwächt worden. Daher faßte ich den Entschluß, ganz aus meinem Vaterlande wegzuziehen und in Hamburg, Altona oder Lübeck fernerhin mein Brod zu verdienen. Nun bin ich leider meines Geldes und meiner Freyheit beraubt, und Gott weiß es, was nun aus mir werden wird.“

Ich suchte ihn zu trösten, so viel ich nur konnte, und sprach ihm dadurch Muth ein, daß wir Alles versuchen wollten, uns, so bald als möglich, in Freyheit zu setzen.

Den vierten Tag fielen wir alle dreye in einen tiefen Schlaf; vermuthlich hatten wir Opium bekommen; denn als wir erwachten, befanden wir uns nicht mehr im Keller, sondern auf dem Boden eines großen Schiffes, dessen Namen ich aber nie erfahren habe.

Drittes Kapitel.

Abfahrt von Hamburg.

Wie im Traum fahen wir uns Einer den Andern an, als wir erwachten und uns in einem Schiffe befanden, wovon Keiner wufste, wie er in dasselbe gekommen sey. Wir waren alle äusserst niedergeschlagen und traurig, und Keiner hatte Lust zu sprechen. Ein Wanderer, neben dem der Blitz, bey heiterm Himmel niederfährt, kann nicht mehr aus seiner Fassung kommen, als wir es jetzt über unser unerwartetes Schicksal waren. Ohne Hülfe, ohne Stütze, ohne Hoffnung, wußten wir Alle nicht, was aus uns werden sollte! Wir klagten, wir weinten, wir baten um unsre Freyheit, aber da war Niemand auf dem Schiffe, der sich unsrer erbarmet hätte; wir wurden vielmehr noch verspottet und ausgelachet. Ehe wir es uns vermutheten, gieng das Schiff ab.

Es war der 27ste Junius, also zwey Monate und ein Tag, nach meinem Weggang von Jena, als ich wider meinen Willen und ohne mein Verschulden mich in einer Lage befand, wobey dem Beherztesten würde

würde bange geworden seyn. Der Gedanke, wie glücklich warst du bisher, und wie unglücklich wirst du künftig werden, beunruhigte mich außerordentlich. Hat je ein Mensch in den Worten der Bibel Trost gesucht: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Gott, er wirds wohl machen,“ so bin ichs gewesen. Aus dem Gange des Schiffes sahe ich, daß ich mit in die Nordsee schiffen sollte!

Unser Schiff gieng nur langsam; denn wir hatten nur schwachen Wind auf der Elbe, der sogar mit öfterer Windstille abwechselte; wir mußten daher einigemal ankern, das heißt, den Anker auswerfen, um das Schiff stehend zu machen, und wir brachten noch drey Tage zu, ehe wir die Elbe verlassen und die See erreichen konnten. Diese Fahrt würde mir nicht unangenehm gewesen seyn, wenn ich, als ein freyer Mann, auf dem Schiffe gewesen wäre. Ein Glück für mich war es indessen noch, daß ich auf vieles Bitten bey dem ersten Ankerplatz, der Insel Krautsand gegen über, die Erlaubniß erhielt, aus dem Schiffsboden auf das Verdeck zu kommen; es wurde mir aber auch zugleich bey Todesstrafe angekündigt, keinem etwa vorbeifahrenden Schiffe meine Wegnahme bekannt zu machen. Ich versprach dieses, versprach noch dazu, mich im Allem still und ruhig zu verhalten; man sollte mir nur das Glück gönnen, mich auf dem Schiffe, wo ich wollte, aufhalten zu dürfen.

Durch diese Erlaubniß gewann ich doch so viel, daß ich mein trauriges Gemüth etwas aufheitern und zerstreuen konnte. Die schöne Aussicht der auf bey-

den Seiten der Elbe neben uns befindlichen Ufer, die ich noch so ziemlich deutlich mit Augen sehen konnte, manches Neue, das mir die Einrichtung des Schiffs darstellte, würde mir zu jeder andern Zeit gewiss unaussprechliches Vergnügen gemacht haben, wenigstens mehr, als jetzt.

Da durch die Ebbezeit das Wasser verlief, so warfen wir bey der Insel Kraut sand, welche eine von den Inseln ist, die längst dem Lande Kedingen sich in der Elbe befindet, das Anker, und genossen der schönen Augenweide. Vor uns hatten wir viele Dörfer des Landes Kedingen und hinter uns die Festung Glückstadt und andere hollsteinische Dörfer. Diese Insel schien mir in der Länge mehr als eine halbe Stunde zu haben, die Breite aber kam mir schmähler vor. Nach der Menge Vieh zu urtheilen, das an der Elbe weidete, muß die Viehzucht nicht unbeträchtlich auf derselben seyn. Häuser zählte ich auf dem Schiffe zwischen sechszig und siebenzig; auch bemerkte ich eine Kirche auf der Insel.

Mit der Fluth erhob sich der Wind und zwar so, daß er uns ganz zuwider war. Wir mußten daher still liegen, bis die Ebbezeit wieder eintrat. Das Anker wurde gelichtet, das heißt, in die Höhe gezogen, um das Schiff zum Seegeln frey zu machen. Allein unsre Fahrt gieng nicht geschwind; denn wir mußten den Wind durchs Laviren zu gewinnen suchen, und blos durch das öftere Wenden des Schiffes, daß wir bald eine Strecke links, bald eine rechts seegelten, schnitten wir den Wind ab, daß wir langsam etwas

vor-

vorwärts kamen. Nachdem wir noch einigemal geankert hatten, kamen wir an eine Rhede, der Cuxhaven genannt. Hier ist ein Ruheplatz für die Schiffe, die aus der See kommen. Durch Hülfe der Tonnen oder Baacken läßt sich das Fahrwasser auf der Elbe recht gut finden.

Eine solche Tonne oder Baack heist bey der Seefahrt ein gewisses Zeichen, z. E. ein grosses Stück Holz oder Kork, oder eine mit eisernen Reifen wohl verwahrte und mit einer Kette oder einem Seile an einen grossen Stein, oder ein Stück von einer zerbrochenen Kanone, (die man auf den Grund des Wassers versenkt) gebundene Tonne, welche auf dem Wasser schwimmt, und anzeigt, dafs da, entweder die von einem, oder dem andern Schiffe abgehaucnen und verlassenen Anker im Grunde liegen, oder dafs sich die Schiffe sonst daselbst in Acht zu nehmen haben. Man richtet auch wohl Masten, Pfähle, u. f. w. wenn es angeht, an solchen Orten auf. An einigen Orten müssen die dahin kommenden Schiffe, zur Unterhaltung solcher Baacken, ein gewisses Geld erlegen, welches eben daher das Baacken- oder Tonnengeld genennet wird.

Unterdessen, dafs wir in der Gegend von Cuxhaven vor Anker lagen, wurde unser Boot nach Ritzebüttel geschickt, um noch einige nöthige Bedürfnisse da zu hohlen. Die Matrosen kamen bald wieder am Bord, d. h. an das Schiff, und brachten einen durch das Lotto verunglückten Schmidt mit, der nun sein Glück zur See versuchen wollte. Wir bekamen

Rückenwind, und erreichten bald den Platz, wo sich die Elbe ins Meer ergießt. Der Anblick des Landes verschwand uns.

Auf dieser Reise, die wegen des günstigen Windes und schönen Wetters außerst angenehm war, erzählten wir uns einander, was wir wußten. Die Reihe kam auch an unsern Schmidt, den neuen Reisegefährten, und wir baten ihn, uns die Ursache seines Entschlusses, zur See zu gehen, bekannt zu machen. Er fieng also an:

„Ich bin stets fleißig in meinem Handwerke gewesen, und habe viele Jahre in einer kleinen Stadt gelebet. Meine Arbeiten gaben mir zwar keinen sehr grossen Ueberschuss, aber doch so viel, daß ich vergnügt leben und etwas hätte sparen können. Aber eine neu errichtete Zahlenlotterie und ein kleiner Hang zum Interesse, verführten mich, wie so viele andere, in dieselbe zu setzen. Ich war schon einige-mal unglücklich gewesen, und hatte schon etwas mehr verlohren, als meine Umstände, und die Einschränkung, die ich mir in meinem Hauswesen vorschreiben mußte, erlaubten.“

„Dennoch war die schmeichelnde Hoffnung, ohne Mühe ein reicher Mann zu werden, so blendend, daß ich nicht den Entschluß fassen konnte, nachzulassen. Ich wollte gerade einige Thaler nachsetzen, als mir meine Frau, die durch den ungewissen Schein weniger geblendet war, davon abrieth. „Du bist nicht glücklich, sagte sie, und überdem sprechen ja auch die vernünftigsten Leute, daß diese Lotterie für
den

den Einfetzer wenig vortheilhaft sey: laß wenigstens diese Ziehung vorüber gehen.“ Da ich mich sonst gerne von meiner Frau lenken liefs, und selbst wohl einfah, daß mein ungewisses Glück noch zu weit entfernt war, so folgte ich dem Rath meiner Frau, und sah die Ziehung selbst mit ziemlicher Gelassenheit heranrücken.“

„Aber welch ein Schicksal! Vier von meinen gewählten, — doch nicht besetzten — Nummern wurden jetzt getroffen. Laute Klagen und Vorwürfe über ein verscherztes Glück beunruhigten mich einige Tage, und endlich entschloß ich mich, mit desto größerer Hitze, das entgangene Glück wieder zu erjagen. Ich verfolgte einige Zahlen, die meiner Meynung nach nothwendig hätten treffen müssen, mit beständig verstärktem Zusatze, und hatte in kurzer Zeit, ohne Mühe, schon funfzig Thaler verlohren, als eines Morgens früh mein Collecteur, ein schlauer Kopf, zu mir kam.“

„Mit einer geheimnißvollen Miene zog dieser einige Nummern aus der Tasche. „Siehe er, redete er mich an, die hat ein Traum einer ehrwürdigen Matrone in der Stadt bekannt gemacht, welche auf eben diese Art, seit fünfmalen schon alle Nummern errathen, aber wegen ihrer Armuth keine hat besetzen können. — Sie gab mir selbige im Vertrauen; und da Er so viel Unglück bey mir gehabt hat, so halte ich es für meine Pflicht, ihm, durch die Mittheilung dieses Geheimnisses, den gehabten Verlust wieder zu ersetzen.“

„So wenig Glaubwürdigkeit dieses Märchen auch verdiente, so traten hier doch einige Umstände zusammen, die mich überredeten. Die gute Miene dieses Mannes, das schon in der Stadt laufende Gerücht von der weissagenden Frau, und der Gedanke, „vielleicht verbesserst du, durch einige glückliche Minuten, das bisherige Unglück,“ waren zu mächtig. Was soll ich wagen, Herr Collecteur, fragte ich?“

„Fünfzig Thaler, antwortete er, sind nicht zu wenig, wenn es etwas rechtes seyn soll.“

„Fünfzig Thaler? rief meine Frau erschrocken. Mann, da bedenke dich lieber etwas!“

„Aber jetzt schüttete der Lotteriediente alle seine Beredsamkeit aus. Er sprach von einmal verscherztem Glücke und vom Verbrechen gegen sich und die Familie; wenn ich dieses zum zweytenmale und vielleicht auf ewig aus den Händen liesse, so würde ich es nie verantworten können. Hier rührte er eine Saite, die einen übeln Nachklang gab. Meine Frau schwieg, und ich war bald entschlossen.“

„Jetzt war nur noch die Frage übrig: wo Geld hernehmen? Aber wie bald war auch diese entschieden! Die sechszig Thaler, die schon seit mehreren Wochen bereit gelegen hatten, um in vierzehn Tagen an einen Mann ausbezahlt zu werden, der mir Eisen anvertrauet hatte, dachte ich, kannst du einstweilen nehmen, und sie dann mit deinem Gewinnst abbezahlen. Das Geld wurde also gegeben, und ich erhielt dafür ein sehr bündiges Originalbillet.“

„Die

„Die Zeit bis zur Ziehung verstrich; allein mit gleichen Schritten kam der jetzt fürchterliche Termin zur Bezahlung des Eisenhändlers heran. Diesen Gedanken begleitete allezeit eine unruhige Ahndung, und die sonst so starke Hoffnung zum Gewinnen, war nicht mehr im Stande, sie zu mindern. Endlich wurden die Nummern, wie gewöhnlich, mit dem feyerlichsten Pompe aus dem Rade gehoben. Ich wurde blaß und roth, als schon zwey gezogen waren, ohne die Meinigen zu treffen, und beynahe erlag ich, als nicht einmal die letzte meinen Einsatz wieder gab.“

„Zitternd kam ich nach Hause, und fand da schon meinen Gläubiger vor, der mich an die auf den andern Tag gefällige Zahlung erinnern wollte. Es ist unmöglich, sagte ich, haben Sie nur noch vier Wochen Geduld, so will ich als ein ehrlicher Mann bezahlen. Das steht nicht in meiner Gewalt, antwortete er, weil ich mit dem Gelde, das ich von ihm erwarte, hier etwas zu bezahlen habe, und in dessen Ermangelung würde mein Kredit einen grossen Stoss bekommen.“

„Ich sahe es bald ein, in welche Verlegenheit er kam, und er merkte es bald, daß er vergebens redete. Da indessen seine Ehre an einem fremden Orte davon abhieng, so griff er zu gesetzlichen Mitteln, und so wurde ich in wenigen Tagen durch den Zutritt meiner andern Gläubiger, weil ich nicht im Stande war, ihnen Sicherheit zu verschaffen, zu Grunde gerichtet.“

„Um nun mit meiner Frau und zwey Kindern nicht ganz Hunger zu sterben, so entschloß ich mich, wieder als Gefelle zu arbeiten. Meine Kinder verlor ich in den Blattern, und meine Frau habe ich vor einigen Wochen begraben lassen. Da ich also nun ganz allein bin, und immer Lust zur See gehabt habe, so will ich sehen, ob ich meine begangenen Thorheiten auf eine andere Art wieder gut machen kann. Ich will einige Jahre als Matrose dienen und mir so viel verdienen, daß ich nachher mein Handwerk wieder anfangen kann.“

Dies wäre also mit wenigen Worten das Leben desjenigen, der, nach der Schiffersprache, unser neues Schiffskind war, welches sich mit Vorsatz und freyer Wahl zu einer Lebensart entschloß, wozu wir gezwungen waren.

Ich komme nun wieder zu unserer Seereise. Sobald wir bey der rothen Tonne, welche außerordentlich groß ist, und wenigstens zwey Meilen hinter Cuxhaven liegt, da wo die Elbe ins deutsche Meer fließt, ankamen, so mußten wir uns bey den Berathschlagungen, die der Schiffer anstellte, einfinden, und versprechen, uns allen Sitten auf dem Schiffe zu unterwerfen. Uns Gefangene aber, befahl er, gehörig zu versorgen und nicht zu scharf einzuschränken. Der Wind war uns günstig, alles wechselte angenehm ab, und ich glaubte schon, das Seereisen hätte bey weitem die Schrecken nicht, die man sich davon machte. Wir kamen, ehe wir es dachten, an die dänische Insel Helgoland.

Hier

Hier wurde ich, mit den zwey andern Gefangenen ausgesetzt, und auf einer Ioelle an die Insel gebracht; — so nennt man hier ein kleines Schiff, das vorn und hinten spitzig ist. — Das große Schiff aber fuhr fort, und bekümmerte sich nicht weiter um uns. Wohl zu Muthe war mir auch jetzt nicht: denn mitten im Meere auf eine Insel gebracht zu werden, und ohne das Geringste zu erfahren, was nun mit mir vorgehen sollte, ahndete ich nichts Gutes, und ich that gewiss tausend Fragen an die Matrosen, in der Absicht, etwas aus ihnen herauszubringen; aber ich erhielt auf keine einzige eine ordentliche bestimmte Antwort.

Endlich brachten sie uns auf die Sanddühne, die der Insel gegen Osten liegt, und die sich ohngefähr eine halbe Viertelmeile von derselben erstreckt, in eine Hütte, welche für diejenigen gebauet ist, die mit ihren Schiffen an der Dühne stranden. Hier erfuhren wir nun unser Schicksal; wir waren auf ein danisches Schiff verkauft, auf dem wir sechs Jahre dienen sollten. Wir mußten hier den Accord unterschreiben, und wurden auf die bestimmten Jahre gemiethet. Wir weigerten uns sehr; aber das half uns nichts.

Sobald alles in Richtigkeit war, so wurde uns gesagt, unser Schiff würde in einigen Tagen ankommen, während dieser Zeit sollte es uns erlauben seyn, auf Helgoland zu gehen, jedoch unter der Bedingung, Niemanden etwas zu sagen, daß wir mit Gewalt ge-

nommen wären. Im Uebertretungsfalle, wäre schon dafür gesorgt, daß es uns unser Leben kostete!

Ich versprach alle mögliche Verschwiegenheit, dachte aber ganz anders in meinem Herzen, und freuete mich königlich, daß ich wieder unter Menschen kam.

Diese für mich so merkwürdige Insel mag etwa acht Meilen vom festen Lande liegen, und zwar liegt sie so, daß sie die Weser nach Süden, und die Elbe nach Südosten hat. Für die Schiffe, die nach Bremen und Hamburg wollen, ist sie die kennbarste und sicherste Landkennung in der ganzen Hamburger Bucht, theils wegen ihrer Entfernung vom festen Lande, welche macht, daß diejenigen, die sie suchen wollen, nicht so leicht in Verlegenheit gerathen, als wenn sie ein ander Land suchen, indem sie auf allen Seiten eine offene See um sich haben, und sowohl auf dem einen als andern Bogen ihr Fahrzeug durch Seegeln retten können, theils wegen ihrer Höhe, im Vergleich gegen die andern niedrigen Küsten, die man nicht eher sieht, als bis man ihnen ganz nahe kommt, theils auch wegen des grossen Vorthells, daß man da zu weiterer Fortsetzung der Reise Lootsen, das heissen solche Leute, denen der Weg auf einem Strohm, oder nach einem Hafen vollkommen bekannt ist, haben kann, wenn es anders das Wetter zuläßt, daß sich ein Boot in der See erhalten kann, wozu noch eine gute Feuerwarte kommt, die dem Seefahrenden in solchem Falle keine geringen Dienste leistet.

Die

Die Sanddühne, worauf ich mich jetzt befand, bestehet aus Sand und einer Art Halm, der darauf wächst. Ausser der gedachten Hütte findet man viele Kaninchen da, und zwey Brunnen, die süßes Wasser geben; diese sind bey grosser und anhaltender Dürre die einzige Zuflucht, wo man sich mit diesem so höchst nöthigen Elemente versehen kann. An dem Strande von der Dühne liegen verschiedene Arten Steine, in gleichen Muschel- und Schneckenschaalen und ein sogenanntes Mumm ergold, das wie ein glänzendes Erz ausseheth. Auch giebt es da, nach Beschaffenheit und Veränderung der Jahreszeiten, verschiedene Vögel, die ihre Nester machen und ihre Eyer ausbrüten.

Diese Dühne ist sonst an der Insel feste gewesen, aber durch hohe Fluthen solchergestalt abgespület worden, daß sie zuletzt von dem Lande völlig abgerissen wurde, und nun ist eine solche Tiefe darzwischen, die von den Einwohnern die Wahl genannt wird, daß die grossen Schiffe, insonderheit zur Fluthzeit, da durchgehen, und sich im Nordhaven vor Anker legen können.

Die Insel selbst wird in das Unter- und Oberland eingetheilet. Das Unterland bestehet aus sandichtem Erdreich und nach dem Strande zu, liegen eine Menge Steine, die grösstentheils abgebrochene Stücken von der Klippe sind und sich an dem Unterlande festgesetzt haben. Es ist solches von einem sehr kleinen Bezirk, und ausser verschiedenen hübschen Wohnhäusern, einigen Buden, worinnen man Schiff- und Fischer-

Fischergeräthe antrifft, ingleichen zwey tiefen Brunnen, deren Wasser zwar nicht sehr salzig, das aber auch nicht recht süß ist, trifft man nichts Merkwürdiges daselbst an.

Dieses Unterland ist jedoch ganz unentbehrlich; es leistet den Nutzen, daß die hiesigen kleinen Fahrzeuge, als Chaluppen und Joellen, auf dasselbe gebracht und wider alle Fluthen und Aufschwellen des Wassers in Sicherheit gesetzt werden können. Will man von dem Unterlande aufs Oberland gehen, so kann solches nicht anders als mittelst einer Treppe, die nahe an 200 Stufen enthält, und nach Osten zu liegt, geschehen. Sie ist ziemlich bequem zu ersteigen.

Das Oberland ist eigentlich ein Fels oder Klippe, etwas sandschiebicht und dabey von röthlichem Ansehen. Es stellt sich dem Auge, auf fünf bis sechs Meilen, wie ein Sarg, in der See dar. Weil es nicht so ganz fest ist, so fallen mannichmal ganz große Stücke weg, wie denn auch das Oberland vorhin viel größer, als es jetzt ist, gewesen seyn soll. Ueber der Klippe befindet sich eine schöne und fette Erde, deren Dicke sich auf anderthalb bis zwey Ellen erstreckt. Die Länge des Oberlandes von Süden nach Norden enthält sieben tausend und sechszig Fufs, die Breite von Osten nach Westen tausend siebenhundert und vier Fufs. Bey Osten ist es weit niedriger, als nach Westen zu, und die größte Höhe beträgt sechs und dreyßig Faden, oder zweyhundert sechzehn Fufs. Die

Spitze

Spitze des Landes nach Norden zu, heisset Nathorn und die nach Süden zu, Sathorn.

Oben auf der Klippe sind ohngefähr vierhundert Häuser, die mit Dachziegeln, grösstentheils aber mit Rohr gedecket sind; die Gassen sind fast alle gut gepflastert, und die Kirche, nebst der daran befindlichen Thurmspitze hat ein gutes Ansehen; sie ist auch innwendig sehr geräumig und nett. Die Einwohner etwa funfzehnhundert an der Zahl, sind meistens Schiffer und Fischer, und so höflich und bescheiden, daß ich mich darüber gewundert habe. Sie leisten den Schiffen, die nach der Weser und Elbe gehen, gute Lootsendienste, für eine gewisse Belohnung. Zuweilen, aber doch feltner, bringen sie auch ein Schiff auf den Herrenstrophm und nach Hufum.

Die Weibspersonen beschäftigen sich mit der häuslichen Arbeit; auch bringen sie die nach dem Fischfang in Unordnung gekommenen Fischertae, woran die Angeln befestigt sind, wieder in Ordnung. Dieses nennen sie Aufschlagen und das Aufstekken der Lockspeise Aesen. Die Lockspeisen sind Seehunde und Ochsenleber; die beste aber sind kleine Fische, die sie Sandspieren nennen, und sehr mühsam, mit einem grossen Zuggarn, am Unterlande, am meisten aber bey der Sanddühne fangen, die aber nicht immer zu haben sind. Bisweilen brauchen sie auch Würmer, und zwar mit grossem Vortheil.

Die Mannsleute tragen Schifferkleider, die Frauensleute aber solche, die mit den gewöhnlichen Dorfklei-

kleidungen einige Aehnlichkeit haben. Bey Wintertagen und ungestümem Wetter bedecken sie den Kopf mit einem rothen Rocke, bey Sommertagen mit einem blauen Schurztuche.

Es werden hier wohl dreyßig Arten Fische gefangen. Die bekanntesten sind: Schellfische, Dörsche, Makrelen, Hunde, Zungen, Gartzens, Kabliau, Hummers, Taschenkrebse, Knurrhähne, Schullen, Steinbütte, Aустern, u. s. w. Die Hummernetze werden den funfzehnten September ausgesetzt, und dieser Fang dauert bis den dreyzehnten Julius; alsdenn werden sie krank, bekommen neue Schaalen, kriechen aus den alten, die ganz und unbeschädigt bleiben und häufig gefunden werden, heraus. Die alten Hummers tragen ihre Eyer in die Meerschneckenhäuser hinein, und schleppen hernach die jungen Hummers aus den kleinen in die größern Schneckenhäuser herum, bis sie selbst herauskriechen, und in dem Seewasser sich ernähren können.

Im Frühling und in Sommertagen giebts hier viele Meven, oder große Wasservögel, ingleichen eine Art von wilden Enten, die sie Taucher nennen; diese legen ihre Eyer an den Seiten von der Klippe und brüten Junge daraus. Im Herbst und im Frühjahr kommt eine Menge Drosseln, Schnepfen, Holztauben und andere kleine Vögel, und zwar im Frühjahr mit Süd-, im Herbst aber mit Nordostwinde. Diese werden entweder geschossen, oder mit kleinen Netzen, die sie über ein niedriges Gesträuch, so sie von dem festen Lande bringen, und in die Erde fest ein-graben,

graben, mit breiten, oder auch mit groſſen Netzen, die ſie an zwey groſſen Pfählen ausſpannen, gefangen und meistentheils nach Hamburg zum Verkauf gebracht.

Auf der Klippe wächst ſchönes Gras und Klee, nebst Blumen. Beydes giebt im Sommer eine gute Weide für Kühe und Schafe. Das Winterfutter muß vom feſten Lande gehohlet werden, wo denn die Fracht manchmal höher, als das Futter ſelbſt, kommt. Holz und Torf wird auch vom feſten Lande gebracht, ingleichen allerhand Lebensmittel; denn das Korn, das hier gebauet wird, beſtehet etwa in dreyhundert Tonnen Gerſte; anderes Getraide wird hier nicht gebauet, weil ſie keine Pferde zum Pflügen haben. Die Saatacker werden von den Weibsleuten umgegraben, hernach beſaet und geegget, und weil hier keine Waſſer- oder Windmühle iſt, ſo wird alles Getraide vom weiblichen Geſchlechte auf Handmühlen gemahlen.

Auf der Klippe nach Norden zu, ſind drey ſogenannte Sapskuhlen, worinnen Regenwaſſer aufbehalten wird, die aber bey langer Dürre leicht austrocknen. Einige Häuſer ſind auch mit Brunnen und dazu gehörigen Waſſerrinnen verſehen. Das Herrenhaus, das gedoppelte Paſtorenhaus und das Schulhaus, ſind die anſehnlichſten Gebäude auf dem Oberlande. Auf der Klippe ſind verſchiedene Berge oder Hügel; auf einem ſtehet eine Vogelſtange, einer heiſſt der Lootſenberg, in einem andern iſt ein Pulverbehältniß angelegt, auf noch einem andern iſt die Feuerbacke, worauf alle Nächte ein Feuer

VON

von Steinkohlen zum Besten der Schiffahrt von der Stadt Hamburg unterhalten wird.

Zum Gartenbau fehlt den Einwohnern die Zeit, zumal da sie auch Baum- und Erdfrüchte genug vom festen Lande bekommen. Die Luft ist sehr temperirt und gesund, und es giebt hier Leute, die ein sehr hohes Alter erreichen.

Unten bey Süden der Klippe, steht ein von derselben abgebrochenes Stück, das sie den Mönch nennen; dergleichen findet man noch verschiedene. Eine halbe viertel Meile vom Lande ist der hohe Stein, welcher eine gefährliche Klippe unter dem Wasser ist. Die Stadt Hamburg unterhält zum Warnungszeichen für die Schiffer eine rothe Tonne dafelbst.

Der König hat hier einen Landvoigt und zwey Prediger bestellt, die sich einander an Würde und Einkünften gleich sind. Wenn sie acht Jahre hier gewesen sind, so sollen sie, nach allerhöchster Zusage, mit einem einträglichen Dienste auf dem festen Lande versehen werden. Auch sind hier sechs Rathsheute, acht Quartiersleute, deren Amt acht Jahre dauert, und sechszehn Aeltesten. Diese und die Quartiersleute stellen die Landschaft vor; sie besorgen die Angelegenheiten und das Beste der Insulaner. Von den zwey Schulmeistern muß der eine im Buchstabiren und Lesen, der andere im Schreiben und Rechnen unterrichten.

Sind zwey Helgolander mit einander versprochen, so besucht der Bräutigam seine Braut gewöhnlich

lich dreymal in der Woche, nämlich den Mittwoch, Sonnabend und Sonntag Abend. Wenn ein Einheimischer ein Bürlös oder fein Bürger- und Strandrecht kauft, so giebt er zehn Mark Dänisch Geld dafür. Ein Fremder aber erlegt funfzehn Mark und muß eine gebohrne Helgoländerin heurathen, als etwa eine Wittwe, weil die hier selten wieder verheurathet werden.

Die hiesige Sprache ist zwar ursprünglich Friesisch, doch durch den vielen Umgang mit Fremden so sehr verändert worden, daß sie als eine vermischte anzusehen ist, und sehr ungeräumt klinget.

Ich mochte etwa drey Tage auf dieser Insel gewesen seyn; so hatte ich auch durch Fragen genug erfahren, daß hier Recht und Gerechtigkeit herrschte, und daher hielt ich es auch nicht für rathsam, mich länger als einen Gefangenen behandeln zu lassen. Verschiedenemale waren wir auf der Insel mit unsern Führern herumgegangen, und ich hatte mir die Predigerwohnungen sehr gut gemerket. Unter dem Vorwand, mir eine Pfeife Tobak anzubrennen, gelang es mir, so viel Zeit voraus zu gewinnen, daß ich meinen Auflauern durch Entlaufen das Zuvorkommen spielen konnte. Es glückte mir, daß ich aus dem Hause kam, ehe ich nur vermißt wurde, und kam glücklich an die Predigerwohnungen.

Geradezu lief ich in die Stube, und bat den Prediger, er möchte sich doch eines Unglücklichen, der mit noch zwey Andern einem Seelenverkäufer in die Hände gefallen waren, erbarmen, und sich unserer als Men-

schenfreund annehmen. Er fragte mich, wer ich wäre, wie ich in dieses Unglück gerathen sey und dergleichen, und versprach mir Schutz. Der edle Mann hielt Wort, gieng gleich selbst zum Landvoigt, und dieser traf auch sogleich die Veranstaltung, daß meine beyden andern unglücklichen Reisegefährten in Freyheit und Sicherheit kamen. Unsere Führer und Aufseher wurden gleich auf obrigkeitlichen Befehl in Verhaft genommen und uns versprochen, die scharfste Untersuchung anzustellen. Wir bekamen zugleich allen Schutz und alle Sicherheit, und kaum hatten die gutmüthigen Einwohner unser hartes Schicksal erfahren, so bewiesen sie uns auch, auf alle mögliche Art, ihr Mitleiden.

Die Freude eines Unschuldigen, der zum Tode verurtheilt und frey gesprochen wird, kann nicht größer seyn, als jetzt die unsrige war. Wir fielen unsern Errettern um den Hals und vergossen Ströme von Thränen. Neue Hoffnungen belebten unsre Herzen, und wir fühlten jetzt das Glück der menschlichen Freyheit ganz.

Nachdem die Matrosen waren verhört und ihr Geständniß mit unserer Aussage übereinstimmend gefunden worden, so sorgte sowohl der Prediger, als die Obrigkeit dafür, daß wir nach unserm Wunsch, wieder nach Hamburg kämen. Ein amerikanisches Schiff, das nach Hamburg wollte, kam an die Insel und machte mit einem Loots den Accord, dasselbe bis nach Wangeroog zu führen. Der Schiffer wurde mit dem Lootsen um sechzig Thaler einig. Diesem Manne wurden

wurden wir anvertrauet, und der Capitain versprach, alle Sorge für uns zu haben. Unsere Erretter wünschten uns eine glückliche Reise, und wir ihnen allen göttlichen Segen für ihre menschenfreundliche Hülfe.

Freudig stiegen wir an Bord und fahen uns schon im Geiste in wenigen Tagen wieder in Hamburg. Aber es war von dem, der Alles regieret, anders beschlossen, wenigstens für mich. Ach! wie glücklich ist der Mensch, daß er seine Schicksale nicht voraus weiß, sondern daß sie ihm verborgen sind! Kaum waren wir eine Meile gefahren, so stieg ein fürchterliches Unge- witter mit heftigem Sturme auf. Die Wellen wurden durch die Heftigkeit des Windes immer stärker und verursachten ein beständiges Schwanken des Schiffes. Nach einer Stunde wurde der Wind so stark, daß er in Sturm ausartete. Die fast immer unruhige Nord- see wurde bald tobend; Thurmhohe Wellen wälzten sich über einander und Schaum bedeckte das tobende Meer. Jede, unser Schiff aufhehende, Welle und jeder Abgrund, worein es wieder geschleudert wurde, erregte neues Schrecken. Wer nie zur See gewesen ist, kann sich wohl schwerlich vorstellen, in welchem angstvollen Zustande sich derjenige befindet, der zum erstenmal Zeuge und Beywohner eines Seesturms ist.

Unsre Furcht erregte bey den Seeleuten anfangs bloß Lachen: denn diese Art Leute, die gleichsam in ihrem Elemente sind, achten das gewöhnliche Toben des Meeres nicht; sie sind dabey so gleichgültig, als andere Menschen zu Lande bey übler Witterung.

Doch in der Folge wurden sie auch furchtsam. Es wurde für gut befunden, kein Land zu suchen. Das Senkbley wurde geworfen, und wir hatten zu unserm Schreck nur noch ein und zwanzig Faden tiefes Wasser. Jetzt entstand ein allgemeines Klagen und Alle fürchteten einen Schiffbruch. Zu unserm Glück fanden wir gleich wieder einige dreyßig Faden Wasser.

Durch das beständige Schwanken des Schiffes fand sich auch bey uns dreyen die Seekrankheit sehr bald ein. Diese Krankheit bestehet eigentlich in Kopfweg, starkem Schwindel, Uebelkeiten und Erbrechen; sie hält bey den Meisten vier und zwanzig Stunden, bey schwachen Naturen aber wohl drey Tage an. Da sich nun unsre Krankheit immer mehr vermehrte, und das Verdeck des Schiffes dadurch in einen ekelhaften Zustand gerieth, wodurch zugleich die Matrosen in ihrer Arbeit gestöret wurden, so sperrte man uns, als Seekranke, in das Innere des Schiffes. Alle Oeffnungen, die zu unsern Behältnissen giengen, wurden zugemacht, und man gab uns einige Fässer zu unserer Entledigung. Auf diese Art mußten wir zwey Tage aushalten; zum Essen bezeugte keiner von uns Lust, und gerade durch Diät legte sich unsre Krankheit. Weinessig, den man uns reichte, munterte uns endlich wieder auf, und stellte die Esslust wieder her. Dieses Mittels bedient man sich nach der Seekrankheit allgemein. Die Eßsbegierde war jetzt von der Art geworden, daß uns die Schiffskost recht wohl zu schmecken anfieng, und wir wußten nichts, als die genaue Eintheilung daran zu tadeln.

Der Sturm liefs nun zwar auch nach, man konnte aber nicht sagen, dafs er sich völlig gelegt hatte, weil er oft, wenn es auch einige Stunden ruhig war, sich plötzlich wieder erhob. Ueberhaupt aber wechselten Sturm und widrige Winde fast beständig mit einander ab, und wir waren so sehr von dem Wege nach Deutschland verschlagen, dafs wir nach Holland kamen. Ob nun gleich diefs nicht der Ort unserer Landung war, so mußten wir doch aus Noth, weil der Sturm viele Ausbesserungen an Tauwerken und See- geln nöthig gemacht hatte, im Texel einlaufen, und der Ort wurde von uns nach gewöhnlichem Gebrauch mit Lösung unserer Canonen begrüßt. So froh nun Jeder war, seinen Tod entgangen zu seyn, und so sehr auch ich Ursache hatte, mich darüber zu freuen, so traurig wurde ich doch bey dem Gedanken, dafs ich ohne Geld, Kleidung und Bekannte, so weit vom Vaterlande entfernt leben sollte, bis unser Schiff ausgebessert wäre.

Da auf dieser bekannten Nordhollandischen Insel etliche Dörfer liegen, so gieng ich in eins derselben, welches Koog hiefs, und erzählte dem dasigen Prediger mein gehabtes Schicksal. Allein ich fand keinen Helgolander Prediger an ihm. Meine Erzählung kam ihm fabelhaft vor, er setzte Mißtrauen in meine Ehrlichkeit und erklärte mich geradezu für einen Taugenichts! Nachdem er mich seiner Meynung nach mit hinlänglichen Unhöflichkeiten überhäuft hatte, so gab er mir einen holländischen Gulden mit der guten Lehre, ihn nie wieder zu belästigen. Wie gerne hätte

ich diesem Manne sein Geschenk gelassen, wenn ich mir nur irgend hätte zu helfen gewußt. Ach! was empfand mein Herz bey diesem Auftritte! Empfindlicher hat es nie gelitten, und saurer ist mir nie ein Stück Geld einzunehmen geworden.

Aeufserst bekümmert gieng ich auf der etwa dreytaufend Schritte breiten Insel herum, und sann auf Mittel, wie ich mich erhalten wollte, und wie ich wieder nach Hamburg käme. Mit dem hier angekommenen Schiffe würde es mir in einem Orte, wo Alles so außerordentlich theuer war, gar zu kostbar geworden seyn, zumal da ich wußte, daß mir der größte Theil meines Geldes durch den Seelenverkäufer in Altona abgenommen war, und ich nur höchstens 30 Thaler in meinem Koffer gelassen hatte. Ich faßte also den Entschluß, zu Fuß durch Westphalen zurückzugehen, gute Menschen um Unterstützung anzuflehen und mich so kümmerlich, als nur möglich, zu behelfen. Schon war ich im Begriff, von meinem Capitain Abschied zu nehmen, als mir ein Mann, mit einem recht einnehmenden Gesichte, begegnete. Ich wandte mich an ihn, und bat ihn auf Deutsch um ein Almosen. Er gab mir ebenfalls einen holländischen Gulden, aber mit weit besserem Herzen, als jener Prediger. Nachdem er mir denselben gegeben hatte, so fragte er mich, ob ich ein Deutscher wäre, aus welcher Gegend und was ich für ein Gewerbe triebe? Ich antwortete ihm sehr bestimmt auf alle seine Fragen, und da er hörte, daß ich ein Candidatus Theologiae

logiae wäre, so wunderte er sich über meine Lage, die mich nöthigte, um Allmosen zu bitten.

Als ich merkte, dass ich mit einem Manne von edlen Empfindungen redete, so entdeckte ich mich ihm ganz, und berief mich zur Bestätigung der Wahrheit von dem, was ich ihm gesagt, auf meinen Captain. Er gieng mit mir an das Schiff, und da er die genaueste Uebereinstimmung hörte, so griff er in die Tasche und gab mir noch einen Dukaten. „Getrauen Sie sich damit, sprach er, eine Zeitlang reisen zu können, so soll es mir Vergnügen machen, etwas dazu beyzutragen.“ Ich dankte ihm, so gut ich konnte, ergriff aber auch zugleich die Gelegenheit, ihn zu bitten, mir auf zehn oder zwanzig Thaler Geld Kredit zu verschaffen, mit der Versicherung, diese Summe sogleich, als ich wieder in Hamburg angekommen seyn würde, zu überschicken.

Auf dieses Zumuthen bedachte er sich etwas, und ertheilte mir endlich diese Antwort. „Ich setze zwar kein Mißtrauen in Ihr ehrliches Gesicht; allein ich möchte doch erst recht den Zusammenhang Ihrer Lebensgeschichte und Ihres gehabten harten Schicksals wissen. Wer sind Ihre Bekannten in Hamburg?“ Ich nannte sie ihm; er kannte aber Niemanden darunter, als einen gewissen Kaufmann Voigt. „Gut, sagte er, diesen Mann kenne ich, stimmt seine Antwort mit Ihrer Erzählung überein, so will ich suchen, Ihnen zu helfen. Ich bin auch ein Deutscher, und will Ihnen gern, als Landsmann, helfen, wenn sich Ihre Sache so verhält.“ Da ich ihm nichts als Wahrheit ge-

sagt hatte, so konnte ich mir schon im Voraus Glück wünschen. „In zwey Tagen, fuhr er fort, gehe ich wieder nach Amsterdam zurück, bleiben Sie so lange hier, ich will für Ihren Unterhalt sorgen, und wenn ich abreise, können Sie mit mir reisen.“

Vor Freuden küßte ich diesem Manne die Hand. Nun wurde mirs recht leicht ums Herz, und mein Gesicht wurde wieder froh. Mit ganz andern Augen betrachtete ich nun den lebhaften Texel, die Schanze, und die Dörfer Hoorn, Koog und Osteynde. Mein Wohlthäter, ein gebildeter Kaufmann, merkte bald, daß ich kein unordentlicher Mensch, oder Bettler von Profession wäre; er gewann mich lieb, schenkte mir Zutrauen und liefs sich häufig mit mir in Unterredungen ein.

Unter andern sagte er mir, daß Amsterdam weit glücklicher seyn würde, wenn die Fahrten in den Texel nicht so sehr mit Sand angefüllt wären, den der Wind durch die Meereswellen immer mehr und mehr hineintriebe. Dadurch, fuhr er fort, sind ungemein viele Untiefen entstanden, und die größten und schwersten Schiffe, welche die Republik hat, sieht man jetzo nicht, wenn man bey Amsterdam ist, sondern sie liegen hier vor dem Texel auf der See.

Weil es aber öfters die Nothwendigkeit erfordert, daß auch schwere Schiffe manchmal heraus und herein gebracht werden, so bedienen sich unfre Schiffer gewisser Maschinen, die Kameele heißen. Diese tragen die schweren Schiffe durch die untiefen Oerter, indem sie dieselben ein wenig in die Höhe heben.

heben. Er zeigte mir ein solches Kameel, und ich bewunderte diese sinnreiche Erfindung. Es war ein langlicht rundes und flaches innwendig hohles Fahrzeug, so daß es mit Wasser angefüllt werden konnte. Soll ich es mit etwas, das ihm am ähnlichsten ist, vergleichen, so ist es eine kupferne langlich runde Warmflasche, in welche man des Winters heißes Wasser gießt. Zwey von diesen Maschinen werden durch eine untere Oeffnung voll Wasser gelassen, und wenn dieses geschehen, so wird an jede von den beyden Seiten des Schiffs, eine von diesen Maschinen angebunden und angeklammert. Dieses geschiehet an den feichten Orten, wo Gefahr für das tief gehende Schiff ist. Sind sie an das Schiff befestigt, oder haben sie es gleichsam angepackt, so wird das Wasser, theils durch andere Oeffnungen herausgelassen, theils herausgepumpt. Indem sie dadurch natürlicher Weise leichter werden, so werden sie von der See in die Höhe gehoben, und sie nehmen das Schiff, an welches sie angeklammert sind, auch mit in die Höhe. Alsdenn fährt der Schiffer damit so weit, als es der Tiefe halber nöthig ist, und so bringen denn endlich die Kameele die Schiffe durch den Texel. Ich läugne es nicht, ich hatte wohl den Gebrauch von einer solchen Maschine sehen mögen.

Nach zwey hier ganz sorgenlos verlebten Tagen, reiste ich mit meinem Wohlthäter, dessen Name Meier war, nach Amsterdam, den Tyrus der damaligen Zeit. Der Anblick dieser Stadt und sonderlich die Menge Schiffe, welche vor derselben lagen

und fast wie ein Wald schienen, setzte mich in keine geringe Verwunderung. Wir fuhren durch die Zingel-, Kaisers-, Prinzen- und Heere-Gracht, und kamen endlich an das Haus des Herrn Meiers. Er liefs mich in eine Stube führen, wo ich etwa eine halbe Stunde blieb. Darauf kam er zu mir, und sagte, er hätte einstweilen mich in der Nachbarschaft eingemietht. Ich würde da alles Nöthige bekommen, und wenn mir etwas fehlte, so sollte ich nur zu ihm kommen; doch müßte solches nicht des Morgens geschehen, weil es da seine Geschäfte nicht erlaubten, Besuch anzunehmen.

Ein Bedienter brachte mich in meine neue Wohnung; der Wirth war ein Sattler und sowohl er als seine Frau gute Leute. Da sie sahen, daß ich sehr ordentlich und still war, so gewann ich ihr Zutrauen bald; und da wir uns erst näher kennen lernten, so war mein Aufenthalt bey ihnen sehr angenehm. Herr Meier hatte sich täglich nach mir erkundiget, und das Lob, das mir diese Leute gaben, vermehrte in der That seine guten Gefinnungen noch mehr gegen mich.

Sobald ich den andern Morgen aufgestanden war, so fieng ich an, Briefe an meine Hamburger Freunde zu schreiben, und ihnen den ganzen Verlauf, wie es mir gegangen war, zu benachrichtigen. Diese Briefe brachte ich unverfiegelt zu meinem Wohlthäter, und bat ihm, solche erst zu lesen und dann mit wegzuschicken. Zugleich bat ich einen meiner Freunde, mir aus meinem Koffer meine Testimonia academica, so geschwind
als

als möglich, mit der Post, meinen Koffer aber mit Schiff Gelegenheit zu senden.

Es dauerte kaum acht Tage, so hatten wir mit der reitenden Post Nachricht. Die Briefe waren beynahe alle eines Inhaltes. Jeder versicherte, ich sey ein ordentlicher und rechtschaffner Mann, dessen unglückliches Schicksal Bedaurung verdiene. Nun wurde Meier erst recht großmüthig gegen mich. Er liefs sich meine *Testimonia academica* von einem Gelehrten übersetzen; und da er hörte, dafs ich in allen *Doctissimus, Praenobilissimus, Ornatissimus, assiduus ac diligens Auditor u. s. w.* genannt wurde, so wufste er nicht, was er mir zu Gefallen thun sollte. Er nahm mich in sein Haus, gab mir eine kleine prächtig ausmeublirte Stube, machte mir Bekanntschaften mit Gelehrten, nahm mich mit an seinen Tisch, und gieng, von der Zeit an, öfters mit mir aus. Seine Empfehlungen verschafften mir überall Eingang, und ich habe es daher wirklich bestätigt gefunden, dafs es wahr sey, was man von den Holländern rühmet, dafs die Wissenschaften bey ihnen geschätzt werden.

Ich mochte etwa vierzehn Tage bey ihm gewohnt haben, so kam er an einem Morgen freudig zu mir, brachte mir einen Brief, den ihm sein Freund Richard, ein reicher Kaufmann aus Portsmouth, geschrieben und worin er angefragt hatte, ob er nicht einen gesetzten Mann wisse, der Lust habe, mit einem jungen Engländer nach Lissabon und von da nach Ostindien zu reisen? Ich hatte wenig Lust zu diesem Antrage; denn das Seereisen hatte ich zur Lust satt bekommen.

kommen. Auf sein Zureden aber entschloß ich mich endlich, die Stelle eines Gesellschafters und Führers anzunehmen, und Meier schrieb sogleich wieder nach Portsmouth, daß er seine Wünsche befriediger und ihm einen deutschen Gelehrten verschafft habe, den er in seinem Hause habe, und mit dem er gewiß zufrieden seyn würde. Die darauf erfolgte Antwort sicherte mir ein Solair von ohngefähr achthundert Thalern, nebst der Versprechung, daß ich auf dem Schiffe und auf der ganzen Reise alles frey, auch, so viel wie möglich, alle Bequemlichkeiten haben, und wenn ich mit dem jungen Manne gesund zurückkäme, noch überdiess ein Geschenk von dreyhundert Guineen bekommen sollte. Geld, pflegt man zu sagen, macht Muth; so war es jetzt auch bey mir der Fall. Ich vergaß die Gefahren, denen ich mich durch eine solche Reise aussetzte, und dachte an nichts, als an die schönen Guineen, die ich mir auf dieser Reise sammeln würde.

Ohngefähr noch vier Wochen brachte ich darauf in Holland zu, und diese benutzte ich, auf Anrathen meines Wohlthäters, ein Land kennen zu lernen, das höchstens 625 Quadratmeilen, größtentheils einen morastigen oder sandigen Boden hat, und mit welchem die Natur überhaupt stiefmütterlich umgegangen ist, das aber auch beweiset, was Menschenhände, Menschenwürksamkeit und menschliche Erfindungskraft vermögen, so bald sie nur auf eine gehörige Art in Bewegung gesetzt und in steter Thätigkeit erhalten werden.

Das nun auch zu sehen, was Andere vor mir gesehen hatten, mir eine allgemeine Idee von einem Lande zu machen, das durch Handlung reich, aber durch seine Künstler und Gelehrte berühmt worden ist, ein Land, welches das originelleste in Europa ist und das Vaterland der Industrie genannt werden kann, von diesem Lande so viel Facta als möglich zusammenzuraffen und für mich selbst Reflexionen darüber anzustellen, die in die Augen fallendsten Wirkungen des Nationalcharakters und einiger politischen Einrichtungen selbst zu sehen, das waren die Gränzen, die ich mir dabey setzte.

Wenige Länder giebt es, die von der milden Natur weniger bedacht waren, als diese Landschaften; und doch muß man gestehen, daß es, wenn man seine blühenden lachenden Fluren, seine paradiesischen Gärten, seine prachtvollen Städte, seine öffentlichen Anstalten und die Menge der Einwohner sieht, eins der interessantesten und merkwürdigsten Länder der Erde ist. Man hat dieses Volk oft mit den Phöniziern verglichen; aber ich glaube, mit Unrecht. Denn ungleich größer ist der Niederländer in seinen kühnen Unternehmungen, durch welche er die Hindernisse der Natur überwunden hat, um sich nur erst einen Platz zu verschaffen, auf welchem er seine Wohnung aufschlagen konnte; größer in seinem ausdauernden, unüberwindlichen Muthe gegen die tausendfachen Schwierigkeiten, gegen die er Jahrhunderte zu kämpfen hatte, ehe er seinem Staate eine feste Consistenz verschaffen konnte.

Man

Man denke, um sich davon zu überzeugen, an den elenden sumpfigten Boden, der weiland eine Wohnung ekelhafter Thiere, jetzt, wenigstens in den allermeisten Gegenden, die fruchtbare Weide munterer Heerden, oder der Grund ist, auf dem stolze Gebäude ruhen. Man betrachte die grossen kostbaren Dämme, durch welche die Niederländer selbst dem tobenden Meere sein Ziel setzten; kurz, man gehe ihre Geschichte seit den letzten Jahrhunderten durch; lese ihre Großthaten, und man wird nicht mehr unschlüssig bleiben, zu bestimmen, welches von den beyden Völkern in der Vergleichung gewinnt.

Im Ganzen genommen, haben die fleissigen Niederländer ihr Land so schön verschönert und in solcher Maasse cultivirt, dafs sie nicht leicht von irgend einem andern Lande werden erreicht werden. Reinlichkeit, die oft ins Uebertriebene fällt und ausgefuchter Geschmack, herrschen in allen ihren Anstalten. Nirgends findet man schönere, saubere, niedlichere Städte, Dörfer und Wohnungen, als in Holland; die Kanäle, die durch die Strassen gehen, sind an beyden Seiten mit Bäumen geziert. Ein grosser Theil des Landes liegt tiefer, als die Fläche des Meeres selbst, daher die Menge der Kanäle und Gräben, mit welchen das Land durchschnitten ist, daher die grossen Veranstaltungen, das zu niedrige Wasser in die Höhe zu bringen, und es dem Meere und den Flüssen wieder zu geben; daher die grossen Dämme, welche gegen das Meer zu angelegt sind.

Deswegen ist es nun auch eine natürliche Folge der vielen Gewässer, welche sich in und um Holland in so großer Menge befinden, daß dadurch die Luft verdickt, häufige Nebel und Regen entstehen, und das Klima selbst feucht und kalt gemacht wird.

Die Naturproducte dieses Landes können, weil es an sich so unfruchtbar ist, auch bey der sorgfältigsten Cultur nicht wichtig seyn. Indessen, was menschlicher Fleiß in einem solchen Boden ziehen kann, das ist hier nicht unversucht geblieben. Der Vorrath des Getraides, der im Lande erzeugt wird, reicht bey weitem nicht zum Unterhalte der Einwohner zu, und muß daher von den in diesem Stücke reichern Nationen das Fehlende zugeführt werden. Aber Farberöthe, Tobak, Obst, dessen Anbau zu einer erstaunlichen Grösse gestiegen ist, Blumen, Samereyen und besonders eine große Menge Torf, bringt das Land in einem desto größern Maasse hervor. Ohne das letztere Product würden die Einwohner den Mangel des Holzes fast allein durch die englischen Steinkohlen, deren sie jährlich noch eine große Menge bedürfen, ersetzen müssen. Mehr als alles dieses können die Holländer die Viehzucht benutzen; denn dazu giebt ihnen der fette grasreiche Boden vorzüglich Gelegenheit. Zum Beweise dessen führe ich ihren starken Handel mit Butter und Käse, die unter dem Namen Texler und Edammer bekannt genug sind, an. Ihre Schaafheerden liefern ihnen zu ihren Manufacturen einen großen Vorrath von Wolle, und es ist kein Haus- und Lastthier, wel-

welches ihnen fehlte. Und was den Holländern schon seit den ältesten Zeiten die Fischerey gewesen ist, wie sehr diese ihren Reichthum vermehret hat, davon zeugt die Grösse ihres Handels mit Fischen. In ihren eignen Gewässern fangen sie schon eine Menge der wohlschmeckendsten Fische, als Kabliau, Schelfische, Rochen u. s. w.; aber sie blieben nicht blos in ihren eignen Gränzen, sondern dehnten diesen Nahrungszweig immer weiter aus, und so entstand der so sehr ins Grosse gehende Herings- und Wallfischfang. Fische bringen sie in allen Seestädten selbst zu Markte, und verführen sie in alle Theile der Welt. Ehedem war freylich dieser Handel, zumal mit Heringsen, ungleich blühender, da wohl 1500 Schiffe auf den Heringsfang ausgiengen; da hingegen bey meinem Daseyn etwa 300 die ganze Anzahl ausmachten.

Die allgemeine Duldung, welche in den vereinigten Niederlanden gleich nach der errungenen Freyheit eingeführet ward, ist der Hauptgrund der so schnell angewachsenen und vermehrten Volksmenge. Alle, wegen der Religion in andern Ländern Verfolgte, fanden hier einen sichern Zufluchtsort; Jeder, der sich nur, als ein ruhiger, den Gesetzen sich unterwerfender, Bürger des Staats betrug, ward mit offenen Armen aufgenommen. Daher findet man in Holland nach Verhältniß die stärkste Bevölkerung. Die sieben Provinzen und die Landschaft Drenthe enthalten 113 Städte, und ohngefähr 1400 Flecken und Dörfer, ausser den 25 Städten in den, vor der französischen Einnahme, sogenannten Generalitätslanden. Und in diesen

diesen Oertern waren damals über zwey Millionen Einwohner, wovon die Provinz Holland weit über ein Drittheil enthielt.

Die Handlung und Schiffahrt der Holländer war damals bey weitem nicht mehr so blühend, als in altern Zeiten; sie war schon durch die Concurrenz anderer Nationen ziemlich vermindert worden. Indessen behaupteten sie doch noch nächst den Engländern den Rang unter den handelnden Nationen. Ihre ausgebreiteten Manufacturen und Fabriken setzten unzählige Hände in Arbeit und verschafften einem grossen Theile der Einwohner Nahrung und Unterhalt. Die damals blühendsten waren die Leinevand- und Papierfabriken, die Fabriken und Siedereyen des Kampfers, des Borax, der Scharlachfarbe, des Bleyweisses, Schwefels, Harzes, Pechs, Thrans, Salzes, Zuckers und die Wachsbleichen. Der Buch- und Diamanthandel, die Ziegel- Pfeifen- und Topfbrennereyen, und noch unzählige andere Arten der Fabriken, beschäftigen ebenfalls eine grosse Menge Menschen.

Dass aber alle diese Nahrungsgewerbe sämmtlich unter den nachher erfolgten Unruhen und besonders in jetzigen Zeiten ausserordentlich werden gelitten haben, ist ohne Zweifel, da ein grosser Theil der so fleissigen Bürger, verblendet, seine friedliche Werkstatt und seine nützlichen Handwerksgeräthe mit den Waffen vertauschet hat! Ich übergehe daher auch alle Bemerkungen, die ich mir damals von der hiesigen Handlung machte; denn wem ist es unbekannt, wie

Erster Theil.

Q

wenig

wenig eigentliche Handlungsgeschäfte die Holländer jetzt, seitdem sie in französischen Händen sind, nach den ehemaligen Handlungsländern, als: Deutschland, Frankreich, Rußland, Italien und der Levante u. s. w. treiben können!

Und ich befürchte, daß auch die beyden vornehmsten Handelsgesellschaften, die ost- und westindische Compagnie, ihren völligen Sturz bekommen. Ihre glücklichen Umstände sind schon in den letzten zwanzig Jahren sehr gesunken; sie sahen sich nicht einmal mehr im Stande, die nöthigsten Bedürfnisse aus ihren Mitteln zu bestreiten; sie mußten ihre Zuflucht zu einer starken Anleihe nehmen. Der kurze Krieg, in welchen die Nation, durch die Haupter derjenigen Faction, die sich Patrioten nannten, mit England gestürzt ward, traf wirklich die ostindische Gesellschaft am allerheftigsten. Sie berechnete den Verlust, den sie durch England erlitten hat, auf nicht weniger als sechs und zwanzig Millionen Gulden. Man mache hievon den Schluss auf den unendlichen Nachtheil, den dieser französische Krieg in unsern Tagen der Compagnie und dem Staate, im Ganzen, verursacht haben müsse!

Es ist in der That zu bedauern, daß diese beyden Gesellschaften, besonders die Ostindische, die nun beynahe zweyhundert Jahre von den holländischen Unterthanen errichtet sind, lediglich durch Uneinigkeit der Nation zu Grunde gehen sollen. Dieses commercium war für sie nach allen Umständen äußerst vortheilhaft, hat unermessliche Schätze in
ihre

ihre Länder gebracht, hat ihre Regierung mit erstaunlichen Summen versorget, und Gelegenheit gegeben zu der grossen Seemacht, welcher die Republik sowohl ihre eigne häusliche Freyheit, als auch das Ansehen, darin sie in Europa stand, zu verdanken hat; und alle diese Vortheile opfert die jetzige Nation den Blendwerken der Franzosen muthwillig auf!

Mit etwas mehr als sechs Millionen Gulden ward 1602 der Grund zu der berühmten ostindischen Compagnie gelegt. Diese Gesellschaft war bald über alle Erwartung in ihren Unternehmungen glücklich. Batavia ward, nicht lange nach der Eroberung der molukkesischen Inseln, der Hauptsitz ihres Handels, welcher sich nun nach Javan und bald darauf nach Koromandel verbreitete. 1653 setzte sie sich in den Besitz des Vorgebirges der guten Hoffnung und 1656 errichtete sie den Handel nach China. Das Gebiet der Gesellschaft in Indien war von einem viel grössern Umfange, als alle sieben vereinigten Provinzen zusammen genommen, und sie handelte daselbst beynahe als völlig souverain; denn sie führte Regierung und Krieg, prägte Münzen, schickte und nahm Gesandte an, errichtete Vestungen und unterhielt Schiffe. Die mächtige Gesellschaft stand indessen unter den ehemaligen Generalstaaten, von welchen sie sich ihre Privilegia erneuern lassen mußte, und in deren Namen sie mit den indischen Provinzen Verträge schloß. Dreyimal des Jahres schickte sie Schiffe nach Indien, wovon jedes, das zur Flotte gehörte, mit

der Ladung und dem baaren Gelde, wenigstens auf 400000 Gulden geschätzt wurde. Man kann sich also hieraus ohngefahr einen Begriff von dem Werthe einer ganzen Flotte machen. Bis zum Jahr 1740 betrug der Ertrag der Schiffe, seit der Errichtung der Gesellschaft, mit dem Einkaufe in Indien 360 Millionen Gulden.

Weniger beträchtlich war von jeher die westindische Gesellschaft. Der erste Fond derselben war wahrscheinlich stärker, als der bey der Gründung der ostindischen; denn er betrug über sieben Millionen, und ward späterhin, noch bis zu achtzehn vermehrt; auch waren ihre Unternehmungen im Anfange mit dem ausserordentlichsten Glücke begleitet. Brasilien und eine ganze Silberflotte, eilf Millionen am Werthe, fielen ihr in die Hände; aber sie konnte sich doch nicht lange erhalten, fiel immer tiefer, und kam so weit herunter, daß sie wieder aufgehoben werden mußte. Die auf ihren Trümmern neu errichtete westindische Gesellschaft ist sehr unbedeutend gewesen, und wird wahrscheinlich durch die Hülfe der Franzosen ihr Grab völlig finden.

Wegen der so sehr ausgedehnten Religionstoleranz war es natürlich, daß in keinem christlichen Lande wohl mehrere verschiedene Secten angetroffen wurden, die in diesem Freystaate neben einander lebten, als damals in Holland. Die Reformirte Kirche war die herrschende und alle Bedienungen wurden durch Reformirte besetzt. Nächst ihnen war die Zahl der Römischkatholischen am stärksten; etwas geringer
die

die der Lutheraner, Armenianer, Mennonisten, Herrnhuter, Collegianten und Juden fanden sich auch in grosser Anzahl. Viele von den Reformirten führten damals ihre Bibel beständig in der Tasche; sie lasen sogar in den Treckschuyten darinnen. Ihre Kirchen hatten ausserst wenig ins Auge Fallendes, und waren in einem schlechten Zustande. In einer derselben fielen mir die Worte jenes spanischen Gefandten am französischen Hofe unter Heinrich IV. ein. Als dieser von Paris nach Fontaineblau reiste, um das französische Escorial zu sehen, so trat er zuerst in die alte dunkle Kapelle daselbst. Diese mißfiel ihm so sehr, daß er die Frage that: ob dieses die Casa di Dios sey? und als man es ihm bejahte, so soll er wieder mit der Antwort weggereiset seyn: Ich verlange hier nichts mehr zu sehen; denn die Kirche ist elender als der königliche Pallast. Wirklich hätte ich auch sagen mögen, die reformirten Kirchen sind elender als die Wohnung manches Kaufmanns. Vermuthlich aber hat sich dieses Alles seit jenen Zeiten ganz geändert. Verehrungswürdig war die Wohlthätigkeit, die sie gegen die Armen ausübten, und man sah auch nicht einen Bettler. Elternlose Waisen wurden versorget, die in Dürftigkeit versetzten Wittwen erhalten, und die unvermögenden Greise von dem Vermögen der Reichen unterstützt.

Auch traf man wahre deutsche Treue und Redlichkeit bey ihnen an. Ihre Zusagen hielten sie pünktlich, und sprachen, wie sie es meynten. Die Karrenführer, die Trager, die Fuhrleute, u. s. w. mach-

ten bloß hievon eine Ausnahme. Denn für diese mußte man sich hüten, und genau mit ihnen handeln, wenn man nicht wollte betrogen werden. Diejenigen, die durch Reisen und durch Gelehrsamkeit sich gebildet hatten, waren fein und anständig, die andern hatten wenig Einnehmendes. Den Hut, das Zeichen ihrer Freyheit, hatten sie gern auf dem Kopfe, und verschiedenemal ließ man mich im Hause stehen, um erst den Hut zu hohlen und aufzusetzen. Viele hatten ihn bey Tische und in der Kirche auf dem Kopfe. Ihre Kinderzucht war damals im Ganzen schlecht; denn viele Eltern hatten eine solche Affenliebe gegen ihre Kinder, daß sie mit den Lehrern derselben einen ordentlichen Contract machten, die Kinder des Ungehorsams wegen nicht zu strafen. Hielten sie ihr Wort nicht, so wurden sie vor dem Shout verklaget. Desto klüger und sparsamer war ihr Tisch eingerichtet. Kase, Butter, Fisch, Salat und Brod, waren ihre gewöhnlichen Speisen, und man wußte damals kaum ein Beyspiel, daß Jemand durch Aufwand im Essen und Trinken verarmt wäre. Die größte Unhöflichkeit, die man einem Holländer erweisen konnte, war diese, wenn man ihn in seinem Nahrungsgeschäfte störte. Es war daher bey ihnen auch gar keine Unhöflichkeit, Jemanden unter dem Vorwande abzuweisen, der Herr oder die Frau wären bey ihren Geschäften. Gegen ihre Obrigkeit hatten sie wenig Achtung und redeten sehr frey von ihr, obnerachtet sie ohne Ansehen der Person richtete; und wem ist es unbekannt, wie sehr diese Gesinnung gegen die Vorge-

Vorgesetzten in neuern Zeiten ausgeartet ist! Da die Regierungsform jetzt ganz ungeändert ist, so übergehe ich auch die damalige bürgerliche Verfassung, und eile zur Beschreibung derjenigen Städte, die ich be-
sehen konnte.

Mein erstes Augenmerk war natürlich auf Amsterdam, diese schöne und reiche Stadt, gerichtet. Sie ist in der That schön und prächtig gebauet, auch sehr volkreich. Durch sie gehen viele groſse Kanäle, und über selbige Brücken. Die Gegenden an diesen Kanälen heißen, die Herrengraft, die Kaisers-
graft und die Prinzengraft; sie hat die schön-
sten Gebäude. Der vorzüglichste Lauf des Amstel-
flusses gehet in gleicher Linie bis zum Waisenhause, und wenn er sich hernach gegen den Thurm der Re-
gularium krümmet, so verliert er zuletzt in dem Kanal Rockin seinen Namen. Er gehet auch durch Gewölber, die unter der Börse sind, und unter dem groſsen Platz Niddelbaum durch, wo er hernach in den Kanal Dammstock fällt, der in gleicher Li-
nie bis zum Hafen geht. Kommt man in den Hafen, oder in den schönen breiten sogenannten Kanal, so nimmt sich die schöne, groſse Stadt Amsterdam nicht so-
wohl, als vielmehr der prächtige Haufen der stolzen Mast-
bäume, die wie ein Wald aussehen, ungemein gut aus.

Bedenkt man nun, daß diese groſse, damals aus 26000 Häusern in der Ringmauer und aus beynahe eben so vielen in den Vorstädten bestehende Stadt, vor fünf hundert Jahren, noch nicht unter den wirk-
lichen Dingen war, daß ihr Grund sumpfigt, und

dass das Holz unter der Erde, worauf sie gebauet ist, nebst dem Bau und der Grundlegung, mehr Geld, als die Aufführung des übrigen erfordert haben, so wird man wirklich in die grösste Verwunderung gesetzt, diese Stadt zu sehen. Der Verfall der Stadt Antwerpen und die Begierde zur Freyheit und zum Gewinnste, lockten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts viele Kaufleute, Künstler und Handwerker aus den österreichischen, damals spanischen, Niederlanden hieher, und dadurch erweiterte sich Amsterdam sehr. Dadurch theilte Amsterdam, Leiden und noch einige grosse Städte, die mächtige Handlung unter sich, die Antwerpen verlohren hatte, und erlangten dessen Debit nach Deutschland und Frankreich.

Um die hohen Stadtmauern ist ein Damm gezogen, welcher mit der Mauer in einer Linie ist. Dieser Damm ist mit zwey Reihen Bäumen geziert; er dienet zu einem angenehmen Spaziergange, und hemmet das Wasser des Grabens. Was man hier wahrhaftig gross und prächtig nennen kann, sind die Festungswerke um die Stadt, die alle von gebacknen Steinen aufgeführt, und mit tiefen Graben umgeben sind. Auch sind die Gassen, die zum Theil ziemlich breit und mit Bäumen besetzt sind, an den Seiten mit rothen Steinen belegt, und vor den Häusern ist das Pflaster von einem spiegelhellen blauen Steine, welcher wegen seiner Adern dem Marmor gleich sieht; und weil sie alle Morgen abgespület werden, so glanzet Alles von Reinlichkeit.

Die Einwohner von Amsterdam fand ich merklich lebhafter, als die Einwohner in den übrigen, vorzüglich kleinen, Städten; aber es besteht auch wenigstens die Hälfte der Einwohner aus Deutschen und Franzosen. Die letztern sollen in Holland mit der Zeit etwas von ihrer Lebhaftigkeit verlieren, und wenn man bedenkt, wie groß der Einfluss ist, den die ganz andere Luft des feuchten und nebligten Dunstkreises, die veränderte Nahrung, und vorzüglich das Beyspiel des Ganzen einer Nation auf den Character der sich hier festsetzenden Ausländer haben muss, so wird dieses auch nicht unwahrscheinlich. Die große Lebhaftigkeit ist auch wirklich die Sache nicht, wodurch sich ein Fremder die Gunst und das Vertrauen des Holländers erwerben kann. Ich stellte mir vorher die Amsterdamer immer als Leute vor, denen man das Geschäftige und den Fleiß gleich auf den ersten Blick würde ansehen können; allein ich fand gerade das Gegentheil. Man sieht den Holländern die Industrie gar nicht an; man sieht sie nur an dem, was sie gemacht haben, und was sie ausrichten. Wenn man hieraus nicht sicher auf das Gegentheil schließen könnte, so würde man den lermenden Pöbel an manchen Orten für sehr geschäftig, und die Holländer für sehr unarbeitsam halten.

Mit der Industrie derselben gehet Alles still und anscheinend schläfrig zu. Der Holländer arbeitet auch, so viel ich habe bemerken können, langsam, aber außerordentlich anhaltend. Er ist phlegmatisch, aber die Gewinnfucht ist stärker als sein Phlegma. Diese

ist die Triebfeder seiner Industrie; er ist blos aus Geldgeiz gewinnflüchtig. Seine Sparsamkeit behält er bey, wenn sein Vermögen auch noch so groß wird, und sein Hauptgrundsatz ist der: Arbeit schändet nicht. Daher ist der Abstand der Herrschaften und des Gefindes hier auch nicht so groß, als in andern Ländern. Ein Fremder kann in einem mittelmässigen Bürgerhause, schwerlich auf den ersten Blick entscheiden, wer die Wirthin vom Hause oder wer die Aufwärterin sey. Antje plappert und lacht so viel als Mevrouw.

Die Sparsamkeit der Nation hat den Fremden auch den Vortheil verschafft, daß sie fast gar keine oder nur sehr geringe Trinkgelder auszugeben brauchen. Das gewöhnliche Trinkgeld, den Thurm des Amsterdammer Rathhauses zu sehen, ist z. E. zwey Stüber, und eben so fand ich es bey andern Gelegenheiten; das Trinkgeld des Jagers, oder des Mannes, der das Pferd, welches die Treckschuyten zieht, lenkt, ist ein oder zwey Deut oder Pfennige. Einer von den Bewindhebern der ostindischen Compagnie, gab dem Jager auf der Station ein Deut, ohne daß er deswegen von den andern wäre für geizig gehalten worden. Alle übrige Arten von Exactionen des Trinkgeldes, wodurch die Reisenden in andern Ländern so sehr beschwert werden, findet man hier nicht. Der, dem nichts versprochen ist, verlangt auch nichts; es müßte denn der Reisende ein sehr reich besetztes Kleid tragen, oder so unvorsichtig seyn, und sich merken lassen, daß er gänzlich ein Neuling im Lande sey.

Unter

Unter die prächtigsten Palläste in Europa, gehört das Amsterdammer Rath- oder Stadt - Huys. Es ist von 1648 bis 1655 gebauet, und man hat an demselben weder Jaspis, noch Marmor, noch Bildhauerarbeit, noch Gemahldes gespart. Es stehet fast mitten in der Stadt auf dem Damme, welches ein sehr großer Platz und ein Viereck ist, mit Pavillons an allen Ecken. Es soll bis drey Millionen gekostet haben und auf beynahe vierzehn tausend Bäumen oder Masten ruhen. Die Länge desselben ist in dem Vordertheile 282 Fuß und die Breite beträgt im Durchschnitte 232 Fuß. An der Vorderseite siehet man die Stadt Amsterdam, unter dem Bilde der Cybele, welche auf einem Stuhle sitzt und von vier Najaden, nebst zwey Nymphen, Palmen und Lorbeerzweige, sammt einigen Früchten, empfängt. An einer andern Seite siehet man den Neptun mit den Tritonen umgeben, wie er kommt und der Göttin den Eid der Treue schwöret. Das ganze Haus wird durch einen runden Thurm mit acht großen durchbrochenen Bogen, welche das Dach halten, bedeckt. Mitten inne hängt das schöne Glockenspiel, welches jederzeit, wenn die Kaufleute auf der Börse zusammen kommen, gespielt wird.

Vorzüglich schön ist die Aussicht auf dem Thurme. Man siehet über eine Menge kleiner Städte, nach Harlem, Leiden und den Haag bis an die Nordsee, über den Hafen, das Y und die Zuydersee, und auf der andern Seite über das Harlemer Meer. Auf allen diesen Gewässern erblickt man leicht auf tausend große und kleine Schiffe in Bewegung. In der nahen Gegend

gend umher liegen Dörfer mit artigen Kirchthürmen, Meyereyen, schönen Landhäusern, kleinen Lustwäldern und vornämlich eine unglaubliche Menge von Windmühlen, im bunten Gemische unter einander.

Ein anderes schönes Gebäude ist die Börse; sie steht auf drey gewölbten Bogen über der Amstel. Hier wimmelt es von elf bis zwey Uhr von christlichen und jüdischen Kaufleuten. Es ist ein großer Platz, auf welchem man rund herum unter den prächtigsten Arcaden geht, die auf einige dreyszig Pfeiler gestützt sind. Ein jeder ist nummerirt, und einige Kaufleute haben ihre gewissen Pfeiler, dabey man sie finden kann. Man höret nichts als ein blosses Gemurmel; Niemand darf laut sprechen. Oben über der Börse ist der Fichtboden und allerhand Krambuden, sonderlich von schlechten Kupferstichen.

Eine wahre Zierde für Amsterdam waren damals auch die schönen, saubern und bequem eingerichteten Armenhäuser, als das Gasthuys, das Soldaten-Frauen- und Verbandhaus und der Bayert, wo Fremde drey Tage Herberge finden. Das große Gasthaus hatte seine eigne Brauerey, Beckerey, Apotheke und Arzneygarten. Es war ein Doctor Medicinae, drey Chirurgen und ein Apotheker mit zwey Gefellen daran angestellt. In andern Armenhäusern wurden noch überdiess jährlich zur Unterhaltung vieler tausend Hausarmen, an Brod, Käse und Butter, gewiss 600000 Gulden ausgegeben. Im neuen Almosenhanse wurden etliche tausend elternlose Kinder und Fündlinge erzogen, und so waren noch unzählige andere wohlthätige

rige Stiftungen da, die wahrscheinlich auch noch fort-
dauern.

Amsterdam hat eine beträchtliche Menge Kir-
chen, darunter allein den Reformirten vierzehn und
den Katholiken dreyßig gehören. Die Oude Kerck
ruhet auf 42 runden steinernen Pfeilern, und hat
zwey Orgeln; auf dem Thurme, welcher drey Um-
gänge hat, wird am angenehmsten auf den Glocken
gespielt. Die Neue Kirch wird für eine der zier-
lichsten und künstlichsten in Europa gehalten. Sie
hat viele Grabmäler von Helden. Die Zuyder-
kirch hat einen guten Thurm mit einem Glocken-
spiel, und der Thurm an der Westerkirch über-
trifft die andern alle an Höhe und Ansehen. Die Lu-
theraner haben zwey Kirchen; die eine steht auf der
Ostseite des Singels, und ist 1632 erbauet, die andere
am Ende des Singels bey dem Stroemark und ist 1669
eingeweiht worden. Das Fundament soll auf 3615
Masten oder Bäumen ruhen. Sie ist in der Runde von
großen Quadersteinen aufgeführt, und hat nur ein
ganz kleines Thürmchen. Die Remonstranten ha-
ben ihre Kirche auf der Kaisersgracht. Die Kirche der
Mennonisten stehet auf der Westseite des Singels.
Die Quaker halten ihre Zusammenkunft auf der
Kaisersgracht, und die Juden haben auch zwey Sy-
nagogen; den Portugiesen ihre ist ein fast vier-
eckichtes, großes und hohes Gebäude. Nicht weit
von diesem ist auch der Tempel der hochdeutschen
Juden.

Außerordentlich habe ich mich gewundert, daß in einer so großen Stadt, wie Amsterdam, die Policy so genau und richtig ausgeübt werden konnte, als damals geschah. Ich zweifle sehr daran, daß der jetzige erwählte Convent diese besser verwalten kann, als es sonst die zwölf Bürgermeister thaten, wovon jährlich viere die Regierung hatten. In Allem, was die Sicherheit der Einwohner, den Handel mit den nothwendigsten Bedürfnissen und die Ausübung und Aufrechthaltung der gemachten guten Einrichtungen betraf, war die Obrigkeit sehr scharf; in dem aber, was die Freyheit der Einwohner, vorzüglich in der Wahl ihrer Vergnügungen, die Lebensart nach dem Sinne eines Jeden, und Alles, was dahin gehört, angeht, war sie sehr gelinde und nachsehend. Man glaubte nicht, daß die Lustbarkeiten, woran das Volk Theil nahm, Komödien, Tänze, Musik in den Wirthshäusern, Puppenspieler und Bankelfanger, der Industrie schädlich wären; es schien vielmehr, daß man alles dieses als neue Triebfedern der Begierde zu gewinnen, und folglich der Industrie, als Dinge, die die Nation aus der Schlaffucht reißen und sie lebhafter machen könnten, begünstigte.

Daher war das Zucht- und Raspelhaus recht mit dem Kern der ärgsten Bösewichter angefüllt, die, ob sie gleich bis an den Unterleib nackend waren und auf das strengste zur Arbeit angehalten wurden, doch auch jetzt, als sie schon der strengen Policy in die Hände gefallen waren, immer noch darauf dachten, wie sie Fremde mit ihrem betrüglichen Tobaksdosenhandel

handel hintergehen könnten. Jeder Züchtling mußte wöchentlich 300 Pfund Brasilienholz raspeln, und um den Selbstmord zu verhüten, liefs man ihnen weder Raspel, noch Beil in ihren Kammern. In dem Spinnhause aber fanden schlechte Weibspersonen ihre Beschäftigungen und Strafen.

Nirgends habe ich auf den Strassen des Abends so viel singen und fiedeln hören, als in Amsterdam. Diefs rührte von der Freyheit her, die man den aus Ost- und Westindien zurückgekommenen Matrosen gab, damit sie Gelegenheit hätten, ihr gewonnenes Geld wieder zu verthun. Waren sie dann damit fertig, so kostete es desto weniger Mühe, sie zu einer neuen Fahrt zu engagiren. In der That war nichts lustigers, als einen mit Gewinnst aus Ostindien zurückgekommenen Matrosen zu sehen. Kaum war er zwey Tage in Amsterdam angekommen, so sahe man ihn mit gepuderten Haaren, perlenfarbenen seidenen Strümpfen, scharlachenen, mit goldenen Tressen besetzten, Beinkleidern, grossen silbernen Schuh Schnallen und feinen mit seidenem Futter versehenen Unterkleidern von feinem Tuch, einhertreten. Oft gieng das, was dergleichen Leute in Ostindien erworben hatten, grösstentheils für ihre Kleidung drauf; ob sie übrigens in der Wahl derselben eine gehörige Ordnung beobachteten oder nicht, das war ihnen gleich viel.

Gerade damals trug sich eine sonderbare Begebenheit zu. Ein aus Ostindien gekommener Matrose fährt in einer Treckschuyte nach Amsterdam. Er stopft

stopft sich eine Pfeife Toback, und raucht so stark, daß ihn eine Frauensperson bittet, es ihr zu Gefallen zu thun und schwächer zu rauchen. Der Matrose aber liefs sich nicht erbitten, warf einen Blick voll Verachtung auf das Frauenzimmer und wurde dabey gewahr, daß ein neben ihr sitzender Kaufmannsdienner eine sehr höhnische Miene darüber machte. Wäre ich ein Katholik, junger Herr, sagte der Matrose, so würde ich ihn auf seine Miene zum Fußfall nöthigen, so aber soll es ihm vergeben seyn.

„Nur nicht von Katholiken geredet, rief ein anderer Mitreisender, der sich für einen preussischen Officier ausgab, oder der Teufel soll ihm den Hals brechen.“

Sachte, mein Herr, antwortete der Matrose, das gehet so geschwinde nicht; sie haben deml Teufel nichts zu befehlen, und mein Hals läst sich so leicht auch nicht brechen. Ich muß sie bitten, ehe ich weiter mit ihnen rede, mir zu sagen, wer sie sind?

„Ich bin ein preussischer Officier, das kann ja Jedermann an meinem Port d'épée und an meiner Uniform sehen.“

Ich sehe daran weiter nichts, sagte der Matrose, als daß es das Port d'épée und die Uniform eines preussischen Officiers ist; aber daraus folgt noch nicht, daß sie es wirklich sind. Sie können es auch nicht seyn; denn ein preussischer Officier besitzt mehr Lebensart als sie. Wo haben sie ihr Patent?

„Ich habe mein Patent nicht bey mir, und habe auch nicht nöthig, es Jedem, der es verlangt, vorzuzeigen.“

So

So sind Sie ein Avanturier, und nun sey Ihnen der Himmel gnädig, wenn wir an das Land kommen.

Kaum waren sie aus dem Schiffe gestiegen, so wollte sich der Matrose mit ihm schlagen; aber der vorgebliche Officier wollte sich nicht mit ihm messen; er entfärbte sich und gestand zitternd, er sey kein Officier, sondern er wäre bey einem Advocaten Schreiber gewesen, gewisser Ursachen wegen heimlich entwichen, und sey blos zu seiner Sicherheit so gekleidet.

Der Matrose machte sogleich Lärm; der Mensch wurde vor die Obrigkeit gebracht, und kaum war er da angekommen, so sagte er: „Ich sehe wohl, daß mich die göttlichen Gerichte verfolgen. Was soll ich es länger verheelen? Ich habe meinen Herrn ermordet, und hier ist das verfluchte Geld, das mich zu dieser Mordthat bewogen hat.“ Er zog eine Börse Gold aus der Tasche, überreichte sie der Obrigkeit, und diese wies ihm sein Logis an, wie es seine That werth war. Wie sonderbar weiß die Vorsehung nicht strafbare Handlungen zu entdecken!

In Amsterdam muß man sich sehr vor den sogenannten Zielverkoopern hüten. Es ist dies eine Gattung Menschen, die manchen einfältigen Fremden durch allerhand Ranke und listige Streiche zum Dienst der ostindischen Compagnie, als Seesoldat oder Matrose, oder wie sie es nennen, auf einen Dreymastigen zu bringen, wissen. Eigentlich sind sie Usuriers, welche den Seesoldaten und Matrosen, gegen große Vortheile oder sehr hohe Zinsen, die erforderlichen

Kleider, und was sie sonst zur Reise haben müssen, anschaffen, und ihr Recht oder Sicherheit an den Personen und dem verdienten Lohne behalten. Es giebt eine groſſe Menge von diesen Leuten in Amsterdam, und viele, die man nicht dafür halten sollte. Sie wissen sich allerley Gestalten zu geben, und man hat sich wirklich für sie in Acht zu nehmen; allein sie sind auch nicht so gefährlich, als sie ausgeschrien werden, wenigstens für die nicht, die einige Kenntniſs der Stadt, und den, einem jeden Reisenden so nothwendigen, hohen Grad des Miſtrauens besitzen. Daſs ihnen selbst von Seiten der ostindischen Compagnie, auch bey verübten Gewaltthatigkeiten, die sie aber doch wegen des Pöbels, der ein fürchterlicher Feind für sie ist, nicht eher wagen dürfen, als bis sie den Fremden dahin gebracht haben, wo sie ihn haben wollen, ein wenig nachgesehen wurde, ist wohl nicht zu laugnen; aber auch einigermaßen zu entschuldigen, wenn man bedenkt, daſs die Compagnie in ihrem Wohlitande auf 25000 Bediente und 12000 Mann regularer Truppen unterhielt, über 100 Schiffe, von 20 bis 60 Kanonen bemannte, und jährlich 38 bis 40 Schiffe nach Ostindien schickte. Es musste folglich oft sehr schwer seyn, die Mannschaft dazu zusammen zu bringen. Zuweilen meldeten sich freywillig mehrere, als gebraucht wurden, zuweilen war man aber auch in Verlegenheit. Diese Zielverkoopers sind auch aus dem Grunde weniger gefährlich, weil ihre listigen Streiche gar zu bekannt sind. Auf allen Wegen nach Amsterdam zu, werden Historien von ihnen erzählt, die,

die, so übertrieben sie auch zuweilen sind, dennoch manchem, der sonst zu unvorsichtig seyn würde, eine gute Warnung seyn können.

Etwas sehr Merkwürdiges sind die fünf Moder-
mühlen in dem Hafen der Stadt Amsterdam; sie werden durch 23 Pferde und 20 Menschen getrieben, welche, einen Tag dem andern zu Gute gerechnet, täglich nicht weniger als 29670 Cubikfuß Schlamm und Moder ausbringen. Ohne diese Mühlen würde es in kurzem um die weltberühmte Schifffahrt von Amsterdam sehr misslich aussehen.

Nachdem ich mich, meiner Meynung nach, hinlänglich in dieser Stadt umgesehen hatte, so reiste ich mit Bewilligung meines Wohlthäters auch nach den andern vorzüglichsten Städten Hollands. Da fand ich denn, daß das Postwesen in einer sehr guten Verfassung war, und man alle Ursache hatte zufrieden zu seyn, wenn man nur die Vorsicht brauchte, sich die gesetzte Posttaxe und die Ordonnantien wegen der Postwagen und wegen der Treckschuyten, Beurt, Markt- und Jagdschiffe bekannt zu machen, um gleich selbst das Post- und Frachtgeld, so wie die Zeit des Abfahrens und der Ankunft zu wissen. Die Wege werden nach Stunden gerechnet; es sind aber, eben so wie an andern Orten, die Meilen ungleich und verschieden, und man hat große und gemeine Stunden. Im Allgemeinen könnte man wohl eine holländische Meile zu einer oberfachsischen Stunde anschlagen.

Von Amsterdam reiste ich in einer sogenannten Treckschuyte nach Harlem. Da entdeckt man wirklich kleine Partien von Landschaften, aus denen die Niederländischen Künstler, die Berchems, die Ruisdale, die Sachtleven und andere, so reizende Landschaften zusammengesetzt haben. Diese Treckschuyten sind nicht überall gleich; in der Provinz Gröningen sind sie mehrentheils 16 bis 20 Schritte lang und 3 bis 4 breit; weiter in Holland 24 bis 26 lang und 4 bis 6 breit. Sie kosten zwischen vier- bis fünfhundert Gulden neu; zehn bis zwölf Schiffer theilen unter sich gemeiniglich die Fracht, und geben dafür dem Staate jährlich etwas Gewisses ab.

Innwendig können in diesen Schuyten ohngefähr eben so viel Personen bequem sitzen, als sie Schritte in der Länge haben; oft aber nimmt der Schiffer mehr Personen ein; allein die Passagiers brauchen dieses nicht zu leiden, sondern können noch eine Schuyte verlangen.

In Westfrieslsand sind die Schuyten etwas größer und bequemer, jedoch in allen sieben Provinzen so niedrig, daß man nicht darinnen stehen, wohl aber, wenn man nicht über die gewöhnliche Mannshöhe hat, bequem sitzen kann.

Vor dem Regen und Wind ist man sicher; denn es ist innwendig Alles bedeckt, und auf allen Seiten zu. Das Ganze ist von Holz; keine Fenster daran; sondern nur auf beyden Seiten Thüren zum Eingang und in der Mitte auf jeder Seite eine Luke, um die Waaren hinein zu bringen; jedoch wird nicht viel
schwe-

schwere Bagage angenommen. Die Fracht eines Mantellacks kostet gewöhnlich auf jede Station zwey, auch drey bis vier Stüber, weiterhin in Holland gar nichts; aber ein Koffer kostet immer viel mehr. Jedoch darf der Schiffer niemals mehr fordern, als die Verordnung mit sich bringt.

In dem Schuyt steht in der Mitte ein langer schmaler Tisch, darauf man die Bagage zu legen pflegt; man sitzt auf Bänken, die an der Wand befestigt sind, und findet allerwegen Armenbüchsen, und einen hangenden Leuchter, darin des Abends eine Kerze oder Talglicht angesteckt wird. Bisweilen ist es auch nur eine Maschine von Töpfererde, darin vier oder fünf Löcher sind, um ein Licht hineinzustecken. Ferner so fehlt auch niemals, nach der holländischen prahlerischen Reinlichkeit, eine Maschine von Blech, Porcellain oder Silber, so einem Blumentopfe gleicht, Quispedor genannt wird, und zum Auspeyen dienet; man findet dergleichen allerwärts, nicht allein in Schiffen und in den Wirthshäusern, sondern in allen Gesellschaften, beym Thee- und Efstische, auf dem Tische stehend.

Oben auf den Schuyten ist ein unbequemes Verdeck; es können aber ein Paar Personen beym Steueruder stehen. An dem Mastbaume, den die Schiffer, wegen der so häufig passirenden Brücken oft niederlassen müssen, ist in der Mitte eine Leine angemacht, die hinten bey dem Steuerruder befestiget ist, und die vorne von einem Pferde gezogen wird, daher der Name Treck- oder Ziehschuyt. Auf diesem

Pferde sitzt ein kleiner Junge, oft auch ein großer Kerl, so beyde Jagerge oder Jongie genannt werden, und 1, 2, bis 4 Deuten Trinkgeld bekommen. Diese Leute sehen gemeiniglich sehr zerlumpt aus, reiten in Schuhen, ohne Sattel und Steigbügel, und haben in Westfrieslsand ein altes Kühhorn, in welches sie jammerlich blasen, wenn's fortgeht, oder wenn sie durch ein Dorf kommen, damit es die Leute hören und Briefe bestellen können. Will man an einem Orte früher anlangen, so darf man nur dem Schiffer sagen, daß man an den Jongie oder Jagerge einige Stüber Trinkgeld geben will, so geht es gleich geschwinder.

Auch das ist eine schöne Einrichtung in den Schuyten, daß, ob zwar Jedermann Toback darinnen raucht, man es gleich unterlassen muß, so bald eine Dame oder andere reputierliche Person faget, daß sie es nicht vertragen könne; da befiehlt der Schiffer, der hier Ordnung halten muß, sogleich, daß man die Pfeife weglege; wenn aber eine Mannsperson wiederum fagt, daß sie den Feuerstübchengeruch nicht vertragen könne, so müssen die Frauenspersonen gleichfalls solche wegthun.

Wenn das Schuyt sich nicht aufhält, so kann man Kaffee- und Theegerathe aus dem Wirthshause mitnehmen und es unterwegs ausleeren.

Die kleinen Städte in Holland, Amsterdam, Rotterdam und das sogenannte Dorf, den Haag, ausgenommen, sehen sich fast alle in der Bauart ähnlich; die Häuser sind klein, mit spitzen Dächern; ein jedes

des ist unten mit einem hervorstehenden Giebel oder Erker, darunter man auf Bänken vor dem Hause bedeckt sitzen kann, versehen. Der Fußboden von diesen Plätzen ist von schwarzen und weissen marmornen viereckichten Platten oder von Fliesen, oder von bunten Steinen, die in Figuren gepflastert sind. Die Häuser sind immer bunt angemahlet, die Fenster mit Spiegelgläsern versehen und von aussen und innen siehet man ihnen gleich schon die grosse Reinlichkeit an. Man gehet auch selten auf den Gassen, dass man nicht die Magde den Boden scheuern, und die Fenster abspülen siehet; die meisten Leute wohnen daher hinten in den Häusern, um die vordern Zimmer zum Staat rein zu erhalten, gehen auch an einigen Oertern lieber hinten zum Hause hinein. In den Häusern selbst findet man Decken von Stroh und Wachstuch; auch sind die Stuben, und sogar die Treppen oft mit Matten und wollenen Decken belegt, damit ja Alles rein bleibe. Vor den Thüren ist verschiedene Gelegenheit, die Schuhe unten abzuwischen, und in Nordholland muss man sogar selbige ausziehen, wenn man ein schönes Haus inwendig besehen will; es werden einem an deren Statt Pantoffeln gegeben und in denselben besiehet man das Haus.

Unten ist das Vorhaus mit Porcellain und Bildern ausgezieret, in den meisten Stuben sind Kamine, Oefen aber gar nicht. In Gröningen sind sie deswegen mit den Kaminen etwas sparsam, weil ein jeder Eigenthümer für jedes Kamin oder offenen Schornstein, als den Küchenheerd, an die Stadt jährlich fünf Gul-

den bezahlen muß, so wie an einigen Orten in Holland das sogenannte Ohrengeld, für die zwey Ohren eines Pferdes, gleichfalls an die Stadt bezahlt wird. Vor diesen Kaminen sitzen nun die Messieurs herum mit ihren Tobackspfeifen, welche in einem Wirthshaufe und an andern Orten einem sogleich angeboten werden, jedoch meistens ohne Toback, weil vorausgesetzt wird, daß ein Jeder seinen Tobak bey sich führe. Die Damen aber sind von dem Kaminfeuer verbannet, und sie haben an dessen Statt ihre Feuerstufen, die auf diese Art gemacht sind. Unten auf beyden Seiten eines eisernen gegitterten Kastens ist eine kupferne Platte, darauf man die Füße setzt; in den Kasten aber wird ein Kohlfeuer gethan, wodurch die ganze Maschine erwärmet wird.

In den Häusern siehet man gleichfalls viel Marmor und viele Wände von Fliesen, und vor den Fenstern lauter Vorsätze von buntem Flor, darauf allerhand Figuren und Landschaften gemahlet sind. Die Abtritte, so hier die beste Kammer oder Häuschen genannt werden, sind vorzüglich rein und zierlich angelegt. Man findet auch nicht so viel Waterpöte, als Watersteene, welches Rinnen von Marmor sind, die zu eben dem Gebrauche dienen.

Die Betten sind meist hart, und Winters und Sommers mit leichten wollenen Zudecken versehen, die einer Pferdedecke nicht unähnlich sind.

Das Pflaster in den Städten ist gemeiniglich von spitzen und ungleichen Steinen, aber auf jeder Gasse sind auf beyden Seiten breite Gänge zum Gehen, und
auf

auf diesen gehet man sehr bequem; es bestehet dieses Steinpflaster, so Riegen genannt wird, aus lauter schmalen gebrannten Steinen, die sehr fest in die Erde gemauert sind; bisweilen trifft man ganze Plätze so gepflastert an, ja sogar einige Landstrassen so gemacht, auf welchen sichs noch besser, als auf den Chausséen fährt.

Ohnerachtet die holländischen Wirthshäuser, ihrer Theurung wegen, so sehr verschrieen sind, so habe ich doch gefunden, dafs, wenn man in den ansehnlichsten Gasthöfen einkehrt und sich in den kleinen Städten und auf dem Lande nur in Acht nimmt, nicht für ganz fremd im Lande oder für einen Kavalier gehalten zu werden, dafs man alsdenn im geringsten nicht übertheuert wird, und dafs die Vorsicht, Alles vorher zu bedingen, gänzlich überflüssig sey, auch von den angesehensten Wirthen für eine Beleidigung angesehen wird.

Ich mochte ohngefahr drey Stunden gereiset seyn, so kam ich auf meinem Treckschuyt in Harlem an. Die Fahrt auf dem Kanale ist sehr angenehm; denn er hat lauter Wiesen zur Seite. Diese Stadt ist schön gebauet, und wegen der Bleichen, Tuch- und Kannefaffabriken, so wie Leiden, das nur zwey Meilen davon liegt, berühmt; ingleichen wegen des Blumenflors. Sie ist nicht feste, sondern hat nur eine hohe Mauer von gebrannten Steinen. Aussen vor der Stadt sind schöne Promenaden und eine halbe Stunde davon ist die Nordsee. Unter den zwölf Kirchen, die sich hier befinden, haben die holländischen Reformir-

ten viere, unter denen die groſſe Kirche die ſehenswürdigſte iſt. Es befindet ſich in derſelben das Grab und der Kopf des Herzogs von Alba, und eine prächtige Orgel, die aber nur alle Sonntage geſpielet wird; ſie hat ſechszig Stimmen oder Register, vier Separationen, zwey Tremulanten, zwey Accouplements und zwölf Blaſebälge. In den Fenſtern iſt die Feyerlichkeit, da Kaiſer Friedrich der Rothbart der Stadt ein Wapen ertheilt, abgemahlt; auch befindet ſich ein Glockenſpiel nebst den ſogenannten Damiatten auf dem Thurme. Das Rathhaus iſt ein betrachtungswürdiges Gebäude; im daſigen Archiv werden die erſten Bücher, welche Lorenz Koſter ausgegeben und gedruckt hat, aufbehalten. Das bekannte Chronicon Coloniense, oder die Chronica van der hilliger Staad van Coelen iſt auch mit darunter; in dieſem wird auf der 311 und 312ten Seite geſagt, daſs die Buchdruckerey zu Harlem zwar von Coſtern erfunden, allein zu Maynz vollkommen gemacht und daſelbſt im Jahr 1450 eine lateiniſche Bibel, mit groſſer Schrift, wie die Meſſbücher, gedruckt, in Holland aber ſchon vorher der Donat gedruckt worden ſey. Allein dieſer Donat fand ſich unter den Büchern, die man mir zeigte, nicht mit. Im Prinzenhof iſt die öffentliche Bibliothek, die gute Handſchriften beſitzt.

Die hieſigen berühmten Bleichen ſind mit kleinen Kanälen durchſchnitten, in die ſich das Waſſer, welches aus den Dünen kommt, ergieſt, und es iſt vielleicht möglich, daſs dieſe Art von gereinigtem Seewaſſer Vieles zur Schönheit der Bleiche beyträgt.

Daſs

Dafs überhaupt das Leinenzeug in Holland besser behandelt und dauerhafter erhalten wird, als in andern Ländern, ist allgemein bekannt. Ware es nicht die Gleichgültigkeit, die man gegen eine jede Kunst, welche nur von den niedrigsten Leuten getrieben wird, aus einem übel angebrachten Stolz zu zeigen sucht, so würde man diesem häushalterischen Volke gewifs früher nachgeahmet haben, seine Wasche nach ihrer Art zu behandeln. Und da in der innern Verfassung des Hauswesens die Erhaltung des Leinenzeuges keine geringe Sache ist, so will ich es meinen Lesern erzählen, wie man in Holland zu Werke geht, wenn man wäscht und bleicht.

Wenn eine holländische Wascherin ihr Leinenzeug zusammengefucht hat, so nimmt sie es Stück vor Stück und bestreicht es an verschiedenen Stellen mit grüner Seife. Alsdann wirft sie es in einen Waschkübel, der ohne Zapfenloch ist, und deckt ein grobes Tuch, welches das Aschtuch heisst, darüber. Unter der Zeit, da das geschieht, kocht ein Kessel mit Wasser, worein man Asche geworfen hat, auf dem Feuer, und wenn die Asche wohl durchgekocht ist, gießt man das Wasser in den Waschkübel durch das darüber gebreitete Aschtuch, welches die Dienste thut, dafs es die Asche, die mit dem Wasser durchgelaufen seyn mag, zurückhält. Man findet für gut, die Menge des Wassers, nach einem ähnlichen Verhältnisse, mit der Menge der Leinwand zu wählen. Nachdem man das kochende Wasser aufgegoßen hat, deckt man den Wasserkübel zu, und läßt es also wenigstens fünf
oder

oder sechs Stunden stille stehen. Nach Verlauf dieser Zeit ziehen sie ihr Leinenzeug wieder heraus, und seifen es mit der Hand ein, wie man es an andern Orten mit der feinsten Wäsche und den Spitzen macht. Hiernächst spült man es aus und schickt es auf die Bleiche.

Die Bleiche ist ein grasichter Platz, der gemeiniglich mit Gräben und bisweilen mit Zäunen umgeben ist. Durch einen solchen Platz gehen, nach seiner verschiedenen Größe, ein oder mehrere Kanäle, die tief genug sind, daß, wenn man mit einer Schaufel in das Wasser fährt, man nicht den Schlamm berührt, und das Wasser nicht trübe macht. Das Leinenzeug wird längst den Kanälen auf dem Grase ausgebreitet, und man begießt es zwey oder drey Tage über, so oft es trocken wird. Dieses Begießen geschieht mit einer Wasserschaufel, wodurch sich das Wasser weit genug werfen läßt, um viel Leinenzeug zu benetzen. Wenn nun das Leinenzeug weiß genug ist, so steckt man es in das Blaue, und schickt es darauf wieder zu der Wäscherin, welche es allmählig, so, wie sie es platten will, zu trocknen sucht.

Diese Art zu waschen und zu bleichen ist, wie man sieht, lange nicht so mühsam, als die gewöhnliche und kostet nicht mehr Zeit. Viele Bürger haben eine Bleiche in ihren Gärten, und wohl gar in ihren Höfen. Wie leicht könnten nicht auf unsern Ländereyen sich viele Personen, einige mit wenigern Kosten, als die andern, solche Bleichen anlegen, und die Unkosten, die man sich dadurch machen möchte, würden

den allezeit durch das gedoppelte Vergnügen, fein Leinenzeug dauerhaft zu erhalten und es vollkommen weifs zu haben, mit Vorthail ersetzt werden.

Nächst den Bleichen hatte Harlem von seinen Fabriken damals gute Nahrung. Von den drey bis vier und vierzig tausend Einwohnern, die es in sich faßte, fanden viele in den Zwirnfabriken, Sammet-, Damast-, Atlas-, Tapeten-, Gold- und Silberstoffen-, Kattun- und Papierfabriken ihren Unterhalt, und ihre Blumenzucht war zu einer solchen Verschwendung ausgeartet, daß oft mehrere tausend Gulden für eine Tulpenzwiebel bezahlt wurden. Alle diese Nahrungszweige sollen jedoch sehr gesunken seyn.

Seit dem Jahre 1752 ist hier auch eine Gesellschaft der Wissenschaften errichtet, die bey einer sehr grossen Sammlung Naturalien sich besonders mit der Verbesserung und Erfindung nützlicher Künste beschäftigte. Von den Einwohnern der Stadt war die Zahl der Katholiken stärker als die der Protestanten, und man fand daher, um Unordnungen vorzubeugen, und den Geistlichen des Orts eine Bequemlichkeit zu verschaffen, über den Thüren der Katholiken ein C angemacht. Ein sehr schöner und angenehmer Spaziergang für die Einwohner ist der sogenannte Harlemer Busch; er verräth aber zu viel Kunst und zu wenig Natur.

Das hier befindliche Harlemer Meer ist wenigstens 20000 Acker gross, und wenn man die auf der Südostseite liegenden Vennen und Torfmoore, wohin es ebenfalls dringt, mitrechnet, so befaßt es noch einen

nen großen Theil mehr. Es bestand im Jahr 1531. aus vier kleinen abgefonderten Seen, die jetzt einen ausmachen, der immer weiter um sich greift, die aber ihre Benennungen behalten haben. Die größte Länge von Norden nach Südwesten beträgt ohngefahr fünf und die größte Breite drey Stunden, und weil es an manchen Orten nicht tiefer als vier Ellen ist, so hat man oft Projecte gemacht, es nach Art so vieler Polter auszutrocknen. Das Bette des Meeres ist meist morastig und Torfartig und nur die Stellen der ehemaligen Seen tief, welches den Schiffen viel Vorsicht kostet, um nicht auf dem flachen Boden sitzen zu bleiben. Uebrigens ist das Wasser, wegen des gewaltigen Zuflusses von Seen, Kanälen und Flüssen ein füßses Wasser, das sich aber bey starken Regengüssen auch hoch anschwellt, und sowohl den Schiffen als dem Lande gefährlich wird.

Von hier reiste ich in die zwey Stunden davon entlegene Stadt Leiden, durch welche der Rhein fließet. Die ganze Gegend ist eine der herrlichsten an natürlichen Erzeugnissen, und die Luft gesünder als in irgend einer andern Provinz. Die Lage des Landes ist sehr niedrig und der Boden von Torferde, Lehm und Sand. Das Harlemer Meer, der Rhein und viele daraus entstehenden Kanäle und Graben verursachen häufige Ueberschwemmungen, und es erfordert daher um so mehr Kosten und erstaunliche Mühe, der Gewalt des Wassers Dämme, Schleusen und Mühlen entgegen zu stellen.

Die Stadt Leiden selbst ist nächst Amsterdam die größte Stadt in Holland; sie könnte aber doch sicher mehr als 50000 Einwohner befaßen. Die Zahl ihrer Studenten rechnete man damals auf die 600. Alles ist hier angelegt, um das Auge zu ergötzen. Die Häuser sind schön, die Gassen, deren an die 180 sind, breit, und die Wälle und Kanäle mit Bäumen besetzt; die Mauern, Wälle und Bollwerke aber sind nicht regular.

Das beste Logis ist die Burg oder das Schloß, ein altes rundes Gebäude, dessen Alterthum sich bis 949 zu den Zeiten des sächsischen Fürsten Hengst erstrecken soll. Es liegt auf einer Anhöhe am Rhein, mitten in der Stadt und hat eine reizende Aussicht. Das Rathhaus hat auch ein schönes Ansehen und ein gutes Glockenspiel. In der Burgermeisterkammer wird ein berühmtes Gemälde von Lukas von Leiden aufbewahrt, welches das jüngste Gericht vorstellet, und für ein großes Meisterstück erkannt wird. Kaiser Rudolph II. soll so viel Dukaten dafür geboten haben, als darauf gelegt werden können. Der Künstler desselben gehörte zu den Wiederherstellern der Kunst in den Niederlanden, und starb zu früh für seine Nation.

Leiden soll indessen lange das nicht mehr seyn, was es zu der Zeit war, als sich die Vertriebenen aus Frankreich hier niederließen; ja diese Stadt würde zu einem unbemerkten Ort herabsinken, wenn sie nicht die Universität, die Wilhelm I. im Jahr 1575 stiftete, in einigem Ansehen erhielt. Sie war damals die vornehmste

nehmste unter den hohen Schulen in Holland, und deswegen wurde sie auch in der Landessprache, die *Lands Universiteit* genannt. Sie hatte alle Einrichtungen, die zur Erweiterung der Wissenschaften erforderlich waren. Die sämtlichen Hörsäle waren im Universitätscollegio, und wenn ich nicht irre, waren deren sechs. Die Sternwarte ist ein schönes Gebäude. Auf der Anatomie, welche die Holländer die *Schneidekammer* nennen, befand sich eine Menge anatomischer Werkzeuge, viele Embryonen und ein grosser Vorrath von Naturalien. Der Botanische Garten ist ohne allen Zweifel das Merkwürdigste in Leiden; denn er enthält beynahe alle Gewächse, welche die vier Welttheile hervorbringen. Die beyden Bibliotheken, die grosse und die kleine, hatte ich nicht Zeit zu besuchen; sie sollen aber sehr zahlreich und schätzbar seyn.

Eine Stunde von Leiden liegt das Dorf *Rhynsburg*, wo ehemals eine Abtey und ein Nonnenkloster der Benedictiner war, welche Petronella, eine Tochter Kaiser Lothars II, die Wittwe Florentii II, Grafens von Holland, gestiftet hat. Es waren damals noch merkliche Steinhäufen vorhanden. Vorzüglich berühmt ist dieser Ort durch die Secte der Rheinsburger oder Collegianten worden. Den ersten Namen hat diese Secte daher, weil sie sich jährlich ein Paarmal in diesem Dorfe versammelt und das Abendmahl hält; den andern hat sie von den hier und da angeordneten besondern Versammlungen. Diese Secte, die wahrscheinlich nun nicht mehr da ist, unterschied

schied sich darin von allen andern christlichen Gemeinen, daß sie alle andere duldete, und Jedermann, dessen Lehrrätze nicht dem Geiste des Christenthums gerade zuwider liefen, erlaubte, an ihren Versammlungen Theil zu nehmen. Jedermann durfte seine Meynung über die Predigt sagen, zu der Jeder gleiches Recht hatte. Die Bibel war ihre einzige Richtschnur. Den Sonnabend kamen sie zusammen, um sich zur Feyer des Abendmahls durch Gebet und durch eine kleine Rede vorzubereiten. Den Sonntag wurde wieder eine kleine Rede gehalten, worauf einer den Brüdern das Brod und den Wein austheilte. Die Taufe geschah durch Untertauchen, und das Daseyn dieser Secte war von zwey gebohrnen gelehrten Bauern, Johann Adrian und Gisbert von der Kodde, entstanden.

Von Leiden nach dem Haag sind wiederum nur zwey Meilen. Man kann ihn für einen Flecken halten, weil er keine Mauern hat, und für eine Stadt, weil man hier alle Ergötzungen und Einrichtungen einer grossen Stadt antrifft. Er ist mit Wassergraben umgeben, über welche Zugbrücken gehen. Man zählet über 40000 Einwohner und über hundert Gassen und Strassen daselbst. Die Lebensart ist ganz von den andern holländischen Städten verschieden. Hier herrschte durchgängig der Ton der grossen Welt und der Verschwendung; Alles schien sich hier zu bemühen, den Gedanken der alten holländischen Sparsamkeit zu verdrängen; und so mangelhaft auch die Vergnügungen zum Theil waren, so suchte man sich doch

in einem Taumel von Lustbarkeiten, Zerstreuungen und Aufwand zu erhalten, um nur Jedem sehen zu lassen, daß hier der leider! jetzt vertriebene Hof seine Residenz habe. Der damalige Erbstatthalter hatte mit seinen Gefandten ein glänzendes Gefolge. Die vielen französischen Flüchtlinge, die sich hier niedergelassen, haben auch ihre Sprache so sehr allgemein gemacht, daß man glauben sollte, auf einmal aus Holland nach Frankreich gesetzt zu seyn, zumal Alles, bis auf den geselligen Umgang und flüchtigen Humor herab, das Gepräge der Franzosen an sich trägt.

Die Wohnung des vertriebenen Erbstatthalters wurde der Hof genannt; sie war von Ansehen ein schlechtes Gebäude. Wilhelm II, Graf von Holland, legte es ums Jahr 1249 an, und nachher ist es immer der Wohnort der folgenden Grafen geblieben. Weit schöner ist das sogenannte alte Prinzenhaus, das zu Bällen, Asseembleen und so weiter, gebraucht wurde. Sehr prächtig zeichnete sich das Haus des Prinzen Moritz von Nassau, des ehemaligen Statthalters in Brasilien, aus. Es ist erst zu Anfang dieses Jahrhunderts, nachdem es 1707 abgebrannt war, neu gebauet worden; es versammelt sich der Kriegsrath und die holländische Societät, welche Preise auf die gekrönten Gedichte setzt, allhier.

Man findet übrigens nur zwey ansehnliche Kirchen im Haag. In der grossen Kirche ist das prächtige Grabmahl des Seehelden Jacob von Wassenaer, Herrn von Opdam. Sein Bildniß ist in Lebensgrösse aus weißem Marmor gehauen, und noch ausserdem mit

mit verschiedenen marmornen Bildern gezieret; wie denn auch die Seeschlacht unten zu den Füßen des Bildnisses in Marmor gehauen ist.

Unter den öffentlichen Plätzen des Orts, ist der, die Vorhout genannt, vorzüglich schön; er wird als ein Spaziergang sehr häufig besucht; auch ist eine besondere Bahn für die Kutschen da. Nicht minder angenehme Spaziergänge findet man auf den Wegen nach den Dörfern Voorburg, Vorschooten und Schevelingen, wohin prächtige Reihen Baume führen. Erstaunlich Geld hat besonders der Weg nach Schevelingen gekostet; er ist gepflastert und wie ein Garten mit Sand bestreuet. So theuer es übrigens im Haag ist, so ist es doch zu Schevelingen noch theurer. Auch der Busch ist ein gewöhnlicher und häufig besuchter Ort. Er ist der größte Wald in Holland, und man hat so viel Ehrfurcht für die alten und hohen Stämme, daß bey schwerer Strafe verboten ist, Muthwillen daran auszuüben. Man gehet etwa eine halbe Stunde dahin.

Eine Meile vom Haag zwischen Leiden und Rotterdam lieget die Stadt Delft, des berühmten Hugo Grotius Geburtsstadt. Lage Delft nicht in dem Lande der schönen Städte, so würde sie gewiß allgemein bewundert werden; denn ihre Lage und ihr Ansehen ist wirklich schön, und sie ist für ihre Grösse auch genug bevölkert, und zählt sicher an die 20000 Einwohner. Drey große Kanäle durchschneiden die Stadt von einem Ende bis an das andere. Die Fayanzefabrik, wo die irdenen porzellanartigen Gefäße ge-

macht werden, und die nachher so sehr in Verfall gekommen ist, war damals noch sehr beträchtlich; es arbeiteten einige dreyszig Meister darin, die jeder zu dreyszig bis vierzig Menschen unterhielten, und vorher sollen an die sechs - bis siebentausend Menschen davon gelebt haben. Die Tobackspfeifenfabrik, die Leinen- und Wollenzeugfabriken, die Lackmusfabrik und das Bierbrauen gaben der Stadt auch einige Nahrung.

Von den Kirchen ist die Nieuwe Kerk op den Mark vorzüglich merkwürdig. Sie enthält die schönste Zierde von allen vereinigten Provinzen, das prächtige Grabmahl, welches die in den Republiken so selten anzutreffende Dankbarkeit, dem berühmten Prinz Wilhelm von Oranien hat errichten lassen. Die Arbeit ist ganz vorzüglich schön. Das Grab stehet auf drey Stufen von Probierstein erhöht, und das Ganze ist von eben dem Steine. Die Statue des Befreyers der ganzen Nation, liegt unter einem Himmel von zwey und zwanzig marmornen Kolonnen; auf der fünften Stufe stehet des Prinzen Statue gewaffnet, und der Helm zu seinen Füßen, wo man auch unter der linken Schulter den Ort bezeichnet hat, wo eine Kugel der niedrigsten Seele voll Tücke und Rachsucht, sein edles und ruhmvolles Leben endigte. Ueber demselben, wie unterwärts, sind noch allerhand Figuren und Auszierungen. Neben dem Grabe dieses grossen Mannes liegen die Gebeine des berühmten Hugo Grotius.

In der Ouden Kerk, die ebenfalls sehr ansehnlich ist, befinden sich die Grabmäher der beyden Seehelden, Martin Harpert Tromp, welcher 1653 sein Leben einbüßte, und Peter Heins, welcher 1617 den Spaniern die Silberflotte mit ein Paar mal hundert tausend Pfund Silber, ohne die andern kostbaren Waaren, weggenommen hat. Beyde sind von weißem Marmor; das Erstere ist das prächtigste, das Andere aber am besten gearbeitet.

Das Rathhaus und das Zeughaus verdienen hier auch gesehen zu werden; im letztern befanden sich für 60 bis 80000 Mann Gewehre.

Während daß ich mich hier aufhielt, trug sich eine Begebenheit von einer außerordentlichen Undankbarkeit zu. Ein reicher und angesehenener Kaufmann hatte sich eines wohlgebildeten Knabens, welcher vor seiner Thür das Brod suchte, erbarmet, und ihn im Schreiben, Rechnen und andern Kenntnissen unterrichten lassen. Er gab ihm die Kost und Kleider, nahm ihn endlich gar zu sich ins Haus und hielt ihn zu Handlungsfachen an. Dieser war ein witziger und schlauer Kopf und in Kurzem der Meister von dem Herzen seines Herrn, so daß ihm derselbe die wichtigsten und geheimsten Sachen anvertraute.

Allein dieser ehrliche Mann mußte nach einigen Jahren erfahren, was schon so viele geschickte Kaufleute erlebt haben, daß das Handelsglück veränderlich ist. Es schlug nach und nach mit ihm um, und er gerieth endlich seinen Gläubigern in die Hände,

nachdem etwa zwölf Jahre verfloßen waren, da er den jungen Undankbaren zu sich genommen hatte.

Kurze Zeit zuvor, ehe es mit diesem unglücklichen Wohltäter zum Brechen kam, nahm Danklos, so kann er wohl mit allem Rechte heißen, Gelegenheit, mit seinem Pflegevater einen Zank anzufangen. Er zog darauf aus dem Hause und fieng seinen eignen Handel an. Alle, die sich seines ehemaligen Zustandes erinnerten, wußten nicht, auf was Weise Danklos zu so viel Capital gekommen wäre, als zu seinem Handel erfordert wurde. Etliche weisagten ihm, er würde seinem gewesenen Herrn bald nachahmen; Andere aber sagten, daß die fast beständig anhaltende Schwachheit und Unpäßlichkeit seines Herrn nicht allein seinen Fall befördert, sondern auch dem Danklos Gelegenheit gegeben hatte, (man kann leicht denken, ob durch billige oder unbillige Mittel) sich zu bereichern. Ja, man murmelte gar, daß er seines Herrn Kredit zuerst bey dessen Gläubigern boshafter Weise geschwächt und unter der Hand dessen Kundschaft an sich gezogen habe.

Der Alte starb indessen in der größten Armuth, und sein Sohn wußte nicht, womit er sich, sein Weib und seine Kinder ernähren sollte. Er bekam blos noch von etlichen Freunden seines Vaters einigen Zuschuß. Gerade jetzt, da ich in Delft war, bat er bey der Niederkunft seiner Frau den Danklos zu Gevatter. Dieser aber lehnte die Ehre auf eine besondere Art ab; er schickte ihm drey holländische Gulden voll Ungestüm, mit diesen Worten: Soll ich denn

denn nun bey allen Prachers Kindern zu Gevatter stehn? Geht, geht und laßt mich ferner in Ruhe. Dieses Betragen mißfiel natürlich jedem Rechtschaffenen, und mir war es so empfindlich, daß ich es mit in mein Tagebuch eintrug.

Von Delft reiste ich in die eine Meile davon entlegene Stadt Rotterdam, welche nächst Amsterdam die vornehmste in den ganzen vereinigten Provinzen ist. Sie ist groß und schön gebauet und hat einige funfzig tausend Einwohner. Die mit vielen schönen Gebäuden besetzte Stadt durchschneiden sieben große Kanäle, die zum Theil so tief sind, daß schwere Kauffahrteyschiffe bis dicht vor die Häuser der Kaufleute kommen und ausgeladen werden können. Außerdem fließt die Rotte durch die Stadt, die auf der einen Seite auch einen Arm der Maas mit aufnimmt. Nicht blos ihre Gebäude geben ihr den Werth einer guten Stadt, sondern auch der starke Handel, der sich besonders nach England und Schottland erstreckt, dem zu Folge öfters in Friedenszeiten gegen hundert Schiffe der Engländer in dem Hafen liegen. Der Anblick der Gassen, in denen ein Gemische von Häusern, Bäumen und großen Schiffen mit flatternden Wimpeln zu finden ist, giebt dem Fremden ein angenehmes Schauspiel, ohne noch der andern angenehmen Spaziergänge zu gedenken.

Die hiesigen Kirchen sind ganz im simpelsten und manche sogar in schlechtem Geschmack gebauet; dennoch verdienet die große Kirche zu St. Lorenz wegen

wegen der vielen Innschriften und der Grabmäher verschiedener Seehelden, als des Cornelius van Witt und des von Crotenaer, die von Marmor gemacht sind, gesehen zu werden. Die englisch-bischöfliche Kirche ist auch ein großes Gebäude. Sie soll die einzige dieser Art seyn, welche englische Unterthanen ausserhalb Großbritannien besitzen, und ist von einer gesammelten Geldhülfe der englischen Officiers, Kaufleute und Seeleute, zur Zeit des flandrischen Kriegs im Anfange dieses Jahrhunderts gebauet worden. Die neue lutherische Kirche steht erst seit 1736; sie hat drey schöne Thürme, eine prächtige Kanzel und ein gutes Uhrwerk.

Das Rathhaus ist alt und schlecht; aber die Börse, die erst 1736 gebauet worden ist, giebt der Amsterdamer nichts nach; sie übertrifft sie vielleicht noch. Nicht weit von der Börse auf der Brücke über die Maas steht die Statue des verdienstvollen Desiderius Erasmus von Bronze, welche die Delfter ihrem Landsmann zu Ehren im Jahr 1622 errichtet haben. So wenig sich die Kunst an dieser Statue verewiget hat, so ist es doch das Andenken eines der größten Männer seiner Zeit, der durch die Nebel des Aberglaubens hindurch sah, es zu sagen wagte, aber eben dadurch auch das Schicksal mit Andern gemein hatte, für einen Ketzer gescholten zu werden. Auch das alte Männerhaus ist, der schönen Gemälde wegen, sehenswerth. Beträchtlich war sonst der Handel mit Toback, mit Korn und Reis und mit irländischem Talch; vermuthlich aber werden diese Handlungs-
zweige

zweige bey den jetzigen Unruhen ganz ins Stocken gerathen seyn.

Von Rotterdam fährt man mit dem Postwagen bis Gouda drey Stunden. Diese Postwagen sind mit Wachseleinwand bedeckt, für sechs Personen eingerichtet, ohne den Bock; man darf aber nicht mehr, als höchstens einen Mantelsack bey sich haben, der meistens frey passiret. Die Person kostet zwey Schillinge oder zwölf Stüber; will man seines Platzes gewiss seyn, so nimmt man die Plätze den Tag vorher und erhält dafür ein Stück Bley zum Zeichen. Die Wagen sind ganz leicht eingerichtet, auch oft mit possierlichen Schildereyen gezieret. Alle zwey Stunden geht ein solcher Wagen ab und ist nur mit zwey Pferden bespannet.

Der Weg bis Gouda ist ganz mit Riepers gepflastert, zuletzt kommt ein hoher Damm, oder Teich, der eben nicht sehr breit ist. Auf beyden Seiten, sonderlich die Hälfte des Weges, sind viele schöne Landhäuser zu sehen. Gouda oder auch Ter Gou ist ein mittelmässiges Städtchen an der Yssel, das vortreffliche Schleusen hat. In dieser Stadt werden die mehresten und besten holländischen Tobackspfeifen gemacht, wozu man die Erde von Koblenz und Köln mit grossen Kosten herbey schafft. Es ist in der That sehr artig anzusehen, wie solche gemacht und gebrannt werden. Es wurden damals auch viele Taue und Käse hier verfertiget.

In der St. Johanniskirche sind die gemahlten Fenster sehenswerth, von welchen man auch eine eigene

gedruckte Beschreibung, nebst den Bildnissen der beyden Meister, Walter und Theodor Crabet, hat. Es sind deren dreyßig an der Zahl, und sie stellen allerhand geistliche und weltliche Geschichten vor; die Farben sind ganz ausnehmend schön und lebhaft, und die Fenster von oben bis unten bemahlet; sie machen aber die Kirche finster, die an sich ein langes und ziemlich breites Gebäude ist, das aber nur ein hölzernes Gewölbe hat.

Damit nun diese kostbaren Gläser so leicht nicht entzwey gehen, sind sie von aussen mit Gittern versehen; der Küster, der die Fremden herumführet, erhält aufser den drey Stübern à Person in die Armenbüchse, zwey Sechstehalb Trinkgeld, und dafür erklärt er Alles Haarklein, bietet auch das Buch, darin Alles genau beschrieben ist, zum Kauf an.

Von Gouda kommt man mit der Post in drey Stunden bis Badegraven, einem schlechten unansehnlichen Orte, und von hier etwa in fünf Stunden nach Utrecht. Unterwegens kömmt man durch das Städtchen Woorda; hinter demselben sind drey Walle, jeder hundert Schritte von einander. Der Weg ist sonst sehr angenehm; sehr viel Beutenplätze und meistens auf beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt; blos der Sand macht den Weg etwas unbequem.

Die Stadt Utrecht liegt in einer sehr angenehmen Gegend, die so sehr angebauet ist, daß man auf einer Tagereise um diese Stadt funfzig Städte und Flecken zählt, zu denen man in einem Tage zu Fuß

Fuß gelangen kann. Besonders verdient die schöne Maille Boom, Maillebahn, bewundert zu werden, welche aus sieben Reihen Bäumen oder aus sieben geraden, 2000 Schritt langen, Alleen bestehet, in deren Mitte sich der Kugelschlag befindet, welcher über tausend Schritte lang ist. Diese schöne Maillebahn siehet man auf dem Walle von weitem, und ein schönes Haus, das ein reicher Mann blos zu der Absicht hat erbauen lassen, um auf diese Bahn zu sehen, giebt der Stadt kein geringes Ansehen. Die Schönheit dieser Bahn bewegte Ludwig XIV. im Jahr 1672, daß er durchaus befahl, derselben zu schonen und sie ja nicht zu ruiniren, und es wäre zu wünschen, daß ihn seine ausgearteten Nachkommen in unsern Tagen nachahmen möchten!

Utrecht selbst liegt ins Gevierte, und hat vier wohlgebaute Vorstädte, auch zwey gute Kanäle, über welche sechs und dreyßig steinerne Brücken geschlagen sind. Der Wall ist einfach und mit einem Wassergraben umgeben. Die Einwohner, ohngefähr 24000 hatten gute Seidenspinnereyen, und verfertigten Tuch und Fingerhüte in unglaublicher Menge.

Unter den Kirchen ist der Dom zu St. Martin vorzüglich schön und hoch; man findet in demselben unter andern das marmorne Grabmahl des Seehelden Wilhelm Joseph Freyherrn von Gent. Von dem hohen Thurm, auf den man auf 457 Stufen steigt, kann man die ganze Stadt und die umliegenden Gegenden bey heiterm Himmel sehr schön übersehen. In der Marienkirche, darin der englische Gottesdienst ge-

halten wird, und welche Kaiser Heinrich IV. erbauet hat, siehet man verschiedene Seltenheiten, z. E. ein Hemde von feinem Nesseltuche ohne Naht, das die Jungfrau Maria für den Joseph zum Bräutigams Hemde genähet haben soll. Ein sogenanntes Einhorn, Petri Schwert, das er bey dem Malchus gebrauchte, ein großes Stück von einem Walffisch, verschiedene an Ketten liegende rare Bibeln mit kostbaren Mahlereyen, und andere theils gedruckte, theils geschriebene Bücher, deren Zahl sich überhaupt auf ein Paar Hundert belauft. Im Chor der Johanniskirche steht die Bibliothek der Akademie, welche der zu Leiden an Menge und Kostbarkeiten wenig nachgiebt, und auf dem akademischen Saale findet man alle Lehrer dieser hohen Schule.

Bey der Akademie, oder dem Orte, wo öffentlich disputirt wird, zeigt man das Wahrzeichen der Stadt, welches in einem künstlichen, von Stein gemachten Strick bestehet. Es wurden damals auf diesem Musensitze, der von den Staaten 1634 errichtet und 1636 eingeweihet worden ist, an die 300 Studenten gerechnet. Weil hier die Luft sehr gesund, das Gewühl der Seehandlung nicht zu stark, und die Lebensart gesittet und artig ist, so hält sich hier auch vieler Adel auf.

Der Botanische Garten enthält einen großen Schatz feltener und ausländischer Gewächse, unter andern einen schönen Palm- und Kampferbaum. Die Anatomie oder die Schneidekammer, ein Amphitheatre ist sehr schön und ordentlich rangirt, aber

nicht

nicht so groß und vollständig als die zu Leiden. Das von rothen Backsteinen aufgeführte Papsthaus, welches, dem Vorgeben nach, der aus dieser Stadt gebürtige Papst Hadrian VI., der Kaiser Karls V. Hofmeister gewesen war, zu bauen befohlen haben soll, verdienet auch gesehen zu werden. Uebrigens behauptet diese Stadt nicht allein, wegen des Utrechter Bundes, der 1579 in dem jetzigen Saale der Akademie geschlossen wurde, wodurch der Grund zur Republik gelegt ward, sondern auch wegen des berühmten Friedenschlusses auf dem hiesigen Rathhause vom Jahr 1714 ein immerwährendes Andenken.

Zwey kleine Stunden von Utrecht liegt das Dorf Zeist, wo die Herrnhuter ein Etablissement errichtet haben; es liegt ungemein angenehm; sowohl das Brüder- als das Schwesternhaus sind prächtige Gebäude. Das Schloß, woraus es entstanden ist, gehörte sonst dem Grafen Ludwig Adrian von Nassau, Herrn von Zeist, welcher ein Mitglied der Generalstaaten, wegen Utrecht, war, und den 3. May 1742 starb, worauf es die Herrnhuter kauften. Man siehet hier allerhand Künstler und Handwerker, und man kann da überaus schöne Sachen kaufen; aber es ist Alles erstaunlich theuer. Für das Herumführen giebt man nichts; aber man muß etwas kaufen. Die Kaufartikel erstrecken sich bis auf Kinderspielzeug und Confect.

Hier nöthigten mich erhaltene Briefe, meine ferneren Reisen in den Niederlanden einzustellen und nach Amsterdam zurückzukehren, um mich zu mei-

ner weitem Bestimmung fertig zu machen. Ich eilte, was ich konnte, daß ich wieder in das Haus meines Wohlthäters kam. Meier empfing mich nebst seiner Frau äußerst liebevoll, freute sich, daß ich in der kurzen Zeit so viel gesehen hatte, und machte mir nun zur Pflicht, ihn ferner durch Briefe von Allem, was mir auf der Reise nach Lissabon und Ostindien merkwürdig schien, zu benachrichtigen. Auch traf er alle nur möglichen Anstalten, auf Verlangen des Herrn Richards, zu meiner Versorgung und Bequemlichkeit auf dem Schiffe, und nachdem Alles besorgt war, so gieng ich den 26. Aug. 1764 voller Vertrauen auf den Gott, der mich bisher so wunderbar geleitet hatte, am Bord. Thränen des Danks waren die Worte, die ich dem guten Meier und seiner Frau bey unserer Trennung zu geben vermögend war, und die Versicherung, daß ich ihre Güte gegen mich nie vergessen würde.

Auf dem Schiffe hatte ich die Kajüte, worinnen Rath gehalten zu werden pflegt, allein zu meiner Wohnung, und der Capitain that Alles, um mir meine Reise angenehm zu machen. Es war in meiner Kajüte ein artiger und bequemer Verschlag gemacht, in welchem ich des Nachts der frischen Luft genoß, und daher brauchte ich meine eigentliche Kajüte bloß zum Schreiben und Ankleiden. Auf dem Schiffe selbst war es so reinlich, als es kaum in manchen Häusern seyn kann. Noth und Klima haben die Holländer diese Reinlichkeit gelehrt, und sie sind ihr auch in Batavia treu geblieben; sie treiben da die Reinlichkeit eben

eben so weit als in Holland; die Reichen schicken da sogar ihre unreine Wasche nach Hougli, das hundert Meilen davon in Bengalen liegt, weil sie in dem Wasser des Ganges weißer und schöner wird.

Ich hatte also alle Ursache auf meinem Schiffe zufrieden zu seyn. Die Lebensmittel waren im Ueberflusse vorhanden, übrigens aber für meinen oberflächlichen Gaumen nicht die besten, und die Zubereitung taugte nicht viel. Das Brod, die Nudelsuppen und Pasteten waren vortrefflich, aber das Federvieh so alt, daß ein hungriger Hund Mühe gehabt haben würde, es klein zu kauen. Die Schinken und das Pökelfleisch waren alt und zähe, und alle Speisen zu sehr gekocht. Schwein- und Rindfleisch, Gänse, Enten, Hühner, Caldaunen, Fische, Brod, Kohl, Zwiebeln, Fett, u. s. w. wurden unter einander gekocht und sodann eine Suppe genannt. Die Ragouts und Brühen bestanden aus Essig, Oehl und Knoblauch. Meine meiste Nahrung bestand daher anfangs, ehe ich mich an die Schiffspeisen gewöhnen konnte, aus Eyerkekuchen. Indessen habe ich es doch auch erfahren, daß sich der Mensch an Alles gewöhnen kann; denn nicht nur diese Speisen, sondern noch weit elendere haben mir in manchen Zeitpuncten so gut geschmecket, als den Kindern ihr Zuckerbrod, und jetzt sind mir fast alle Speisen, wenn sie nicht einige Aehnlichkeit mit der Schiffskost haben, nicht recht schmackhaft.

An Vorfällen, die meine Leser interessiren könnten, war die Reise von Amsterdam nach Portsmouth sehr arm. Auch war es mir meiner kranklichen Gesundheit

fundheit wegen unmöglich, mich auf dem Verdeck aufzuhalten, um ihnen eine Beschreibung der schönen Ausichten, die das Auge auf dieser Reise hat, zu geben. Ich brachte grösstentheils meine Zeit im Bette zu. Unser Schiff war zwar leicht, es segelte aber doch eher langsam, als schnell. Das Unangenehmste war mir dieses, daß ich im ganzen Schiffe nicht eine Cajüte fand, die für mich, ob ich gleich nur von mittlerer Grösse bin, nicht um einige Zolle zu niedrig gewesen wäre. Ich konnte daher, als mich die Krankheit verlief, weder aufgerichtet darinne stehen, noch gehen, oder mir die gehörige Bewegung machen; denn ich lief alle Augenblicke Gefahr, mir den Kopf einzurennen, oder den Hals zu brechen. Ob man die Räume zwischen den Verdecken nach der Statur der Nation, der das Schiff angehörte, abgemessen hatte, oder obs aus lächerlicher Sparsamkeit geschehen war, das weifs ich nicht; aber so viel muß ich bekennen, daß es mir auferst lästig war, und ich würde diese Unbequemlichkeiten noch mehr gefühlet haben, wenn sie mir der Capitain nicht durch Mittheilung seiner kleinen gutgewählten Bibliothek erleichtert hatte. Damit beschäftigte ich mich, so viel es die Schwäche meiner Gefundheit zuliefs. Vorzüglich richtete ich meine Aufmerksamkeit auf drey Quartbände französischer Seeordnungen.

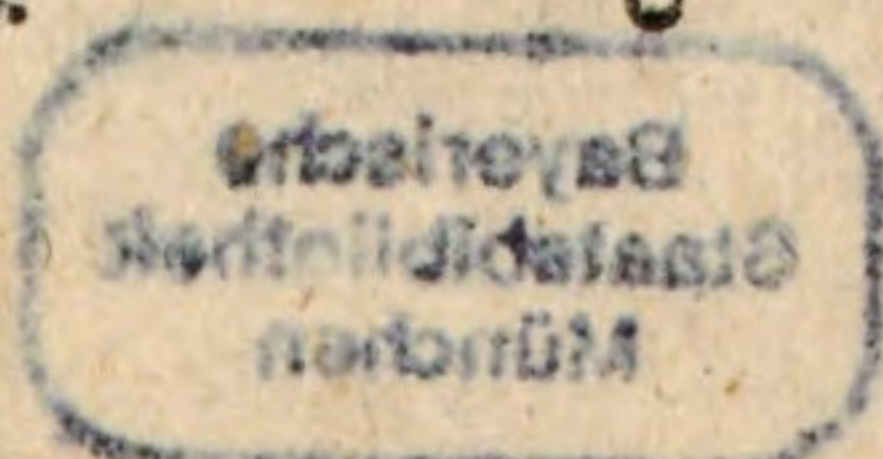
Endlich erblickten wir nach neun Tagen den Hafen von Portsmouth; aber Mangel am Winde machte, daß wir nicht gleich in denselben einliefen, sondern auf der Rhede vor Portsmouth die Anker warfen,

warfen, und unsre Ankunft durch die Begrüßung aus unsern Kanonen meldeten. Den andern Tag kam der junge Perkins, so hieß der junge Engländer, den ich auf Reisen führen sollte, und hohlte mich vom Schiffe ab. Ich lernte einen muntern, hoffnungsvollen Jüngling von einigen zwanzig Jahren an ihm kennen, der mir in seinem ganzen Betragen sehr wohlgefiel. Er brachte mich in das Haus des Herrn Richards, wo ich sehr gut empfangen und aufgenommen wurde. Da Alles schon zur Abreise des jungen Perkins besorgt und auch das Schiff schon größtentheils beladen war, so wendete ich die wenigen Tage, die ich in England war, zur völligen Wiederherstellung meiner Gesundheit und zur Unterredung mit dem Herrn Richard an, um mich von Allem, wie ich unsere Reise einrichten sollte, zu belehren. Ich mußte daher für diesmal ein Land, das nicht sowohl wegen des Reichthums seiner Naturgaben, als wegen der klugen Benutzung derselben, Aufmerksamkeit und Beyfall verdienet, unbesehen lassen, so unangenehm mir dieses auch war. Selbst Portsmouth, das ohnstreitig einen der besten, berühmtesten und stark befestigten Hafen hat, habe ich nur dem Aeußern nach kennen lernen. Es ist eben so ansehnlich als bequem zur Handlung. Stets ruhet eine beträchtliche Menge von Schiffen da, die theils aus den hiesigen Magazinen versorget werden, theils ihre gebrachten Ladungen hier absetzen. Die hiesige Ausrüstung von Schiffen ist sehr berühmt; denn jährlich läuft von Portsmouth die Ost- und Westindische Flotte aus.

Erster Theil.

U

Herr



Herr Richard unterrichtete mich von Allem, wie ich mich gegen den jungen Perkins verhalten sollte, hinlänglich, gab mir auch so viele Geldanweisungen und Kreditbriefe mit, daß wir gar keine Sorge haben konnten, in Geldverlegenheit zu kommen. Ueberhaupt lernte ich in den wenigen Tagen, als ich bey ihm war, einen wahren großmüthigen Mann an ihm kennen, bey dem sich die Ausbrüche des Mitleidens und die Gefühle der Menschlichkeit sehr schnell und heftig zu meinem Vorthail ausserten, als er die Geschichte meines kurzen, aber mit so sonderbaren Schicksalen untermischten Lebens hörte. Der angenehme Umgang mit diesem Engländer hatte wirklich zur Stärkung meiner Gesundheit sehr viel beygetragen. Ich fühlte mich munter und wohl, als wir an einem Morgen die Nachricht bekamen, das Schiff wäre zum Absegeln nach Lissabon bereit. Es wurde in der Geschwindigkeit noch mancherley zu unserer Bequemlichkeit und Erfrischung eingepackt, und wir empfahlen uns dem Herrn Richard und seiner Familie.

Ende des ersten Theils.

2441 (ROTERMUND, H. W., PSEUD.:) HEINRICH VOGELS Beschreibung seiner dreyssig-jährigen, zum Theil glücklichen, zum Theil unglücklichen Seereisen, nebst der Geschichte seines Lebens. 3 Bde. Mit gestoch. Frontisp. Lpz., H. Gräff, 1797. Kl.-8°. Hldrbd. d. Zt. mit Rvg. (etw. berieb. und bestoßen). VI, 290 SS.; 1 Bl., 381 SS.; 1 Bl., 330 SS., 2 Bll. (128)

Erste Ausgabe, sehr selten. — Holzmänn-B., Pseud. Lex., S. 296. — Über Rotermund ADB XXIX, S. 301 f. (ausführl.). — Beschreibt Kindheit und Jugend Heinrich Vogels, Abfahrt aus Hamburg, Reise über Lissabon nach Ostindien, zum Kap der Guten Hoffnung, zurück nach England und Irland etc. — Etw. stockfl. und leicht gebräunt, Vc gestempelt.

821

Vogel, Heinrich

Heinrich Vogel's Beschreibung seiner dreyssigjährigen, zum Theil glücklichen, zum Theil unglücklichen Seereisen nebst der Geschichte seines Lebens. Mit einem Kupfer
Bd.: 1.

Leipzig (1797)

It.sing. 1116-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468469-2

VD18 80365965-001